H. Eccl.
5579

Entweder — Oder:

Wem ist zu trauen, der Krone oder der Bischofs-Mütze?

H. eccl. 557 g
[Kapp]
330

Accd. 350 b

CLEMENS AUGUST

Freiherr Droste zu Vischering

Erzbischoff von Cöln

H. eccl. 330 h

Entweder — Oder:

Wem ist zu trauen, der Krone oder der Bischofs-Mütze?

Beleuchtung der politischen und religiösen Principien der Partei des Kölner Erzbischofs

von

einem Geistlichen, der ausgeschlafen.

> Niemand kann zwei Herren dienen.
> Jes. Chr. b. Matth. 6, 24.

Mit dem Bildnisse des Kölner Erzbischofs, Freiherrn v. Droste zu Vischering, und mit den entscheidenden Urkunden.

Stuttgart.

E. Schweizerbarts Verlagshandlung.

1838.

131 = 13K.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Magis amica veritas.

* * *

Wem zu trauen ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Traue dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch!

Göthe.

Den Manen

Friedrichs des Großen,

in dessen Staaten

„Jeder ungestört nach seiner Façon seelig werden kann.“

Großer König, meiner Jugend Leuchte,
Oriflamme meines nahen Alters,
Wende seegnend von dem Sternen-Zelte
Deinen Blick, den scharfen, immer gleichen,
Jetzt herab auf Deine ewig Treuen!
Saßest Du doch selber, arg bedrohet,
Eh' in Breslau jener feile Bischof
Undankbar und schnöde Dich verrathen,
Unter eben dieses Himmels Sternen,
Denen jetzt, der schönste, Du gesellet,
Einst vor Lowositz, von Nacht umhüllet,
Tief erwägend Deiner Schlachten Plane,
Einsam Du im Feld auf einer Trommel.
Und des Himmels Donner kämpften selber

Mit Dir. Sieh! Du weißt, es floh der Feind!
Lenke Du zu gleichem Donnerlaute,
Menschenfreund, die Sprache Deiner Treuen,
Daß sie bald und kraftvoll, sonder Grauen,
Schlage Deines Reiches neue Feinde,
Die an Zahl und Einfluß drückender.

Einst vor Roßbach dacht' ein witz'ger Gegner
Seine Macht sei viel zu groß für Dich,
Ohne Ruhm für ihn das Schlacht-Getümmel,
Bis mit Einem Schlag Dein kühner Britte
Feuer rief und Feuer gab: im Nu
Floh zuerst der feige, fade Prahler.
Wie nach solchem Sieg, mit wildem Blicke
Drohend nur, der schwärmende Husar,
Eine Schaar Gefang'ner überbrachte,
Wo der Ritter und der stolze Graf
Ihm die Orden Ludwig's überreichte;
So laß' nur durch Deines Blickes Drohung,
Friedereicher! durch die Kraft des Wortes,
Ohne Schwertstreich schlagen jene Argen:
Zwietracht und Hinterlist, vermessene
Verläumdung, ecklen Stumpfsinn, schnöden Wortbruch.
In diese Nacht sende des Lichtes Fülle,
Das Deinem Aug' entstrahlte überall!

Preußen.

Der deutschen Freiheit hast Du, Preußen! Alles,
Dem Handel Großes, doch das Seegensreichste
Der Bildung dargebracht, verkannter Staat!
Du hast erhalten deutschen Geistes Fülle:
In Noth und Qual beraubet Deiner Länder,
Arm und gedrückt von der Gewalt des Helden,
Dem alle weichen, die mit ihm geboren,
Hast du, erhebend, geistig Deinem Volke
Zurückerstattet, was Gewalt ihm nahm,
Den irdischen Verlust ersetzt durch feste Gründung
Des Sitzes hoher Einsicht in Berlin.
Dort wirkte Fichte, seines Gleichen keinen
Zeigt außer Deutschland irgend noch ein Volk.
Dort herrschte ungefesselt freie Rede;
Allüberall im Lande Manneskraft,
Still vorbereitend kaum erhoffte Siege.
Der Wahrheit Licht erleuchtete von da
Die Kraft der Jugend, die den Fremden schlug.

Du hast in diesem Licht uns nicht umsonst
Dein Angesicht, im Feuer, zugewendet.
Du kannst es nimmer dulden, daß die neue,
An List und Feigheit einzig große Macht,
Die schlimmste fremde, neue Fesseln schmiede.

Dreitausendmal schuldloser war das Joch,
Das uns die Tapferkeit des Korsen aufgeschlagen,
Als das beschmutzte, über Alles nur entehrende,
Das feige Römer uns zu bauen denken.
Das Schwert schlug jenen nicht: Er selber war sein Feind.
Ihn schlug der deutsche Geist, den Sieger ohne Gleichen,
Derselbe Geist, erstarkt, nicht mehr von Thatenkraft,
Von Gift allein bedroht; er schlage jene freche
Genossenschaft des Unsinns, die voll Tücke
Der Lebens Kraft, schwindsüchtelnd, uns entzieht,
Die niemals Aug' in Aug' uns anzuschauen,
Die keinen Anblick zu besteh'n vermag:
In Finsterniß geboren, angetrauet
Dem Wortbruch, jeder Lästerung des Lichts
Verschwistert, diese schnöde, schlaue Schaar,
Sie ist das ärgste Uebel auf der Erde. —
Von ihr erlös' uns Deines Friedrich's Geist!
Mit ihm zu siegen sei des Tages Loosung!
Kein Opfer uns zu groß um solchen Preis,
Doch Opfer nicht, nur einzig Frieden gilt es!

Es ist ein Kampf der Lieb' im eignen Hause,
Ein Sieg der schönsten, reinsten Geistes Freude.
Kein Pfaffe soll die Liebe fürder stören,
Die im Gesetz der Sterne steht geschrieben;
Kein Priester Geistes-Adel uns entziehen,
Den der lebend'ge Glaube allen giebt.
Die Liebe Christi lebe ungefährdet:
Lieb' ist allein der Wahrheit reinster Born!
Sie einzig leite meiner Rede Gluthstrom.
In ihr erlaubt, das Schwert in sich'rer Scheide,
Sich selbst gewiß, der Preuße seinem Feind,
Dem Fremden, südlich buhlenden, den Hohn
Der Lüge und Verdrehung schönster Thaten.
So schlug sein Friederich den feilen Spott,
Den Unsinn ihm „gebrauet", einfach dadurch,
Daß er ihn Jedem offen gab zu lesen.
Denn ewig selbst vernichtet sich das Schlechte,
Es stirbt dahin am offnen Tag des Lichtes,
Wenn es auch endlos wuchernd wiederkehrt.
Und ewig thront in Siegespracht die Wahrheit.
Getrost! Sie läßt sich nimmer uns verkürzen!
Der Tag bricht an, der Alles sühnen will.

Der Kölner Dom.

Im Tempel schwang der Heiland seine Geißel,
Zu reinigen die längst entweihte Stätte:
Laut schrie der Pöbel um verletzte Rechte!
Ist er verschwunden dieser selbe Pöbel?
Ruht er nicht wohlgenährt in heil'gen Hallen,
Sich üppig freuend seiner Wucher=Früchte?
Doch halt! es geht die kalte, dunkle Sage:
In Zauberbanden lieg' der Kölner Dom.
Der Meister selbst, betrogen von dem — Schwäher,
Hab' auf das eigne Werk den Bann geworfen,
Den Bann des Stillstands auf den Tempelbau,
Bis — alte Herrschsucht seine Priester stürze,
Und neues Leben quelle durch die Stadt. —
Wie steht es nun? wer mag es laut mir künden?
Was that die Herrschsucht? Brach die falsche nicht

Das Heiligste, das frei gegebene Wort?
Regt nicht sich neues Leben auf dem Rheine?
Geh' einsam hin und lausch' an stiller Pforte
Des Mitternachts, in Mitten beider Thürme!
Sie starren an dich, „gleich gebrochnen Herzen
Der beiden Schwäher", und die Tiefe dumpf
Scheint aufzurauschen, als ob unten endlos
Zwei Geister kämpften um verlor'nes Glück.
Was ist Dir? faßt die Seele banger Zweifel?
Geh' muthig vorwärts! öffne männlich kühn
Gleich Paradieses-Pforten Deine Kirche!
Den eignen Schatten fürchte nicht! „es wankt
Des Mondes Sichel, ungewisse Helle
Zuckt durch die Nacht" und in dem baudurchwühlten,
Umstürmten Schiff malt sich der Fenster Pracht,
Ein Spiegelbild! was siehst Du tiefer innen?
Es kämpft die Liebe innen mit dem Hader!

Entweiht vor Gott und Menschen ist der Altar,
Die Liebe selber langt nach jener Geissel,
Und in des Domes hochgewölbtem Bau
Regt sich zu neuem Leben alte Treue! —
Es ruh'n die Kräfte fürstlicher Gewalten
Nur friede-athmend im gekränkten Lande.
Doch in den Grüften wenden sich die Todten:
Die alten Frommen wollen nimmer dulden,
Daß Priester-Dünkel ihrer Asche spotte.

Sie wenden sich im Grab: es dröhnt der Boden
Und ihren Gruß vernimmt, im Seraph = Kranze,
An ihrer Brust den Eingebornen tragend,
Die stumme Jungfrau, Königin des Himmels.
Er winkt: und um des Münsters hohe Bogen
Erblitzt, so mild als ernst, ein klares Licht.
Gleich einer Mutterbrust, von tiefem Schmerz gehoben,
Scheint aufzuathmen seines Domes Chor,
Und selbst von Außen jene „Blüthen = Thürme“,
Wie im Gebet vorlängst „erstarrte Zungen“,
Gewinnen frei die alte Sprache wieder.
Und fest im Schooß des tiefen Säulen = Waldes
Erheben sich die oft betretenen Steine:
Die Klammer springt, es öffnet sich das Grab.
Aufsteigen die Gestalten grauer Vorzeit,
Zum Schrecken des entarteten Geschlechts.
Dies sinkt hinab: und fernabdonnernd schließen
Die Felsen = Grüfte ihre Wechsel = Pforte,
Zu bergen ewig diese Natterbrut.
Es sinkt die Nacht mit ihren Höllen = Söhnen.
Auf ihre Häupter treten, neu belebet,
Die Helden = Jünger reinen Christen = Glaubens,
Begrüßend schon des Tages junge Sonne,
Und treu umgeben von der Engel = Schaar
Erheben sie das Kreuz, von Rosen = Knospen
Der neuen Morgenröthe rings umblüht.
Die Lilie steigt empor, sie duftet wieder!

Aufgrünt im Felsenbau des deutschen Nordens
Das alte Kleeblatt wahrer Lieb und Treue
Und jener Hoffnung, die uns nimmer täuscht.
Und der Gestalten immer neue Fülle
Quillt unaufhaltsam, allverklärend auf,
Zu neuem Leben, neuer Lebens-Freude.
Ein neu Gebot ertönt in ihrem Munde:
Liebt, Brüder, liebt Euch frei in reinem Glauben!
Besiegt den Irrthum streng im eignen Busen,
Befreit Euch von Euch selbst, dann seid Ihr frei.
Nur Selbstbesiegung ist der Liebe Losung.
Nur blinder Irrthum tödtet Lebensfreude;
Und nur wo Einsicht wohnt, wohnt die Versöhnung.

Wo sich die geistliche Macht mit ihren sogenannten Dienern des Friedens in Regierungs-Angelegenheiten mischen darf, setzt der Unfriede seinen Fuß in das Staatsgebäude.

Baco.

Vorrede.

Geliebter und geneigter Leser!

Als „ritterbürtiger Ritter“ schrieb in Schiller's Räubern Franz von Moor falsche Briefe im Namen des Bruders an den alten Vater. In unseren Tagen kopirten nach alter Sitte moderne Priester dieses Original im Großen, aus gleicher Herrschsucht zu täuschen begierig den heiligen Vater in Rom, auf daß er seine würdigen Söhne verstoße, der argen sich annehme, die schwachen irre führe.

Dem Herausgeber folgender Blätter, sagt man, habe ein Freund der Kirche, kurz vor seinem Tode am Schlag, diese Gabe vermacht, um sie als Gegenstück des falschen Briefes, dessen Unterschrift dem braven Bischof von Trier, seeligen Andenkens, auf dem Sterbe-Bette abgelockt wurde, dem Druck zu übergeben: — was im Namen des Verstorbenen hier an Alle, denen Wahrheit und

Recht am Herzen liegt; an Alle, welche Flauheit, Stumpfsinn und Hinterlist in kirchlichen Angelegenheiten aus tiefster Seele verabscheuen, mit der dringenden Bitte geschieht, seine Flugschrift, diese Hinterlassenschaft seiner Treue im Dienste des Heiligen, gegen Anfechtungen in Schutz zu nehmen, die ihr öffentlich und geheim von Seiten der Ketzer und der Priester begegnen werden.

Apokalypse am 13. Vers 18 und am 17. Vers 9.
Den 1. April im Jahre 666.

Der Herausgeber, Dom-Kapitular

Ulrich Garaus,

Mitglied der Synagoge von Neu-Jerusalem, Ritter des heiligen Sporns von Utopien, von mütterlicher Seite Vetter des Kardinals C....... und von Noah's Zeiten her leiblicher Vetter Gregors XV., der die Propaganda in Rom gestiftet hat, und Gregors XVI., der ihr neue Kräfte einhaucht!

Inhalt.

Seite

1. Stimmung in Rom und Münster, verglichen mit einer Stimme aus München 1
2. Erstes Belegstück: Staats-Schriften aus Preußen . 7
3. Zweites Belegstück: Worte vom heiligen Stuhl . . 18
4. Drittes Belegstück: Rechtsgang 24
5. Ueberlegung 54
6. Viertes Belegstück: Der Minister und der Bischof . 62
7. Der König und der Bischof 73
8. Die gute Meinung 77
9. Wechsel-Gespräch im Erzbisthum 86
10. Kölner Worte 92
11. Die wächserne Nase des Rechts: Erinnerungen aus einem Gespräche zwischen Trier und Köln . . . 92
12. Der Erz- und der Ex-Bischof 95
13. Phantasieen über die Rede vom heiligen Stuhl . . . 98
14. Päbstliche Dankbarkeit 100
15. Für die Schwachen 102
16. Die Sackgasse in Utopien 103
17. Das Delirium vor der Tafel oder Aussichten der Kurie in die Zukunft 107
18. Die letzten Dinge: Eine Allokution der Versöhnung an den heiligen Vater 121

Seite

19. Die Weltgeschichte als Lustspiel 123
20. Die gedeckte Tafel der Unterwelt 127
a. Die Aktie und die Tafelmusik 130
b. Das Tischgebet. Ein Brief Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen . . . 130
c. Der Speisezettel. Eine Rede Napoleon's . . 134
d. Die Tafel-Gäste und die Fleisch-Töpfe Aegyptens, oder die Justiz der heil. Familie . . 139
e. Die Münstermänner und die Tiroler . . . 145
f. Die Finanz, Katzenmusik (Polizei) und Politik der Münster-Männer 148
g. Banquo's Geist an der Münster-Tafel . . . 155
h. Der Nachtisch in der Unterwelt oder Münster-Tafel-Desert 161
(Antitheses und Theses der Münstermänner.)
A. Kirche und Leben 164
B. Einzelne Lehren 165
i. Gebet nach der Mahlzeit 191
21. Schluß . . . . 19?

Stimmung in Rom und in Münster; verglichen mit einer Stimme aus München.

Seit der Juli-Revolution, die in Frankreich gleich Anfangs zur Ruhe sich neigte, kennt die Geschichte civilisirter Staaten kein tiefer greifendes Ereigniß, als die Entfernung des Kölner Erzbischofes vom Amte. Wenigstens hat in Rom seit 1831 kein Vorfall so großes Aufsehen erregt, keiner die in vielen Kreisen todte Unterhaltung so sehr belebt. Der Name „Preuße" hat im Kirchenstaate guten Klang: ganz Italien weiß, daß Preußen die Tedeschi, wie man die Oestreicher nennt, einmal tüchtig geschlagen, und vor der Macht des heiligen Stuhles hat man nirgends weniger Ehrfurcht, als — in Rom. Prälaten freilich — mit Ausnahme einiger gesunden und würdigen Männer, deren Namen ich verschweige — sind von Schrecken ergriffen. Das eigenthümlich regsame, oft so lebensfrohe, als ernste Volk, kurz fast alle Welt außer jenen Prälaten, sieht in Rom

nicht ohne Schadenfreude dem Schrecken zu. Wie indeß über diesen Vorfall, der auch in Deutschland Manchen überraschte, das Urtheil öffentlicher Stimmen laute, so viel ist gewiß, daß es von Seiten Preußens darauf abgesehen war, die gesetzliche Ordnung zu erhalten, über Umtriebe den Stab zu brechen, die mit geistlicher Hand der schwer errungenen, ruhevollen Entwickelung der Dinge entgegenwirkten.

Bedenklichere Kämpfe, als zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zeigt die Geschichte der ruhelosen, europäischen Kultur keine. Soll in unseren Tagen, die alle Anfänge wieder aufnehmen, das westliche Europa, vormals Schauplatz des Sieges germanischer Energie über die Legionen des alten Roms, die Bühne werden, auf welcher deutsche Bildung mit neu-römischer Herrschsucht in neue Feindschaft tritt? „Varus, Varus, rette mir meine Legionen," rief, sein Haupt an die Wände des Palastes schlagend, der kluge Beherrscher des alten Roms. Wird der klügere Vater im neuen Rom das kühne Selbstvertrauen auf seine Macht in einem Lande, das er so wenig erkannt, als Augustus, gleich diesem, nicht zu bereuen haben? Hat ihm das alte Wittenberg gelehrt, Maß und Ziel zu halten in seiner Zuversicht? Die Macht eingeprägter Vorstellungen ist in den Massen des Volkes, denen Begriffe fehlen, die größte aller, und die Macht der Vorstellung ist die Grundmacht nicht der Religion, die Alles durchdringt, sondern der Kirche, die im Sinnlichen wirkt und schwelgt. Giebt es auf Erden keine, die es wagen kann, diese Macht zu ehren und zugleich in Schranken zu halten? Die Schwerter der Hohenstaufen zersplitterten in Trümmer an der Stärke des römischen Stuhls, die Worte der Reformatoren erschütterten seinen Boden. Erdbeben aber ist Italien gewohnt.

Der heilige Januarius schüzt vor den Flammen des Vesuv. —

An der Erfahrung bricht sich indeß allmälig jede Einbildung und das nordwestliche Deutschland hat so viel erfahren, daß hier schon vorlängst die hierarchische Anmaßung nur auf den Pöbel gestüzt, sich zurückziehen, in eine Sacra familia flüchten, in Sippschaften eines Adels, der seine Zeit nicht erkennt, konzentriren, Gruppen bilden mußte, die es verstanden, bald zu edlen, bald zu stupiden Zwecken dem Lauf der Welt immer geheim zu widerstreben! Wer kennt nicht neben den edlen Bewohnern jener Gegend die zähe, heimlich antimonarchische Aristokratie in und um Münster, die altgewordene, sich für reich anschlagende Macht, deren Virtuosität im Stillen, im Trüben zu wirken, heute kaum von den Miguelisten in Portugal, kaum von den politisirenden Sekten in China übertroffen wird. Ich habe in Münster geachtete Verwandte, so oft ich aber in meinem Wohnort den Scherz mir erlaubte, Reisende von dorther nach dem Stand der Bildung in Münster zu fragen, ward mir fast immer die naive Antwort: „so schlimm, als man glaubt, steht es doch nicht!“ Und aus diesen Regionen wollten, sagt man, Einzelne, Niemand mag wissen, von wem Gesandte das preußische Ministerium zur Rechenschaft ziehen, warum es den Bischof gnädig unter Aufsicht gestellt, warum es ihm nicht erlaubt, fort und fort Staatsbeschlüsse zu höhnen? Erinnert die Erfahrung, die man sich holte, an Gleim's berühmtes Kriegslied nach der Schlacht bei Roßbach?

Der Münstermann, der kriechend schlich
In dicker Finsterniß
Vor Furcht und Hunger ritterlich
In Pumpernikel biß.

Und vollends die Würzburger Zeitung, das schmachvollste Blatt, das seit Jahren die Hölle ausgespuckt, diese Stimme des mächtigsten und entsetzlichsten aller Satane, des Satans der Beschränktheit — erinnert es nicht zur Schande des sonst edlen Würzburgs an die Worte desselben Gedichtes:

Der Franke, der erbärmlich schrie,
Wie eine Katz' im Fang,
Gebärden macht, als macht' er sie
Auf einer Folterbank.
Und als er hinter sich den Tod
Von Bergen kommen sah,
Andächtig betete zu Gott
Und sprach: da kommt er ja.

Hat dieser alte Tod, diese alte Andacht die Sacra familia, die Propaganda im Norden und Süden befallen als der friedfertige Erzbischof auf Staatskosten in Minden einquartirt, von der Milde des Monarchen gnädiger noch behandelt wurde, als vormals vom Kaiser Friedrich Barbarossa der Erzbischof Arnold von Mainz, dem wegen seines Alters und Standes die gesetzliche Strafe des Hundetragens erlassen wurde, die über den Friedensbruch verhängt war, den er begangen hatte? Göthe's Reinecke Fuchs gibt hierauf die allbekannte schlagende Antwort.

Eine der gesundesten Stimmen über diese Angelegenheit ist so eben unter dem 28. December 1837 in der Leipziger Allg. Zeitung aus München, aus der Residenz bekannt geworden, von der selbst der Pabst gestehen wird, daß sie dem denkwürdigsten aller Concordate mit mehr als buchstäblicher Treue Genüge zu leisten ehrlichst bemüht ist. Sie lautet: Die Gemüther beschäftigen sich hier viel mit einer Prophezeihung, nach welcher der Jesuitismus mit

Ablauf dieses Jahres völlig zu Ende gehen würde. Prophezeihungen haben bekanntlich oft gerade das Gegentheil von Dem ergeben, was sie als bestimmt voraussagten. Indeß, meint man, käme es dießmal vielleicht nur auf ein energisches Verfahren der preußischen Regierung an, um in dieser Beziehung einen Ausschlag zu geben. Preußen hatte viel, vielleicht zu viel bewilligt, die Nemesis ist nicht ausgeblieben. Jezt weiß man aber, was man zu thun hat. Es handelt sich um eine gewaltige, weltgeschichtliche Streitfrage, um nichts mehr und nichs weniger, als um die Oberhoheit des Staates oder der Kirche, eine Frage, für deren Lösung deutsche Kaiser Ruhe, Land und Leute aufs Spiel gesezt und Tausende von Deutschen ihr Blut vergossen haben. Aber jene Nemesis kann zulezt auch die katholischen Regierungen, welche sich jezt so ängstlich an die Kirchen anklammern, erreichen, denn die Klugen sucht sie am liebsten heim. Der Protestantismus aber hat Grund, auf seiner Hut zu sein und für seine schweer errungene evangelische Freiheit zu wachen, die er allen Menschen und Völkern wünscht, ohne sie ihnen durch eine Propaganda, die man ihm unbegründeter Weise zur Last gelegt, aufdringen zu wollen. Der Protestantismus braucht mit dem, was er beabsichtigt, nicht geheim zu thun; Vorbehalte, Ausnahmen, Umnebelung und Bemäntelung der menschlichen Schwäche hat er nie nöthig gehabt.“

In diesen Worten ist eigentlich die Streitfrage schon entschieden, je deutlicher, je genauer sie verstanden werden. Aber die Fassungskraft mancher leitenden Organe des Volkes verstellt sich theils böswillig, theils ist sie so verschränkt, daß auch die klarsten Thatsachen häufig in falsches Licht gesetzt werden. Sie verschmäht die Sprache des Rechtes

und der Besonnenheit und läßt sich in den meisten Fällen wirksamer durch nichts behandeln, als durch die Sprache der Satire. Nur lächerlich geworden flieht sie in ihre Höhle. Auf ihren giftigen Biß ist Satire das einzige Gegengift. Nur diese entkräftet die zerstörende List, mit deren Ausguß sie in alle Organe der Schwachen eindringt. Nur sie schwächt das gefährliche Mitleid, das die Scheinheilige zu wecken sucht, indem sie von allen Seiten wiederholt, wie sehr durch die Behandlung seines Erzbischofs der heilige Vater im hohen Alter sich selber gekränkt, wie tief betrübt er sich fühle, welcher Kummer das apostolische Herz durchwühle. Nur Satire fürchtet sie, kein Gesetz, keine Thatsache. — Es macht ihr nichts, daß Herr von Theur, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Belgien, plötzlich bedroht schien, den geliebten Posten zu verlassen, daß eben so schnell der belgische Conservateur, Organ der ministeriellen Priester-Partei, in Gefahr gerieth, zu verstummen. Hat sie doch geheime Finanz-Mittel genug, um neue Organe zu gewinnen. Schmiedet ihren Organen Eisen um Hals und Füße; das schlangenglatte, lernäische Geschlecht wird sie abstreichen, vergolden und sich „Ordens-Ketten der hohen Ritterschaft" daraus bereiten *). Raubt ihnen alle Ehre, enthüllt unwiderleglich ihre ganze Schaamlosigkeit: Vergebens, **sie** stehen mit der Hölle im Bunde, die ihre geliebtesten Heuchler, die Scheinheiligen, nie verläßt! Sie werden sich ermannen, Furcht einflößen; weil sie **Euch** schaden, Andere schrecken. Selbst Regierungen werden Euch fallen lassen, denn man wird ihnen sagen, Ihr seid heftig, seid

*) Darum ließ sich auch Kaplan Michaelis scheinbar ruhig nach Magdeburg bringen: er rechnet auf den Einfluß seiner Korporation, auf ihre sichere Tücke.

persönlich geworden. Den Giftschaum, den man Euch bereitet, wird man überzuckern, und der Welt weiß machen, daß Euch Recht geschehen, wenn Ihr in Einsamkeit erdrückt werdet von der Masse des Unrechts, das in ganzen Schaaren auf der Bühne der Arglist anrückt, gewandt in den Mantel des Trostes sich hüllt. Ihr seid die Märtyrer der Wahrheit und jene wird man dafür ausgeben. Keine populäre Stimme wird sich Eurer annehmen, Alles vor Euch sich hüten, die meisten werden unbewußt gegen Euch bestochen werden. Dieß ist auch Euer Schicksal, wenn Ihr Satiren schreibt, aber auf diesem Wege werdet Ihr doch nützen, den Frevel schwächen. **Nur an der Lächerlichkeit scheitert jede Koterie, jede Bestechung:** selbst die Furcht vor der Hölle, die kräftigste Waffe jeder Priester-Partei, ist nicht mehr so mächtig, als die Scheu, lächerlich zu erscheinen. — Ueberdies fehlt es unserer Literatur an satirischen Schriften und geeigneten Holzschnitten. Anspruchlos wollen wir auf dieses längst gefühlte Bedürfniß aufmerksam machen, außer Stande, etwas Genügendes zur Befriedigung desselben beizutragen, bekannte Talente aufrufen, mit kräftiger Hand die heilige Geißel in den Vorhallen des Tempels zu ergreifen, um ihn zu säubern von den Mäcklern und Wechslern, die durch Gewohnheits-Recht ihre Buden darin aufgeschlagen.

Nun zum Ernst der Sache. Es folgen Belegstücke.

Erstes Belegstück.

Staatsschriften aus Preußen.

Die Kölner Zeitung vom 22. November 1837 brachte nachfolgende Aktenstücke:

I. Publikandum. Der Erzbischof von Köln, Klemens August, Freiherr Droste zu Vischering, hat bald nach dem Antritte

seiner Würde die mit derselben verbundene Wirksamkeit auf eine Weise auszuüben gesucht, welche, ganz unverträglich mit den Grundgesetzen der Monarchie von keinem andern Bischof derselben in Anspruch genommen wird, auch in keinem andern deutschen Lande zugelassen ist. Seine Majestät der König durfte ein solches Benehmen um so weniger erwarten, als Allerhöchstdieselben in den Rheinlanden die Herstellung der daselbst während der Fremdherrschaft in tiefen Verfall gerathenen katholischen Kirche sich mit besonderer Sorgfalt haben angelegen sein lassen. Die Wiederherstellung der Kirchengewalt durch eine von allen Angehörigen der katholischen Kirche dankbar aufgenommene Uebereinkunft mit dem Papste, die treue und gewissenhafte Ausführung derselben von Seiten der Staatsbehörden, die großen Anstalten für die Bildung und Erziehung der katholischen Bevölkerung und Geistlichkeit, das förderliche Zusammenwirken der Staats- und kirchlichen Behörden, mußten den Erzbischof auf das Eindringlichste an seine Pflicht erinnern, daß er auch seinerseits nichts verabsäumen dürfe, um die freundlichen Verhältnisse, welche sich während des Laufes der lezten Jahrzehende zwischen der Staats- und katholischen Kirchengewalt gebildet hatten und die er beim Antritte seiner Würde vorfand, in ihrer gedeihlichen Entwickelung zu erhalten. Statt diese gerechte Erwartung zu erfüllen, welche er durch eine seiner Wahl vorausgegangene schriftliche Versicherung zu einem vollen Vertrauen befestigt hatte, sezte er sich mit Willkühr über die Landesgesetze hinweg, verkannte das königliche Ansehen und brachte verwirrende Störung in geordnete Verhältnisse. Da die zunächst auf Anordnung der höchsten Staatsbehörden angewandten und sodann auf unmittelbaren Allerhöchsten Befehl wiederholten Versuche, den Erzbischof auf gütlichem Wege über die Schranken seiner Amtsbefugnisse zu verständigen, eben so fruchtlos gewesen sind, als die Warnungen über die unvermeidlichen ernstlichen Folgen seines fortgesezten Widerstrebens gegen die bestehenden Gesetze, derselbe vielmehr erklärt hat, bei der Anwendung der von ihm aufgestellten Grundsätze, wie bisher, so auch ferner beharren zu wollen, zulezt auch sich nicht gescheuet, selbst Schritte zur Aufregung der Gemüther zu thun; so blieb unter diesen Umständen Seiner Majestät dem Könige, indem Sie Sich aus Rücksicht auf die bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhle enthalten wollten, der Strenge der Gesetze auf das Verfahren des Erzbischofs

Anwendung zu geben, zur Wahrung der Rechte Ihrer Krone, zur Abwendung verderblicher Störungen in dem Gange der Verwaltung eines der wichtigsten Theile der öffentlichen Angelegenheiten, vorzüglich aber zur Aufrechthaltung des Friedens und der Eintracht unter Ihren Unterthanen, für welchen Zweck die göttliche Vorsehung Ihre Bemühungen unausgesetzt gesegnet hat, kein anderes Mittel übrig, als wenigstens der Ausübung der amtlichen Wirksamkeit des genannten Prälaten in aller und jeder Beziehung ein Ziel zu setzen. Zu dem Ende haben Allerhöchstdieselben mittelst Ordre vom heutigen Tage anzuordnen geruht, daß der Erzbischof seinen Sprengel verlasse und außerhalb desselben seinen Wohnsitz nehme, das Metropolitan-Kapitel zu Köln aber unter Mittheilung dieser Allerhöchsten Verfügung aufgefordert werde, nach den kanonischen Vorschriften diejenigen Maßregeln einzuleiten und zu treffen, welche zur Aufrechthaltung des unentbehrlichen Geschäftsganges erforderlich und dem Zustande der eingetretenen Hemmung des erzbischöflichen Amtes angemessen sind, auch über diesen Vorgang an den päpstlichen Stuhl, welcher von dem Gange der Ereignisse in vollständiger Kenntniß erhalten worden ist, mit den ihm geeignet scheinenden Anträgen zur weitern Veranlassung unmittelbar zu berichten. Bei der Veröffentlichung dieses Publikandi ist jener allerhöchste Befehl bereits vollzogen, und erwarten Se. Maj. um so mehr die Zustimmung aller Wohlgesinnten und das Unterbleiben jedes Versuchs, sich den allerhöchsten Befehlen entgegenzusetzen, als die bisherigen Erfahrungen des guten Sinnes, Gehorsams und Vertrauens zu der beruhigenden Hoffnung berechtigen, daß diese Maßregel, zu welcher Se. Maj. nur durch das Benehmen des Erzbischofs gezwungen worden sind, in ihrem wahren Lichte von allen Unterthanen werde erkannt und durch nichts werde gestört werden, was als Auflehnung gegen die allerhöchsten Befehle und Verletzung der Pflichten treuer Unterthanen würde angesehen und gerügt werden müssen. Gleichzeitig haben Se. Maj. der König mittelst der obgedachten Cabinetsordre zu bestimmen geruht:

1) Bis zur Herstellung einer geregelten kirchlichen Verwaltung, welche die königliche Regierung sich mit aller Sorgfalt angelegen sein lassen wird, sobald als möglich, unter Benehmen mit dem päpstlichen Stuhle, herbeizuführen, haben die katholischen Unterthanen, und alle die es angeht, in geistlichen und andern, zu jener Verwaltung gehörigen Angelegenheiten sich nach der zu erwartenden

Bekanntmachung des Kapitels zu richten. 2) Jeder Geschäftsverkehr mit dem Erzbischofe Klemens August, Freiherrn Droste zu Vischering, wird den Staats- und kirchlichen Behörden, den Dekanen, Pfarrern, und überhaupt allen Geistlichen und Laien, ohne Unterschied des Standes, ernstlich untersagt. 3) Sollte der Erzbischof, der ihm deßhalb gemachten Eröffnung entgegen, amtliche Handlungen vornehmen, oder Verfügungen und Entscheidungen ausgehen lassen, so sind diese, abgesehen von den ein solches Verfahren sonst treffenden Folgen, als nicht geschehen und völlig wirkungslos zu betrachten. 4) Derjenige, welcher dem Verbote des Geschäftsverkehrs mit dem Erzbischofe zuwider handelt (2), soll, in so fern auf seinen durch Uebertretung des Verbots bewiesenen Ungehorsam gegen die Befehle der höchsten Gewalt nach den bestehenden Gesetzen mit Rücksicht auf die Umstände des besondern Falles nicht eine härtere Strafe in Anwendung zu bringen ist, mit einer Geldbuße bis 50 Rthlr., oder einer Gefängnißstrafe bis auf 6 Wochen belegt werden. Mit der Ausführung der Allerhöchsten Ordre beauftragt, machen wir den Inhalt derselben hierdurch zur Nachricht und Achtung öffentlich bekannt.

Berlin, den 15. November 1837.

Die Minister:
der geistlichen Angelegenheiten, (gez.) v. Altenstein.
der Justiz, (gez.) v. Kamptz.
des Innern und der Polizei, (gez.) v. Rochow.

II. Köln, 21. Nov. 1837. Auf zuverlässigem Wege ist uns die nachstehende Verfügung des hohen königlichen Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, vom 15. d. M., an das hiesige Metropolitan-Domkapitel, so wie auch die Nachricht zugegangen, daß solches in Folge derselben bereits die vorläufige Verwaltung der Erzdiözese übernommen und beschlossen hat, innerhalb der gesetzlichen Frist von acht Tagen zur Wahl eines Kapitelverwesers zu schreiten.

„Dem Hochwürdigen Metropolitan-Kapitel sind die Vorgänge nicht fremd geblieben, durch welche der Herr Erzbischof Freiherr Klemens August Droste zu Vischering der königlichen Regierung in immer steigendem Maße Anlaß zur Unzufriedenheit und zu ernsten Mahnungen gegeben hat. Es kann dem Kapitel nicht entgangen sein, daß die von dem gemäßigten Benehmen und gesetzlichen Verfahren aller übrigen katholischen Landesbischöfe so sehr

abstechende Rücksichtslosigkeit jenes Prälaten gegen die bestehenden Gesetze und Verordnungen, seine Nichtachtung aller vorgeschriebenen und rechtlich bestehenden Formen und Einrichtungen, seine Eingriffe in die landesherrlichen Rechte, und sein schrankenloses Einschreiten gegen Personen, welche die allgemeine Gerechtigkeit nicht erlaubte, seiner Willkür zu überlassen, mit unabweisbarer Nothwendigkeit die Krise herbeiführen mußten, welche nur die ausharrende Geduld und große Langmuth einer milden Regierung fast bis zur Auflösung aller Ordnung im Lande, ja bis zur Gefährdung der öffentlichen Ruhe, hat hinausschieben können. Indem ich mir vorbehalte, diese beschwerenden Umstände mit ihren Belegen unverzüglich Einem Hochwürdigen Metropolitan-Kapitel vollständig vorzulegen, will ich hier nur kurz an die erheblichsten Punkte erinnern, die dabei zur Sprache kommen."

„Bekannt und urkundlich festgestellt ist zuvörderst das einseitige und alle Form, wie schon die Natur der Sache und die allgemeine Gerechtigkeit sie vorschreibt, entbehrende Einschreiten des Herrn Erzbischofs gegen jene Professoren der Bonner Universität, welche ihm als Schüler und Freunde des verstorbenen H e r m e s mißfällig und verdächtig waren. Niemals ist es der Regierung in den Sinn gekommen, weder die Hermesische Lehre in Schutz zu nehmen, noch überhaupt sich in jene Angelegenheit einzumischen, so weit sie eine reine Lehrfrage ist. So wie sie davon schon früher durch die Berufung eines ausgezeichneten Lehrers, welcher jener Schule durchaus fremd war, einen offenkundigen Beweis gegeben; so hat sie auch diesen Grundsatz, den sie nie verlassen wird, seit dem Erscheinen des päbstlichen Verbotes der Hermesischen Schriften auf's Unzweideutigste bethätigt. Ungeachtet das päpstliche Breve vom 26. Sept. 1835 ohne alles Vorwissen der Regierung ergangen und derselben nicht offiziell mitgetheilt war, daher auch von ihr offiziell nur i g n o r i r t w e r d e n k o n n t e; so ist nichts desto weniger vom Anfange an von ihr dafür gesorgt, daß die verbotenen Hermesischen Schriften auf der Universität beseitigt würden. In diesem Sinne sind die ernstlichsten Verfügungen an die Professoren ergangen, auch von denselben, so weit der Regierung bekannt ist, gebührend beachtet worden. Allein dieses hat den Erzbischof nicht zu befriedigen vermocht. Trotz der freundlichen Aufforderung, die ihm deßhalb zugieng, ist er nicht einmal zu bewegen gewesen, jene Professoren vor sich zu lassen und ihnen zu erlauben, sich vor ihm

durch mündliche Verantwortung, ja selbst Vorlegung ihrer Hefte, zu rechtfertigen, oder seine Belehrung darüber zu empfangen. Eben so hartnäckig und eigensinnig wies er in der damals, um die Störung des akademischen Unterrichts zu verhindern, mit ihm gehaltenen amtlichen Besprechung, das, nach jener Weigerung um so billigere Verlangen zurück, ihnen anderweitig bekannt zu machen, was er an ihrer Lehre zu tadeln finde oder gebessert zu sehen wünsche. Ja, er verwarf selbst den Vorschlag, sich nach der ihm zustehenden Befugniß durch Beaufsichtigung der Vorlesungen den Besitz von Thatsachen zu verschaffen, auf welche hin er der Regierung seine Beschwerde einreichen und die Entfernung jener Lehrer verlangen konnte. Vielmehr ist bekannt, wie er mit Nichtachtung aller vorgeschriebenen Formen und ohne Anführung irgend eines sachlichen Grundes selbst eingeschritten ist und eigenmächtig das Verbot der akademischen Vorlesungen verhängt hat. Die Wege, die er eingeschlagen, um jenem Verbote Oeffentlichkeit und Geltung zu verschaffen, sein Rundschreiben an die Beichtväter zu Bonn, der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, dem Beichtstuhl und Kanzel ausgesezt waren, und die verderblichen Folgen dieser Vorgänge, sind so offenkundig geworden, daß sie hier nur angedeutet werden dürfen. Die Auflösung der Zucht, die Herabwürdigung der Lehren, die Verspottung der Anordnungen der Obrigkeit, die Verödung des Conviktoriums, die Störung des akademischen Unterrichts für so viele zum Dienste der Kirche heranreifende Jünglinge, — das sind Folgen, die vor Aller Augen liegen. Allein die weitere Folge der Zulassung einer solchen Handlungsweise würde so unvermeidlich die Zerstörung aller Universitätsbildung und die Verdrängung aller wissenschaftlichen Studien sein, daß man kaum zweifeln darf, es sei mit jenem Verfahren vom Erzbischofe hauptsächlich der Umsturz der deutschen Universitätsbildung, so weit an ihm lag, bezweckt worden. Es ist nur daraus zu erklären, weßhalb der Herr Erzbischof den durch eine Uebereinkunft zwischen seinem Amtsvorfahr und der Regierung geordneten, der erzbischöflichen Gewalt und geistlichen Aufsicht jede billige Garantie gewährenden, Geschäftsgang hinsichtlich jenes Conviktoriums gänzlich unbeachtet ließ und den Inspektor desselben aufs Härteste behandelte, weil er in den Schranken jener Ordnung geblieben war. Eben so kann es kaum anders, denn als eine Fortsetzung desselben Verfahrens und eine Verfolgung desselben Planes

betrachtet werden, wenn der Herr Erzbischof seitdem die von seinem Amtsvorfahr, im Einverständnisse mit der Regierung begründete, durch zehnjährige Erfahrung bewährte Einrichtung des erzbischöflichen Unterrichts-Ministerio auch nur die geringste Kenntniß davon zu geben. Und doch kann Niemand in Abrede stellen, daß, abgesehen von dem eben erwähnten Umstande, der Staat dabei betheiligt sei, wenn die Zeit des vorgeschriebenen Aufenthalts im Seminar von einem Jahre auf zwei verlängert werde. Es ist hiernach nicht zu verwundern, wenn er in den lezten Tagen, nach den der Regierung zugekommenen Berichten, sämmtliche Lehrer des Seminars außer Thätigkeit gesezt hat, ohne daß er mir davon im Geringsten Anzeige gemacht hätte."

Eine nicht geringere Beschwerde hat der Herr Erzbischof zweitens dadurch begründet, daß er sich über die Vorschrift der Gesetze, nach welcher päpstliche Bullen und Breven, eben wie neue bischöfliche Verordnungen, nur mit Vorwissen und Genehmigung der Regierung vollziehbar sind und im Lande verbindliche Kraft erlangen, ganz rücksichtslos hinausgesezt hat. In seinem oben erwähnten Rundschreiben an die Beichtväter zu Bonn sagt er mit klaren Worten: daß Breven dogmatischen Inhalts der Staatsgenehmigung gar nicht bedürfen und daß deren zu Rom vollzogene Publikation hinreiche, um ihnen überall verbindliches Ansehen zu verschaffen. Diese Behauptung widerspricht schnurstraks den Gesetzen der Monarchie, dem Staatsrechte und der Praxis aller deutschen Länder: einem Rechte und einer Praxis, die nicht nur zur Sicherung der Staatsgewalt und zur Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens, sondern auch zur Vermeidung schweerer Irrungen und Störungen innerhalb der katholischen Kirche des Landes heilsam und um so nothwendiger sind, als selbst Entscheidungen über die Lehre fast immer mit faktischen Verhältnissen zusammenhängen und, gerade um ihnen die geforderte Geltung zu verschaffen, in der Ausführung mit den Landesgesetzen vereinbarlich gemacht werden müssen. Wenn es also in dem Bereiche der königlichen Macht liegt, von dergleichen Entscheidungen, hinsichtlich ihrer verbindlichen Kraft für Unterthanen und Staatsbeamte, Einsicht zu fordern: so ist das Bestehen auf einem solchen Rechte keinesweges eine Einmischung in die Lehre der Kirche, welche darin berührt sein kann, sondern nur die Aufrechthaltung der Grundbedingungen des Bestehens des Reiches. Es kommt auch im vorliegenden Falle,

außer dem oben angedeuteten Mangel offizieller Mittheilung hinzu, daß kein katholischer Bischof der Monarchie, ja, der Herr Erzbischof selbst nicht, sich an die Regierung Behufs jener Publikation gewandt und daß diese, so viel bekannt geworden, auch in andern deutschen Ländern nicht Statt gefunden hat."

„Ganz von derselben Art und Tendenz ist drittens die in den öffentlichen Blättern vielbesprochene Aufstellung von achtzehn Sätzen, welche den Priestern, die als Beichtväter zugelassen werden wollen, und andern Geistlichen der erzbischöflichen Diözese Köln als Bedingung ihrer Wirksamkeit zur Unterschrift von ihm vorgelegt werden sollten, und wirklich vorgelegt worden sind. Die Aufstellung einer solchen neuen Bedingung ist offenbar eine neue Verordnung, welche als solche der landesherrlichen Genehmigung bedarf. Sie greift ferner durch die bedingende Kraft, welche der Unterschrift beigelegt wird, tief in die Rechte Einzelner ein und bedarf deßhalb einer besonderen Beachtung. Endlich aber enthält der achtzehnte Artikel jener Thesen, wodurch auch in Sachen der Disziplin jeder Rekurs gegen Mißbrauch der erzbischöflichen Gewalt an den Landesherrn unbedingt ausgeschlossen wird, einen unmittelbaren Eingriff in das landesherrliche Recht, wie es in allen deutschen Landen und fast allen christlichen Staaten Europa's seit Jahrhunderten besteht. Eine so bedeutende, so bedenkliche, so gesetzwidrige Anordnung ward aber von dem Herrn Erzbischof vorgenommen, ohne daß er der Regierung auch nur eine Anzeige zu machen für gut befunden hätte."

„Nicht minder gesetzwidrig und mit noch beschwerenden Umständen verbunden ist endlich viertens das Verfahren des Herrn Erzbischofs hinsichtlich der gemischten Ehen gewesen; und es muß dieses Umstandes schon hier um so ausführlicher Erwähnung geschehen, als der Herr Erzbischof sich nicht gescheut hat, diesen Gegenstand mit Verschweigung der wahren Sachlage als den eigentlichen Grund des ihm angedrohten Verfahrens der Regierung hervorzuheben und dadurch die Gemüther aufzuregen; ein Benehmen, das um so schwererer Verantwortlichkeit unterliegt, als darin schon an sich ein großer Mißbrauch der königlichen Gnade enthalten ist. Es war nur Wirkung dieser, von ihm als Schwäche ausgelegten Gnade und Nachsicht, daß nach der Abweisung der freundlichsten und zugleich ernstesten mündlichen Vorstellungen, die ihm im Namen Seiner Majestät des Königs selbst gemacht wurden,

ihm nochmals eine schriftliche Abmahnung zugefertigt ward. Die Huld des mildesten Monarchen wollte ihm noch eine Frist geben, sich zu bedenken; sie wollte ihm den Ausweg offen lassen, durch freiwillige Einstellung seiner Amtsthätigkeit allem Einschreiten wegen des Vergangenen zuvor zu kommen, oder auch sich Zeit zu erbitten, um bei dem Oberhaupte seiner Kirche Belehrung zu suchen, was ihm unbedenklich gewährt worden wäre, wenn er es verlangt hätte. In undankbarer Verkennung dieser landesväterlichen Milde hat er dagegen, nach Empfang dieses Erlasses, einen Religionshaß zu erregen gesucht, dessen Folgen er, bei der Aufregung der Gegenwart, gar nicht berechnen konnte. Mit welcher Entstellung der Wahrheit er dabei zu Werke gegangen, davon können urkundliche Thatsachen das unwiderleglichste Zeugniß ablegen. Hier genügt es zu sagen, daß er vor der Wahl in meinem Auftrage gefragt wurde, ob er die zur Ausführung des päbstlichen Breve vom 25. März 1830 hinsichtlich der gemischten Ehen von dem Erzbischofe von Köln, Grafen Spiegel zum Desenberg, vorgeschlagene, von des Königs Majestät genehmigte Einigung vom 19. Juni 1834, welcher auf Besprechung mit jenem Prälaten die Bischöfe von Paderborn, Münster und Trier beigetreten waren, annehmen und ausführen wolle. Es wurde ihm gesagt, daß es von dieser Erkärung abhängen werde, ob Se. Maj. Sich bewogen fühlen könnten, seine Wahl zuzulassen. Hierauf nun hat der Herr Erzbischof folgende schriftliche Erklärung von sich gegeben: „daß er sich wohl hüten werde, jene, gemäß dem Breve vom Papste Pius VIII. darüber getroffene und in den benannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene, Vereinbarung nicht aufrecht zu halten, oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit, anwenden werde.“ Diese Erklärung wurde von mir Sr. Maj. dem Könige vorgelegt und von Allerhöchstdemselben auf Treue und Glauben angenommen. Ein unter solchen Umständen gegebenes Versprechen hat der Erzbischof nun nicht gehalten, ein mit solchem Vertrauen vom Landesherrn angenommenes Wort hat er gebrochen. Ob ein solches Benehmen dadurch könne entschuldigt werden, daß er die Konvention damals nicht gekannt, oder gar, daß er damit nicht die auf jene Einigung gegründete und darin als integrirender Theil angeführte Instruktion an das General-Vikariat zu halten versprochen habe — und beide nichtige Einwände

hat der Erzbischof, leider! sich nicht gescheuet vorzubringen, — das zu entscheiden kann hier dem allgemeinen menschlichen Gefühle, das kann dem Gewissen einer christlichen Bevölkerung ruhig überlassen werden. Fand er sich wirklich in dem Falle, daß er jenes Versprechen abgelegt hatte, ohne die Aktenstücke, auf die es sich bezog, zu kennen, und fühlte er sich dadurch im Gewissen gedrückt, so konnte er um Erläuterung über bedenkliche Punkte bitten, wie sie ihm wirklich in jenen Besprechungen im verflossenen Monat September zur befriedigenden Lösung aller von ihm vorgebrachten Bedenklichkeiten von freien Stücken gegeben worden, oder er mußte eine Würde niederlegen, der er ohne Verletzung seines Gewissens nicht vorstehen zu dürfen glaubte. Allein von dem Allem hat er gerade das Gegentheil gethan. Nicht zufrieden damit, jenes Versprechen nicht zu halten, hat er vielmehr die Regierung in dem Glauben bestärkt, daß er dasselbe als bindend anerkenne, während er im Stillen die bei ihm um Rath und Entscheidung einkommenden Pfarrer nicht allein gegen die von ihm angenommene Instruktion, sondern auch gegen die Landesgesetze, beschied, deren Konflikt mit der strengeren Disziplin eines Theiles des jetzigen Erzstiftes durch weise Milderung zu heben der offenbare Zweck der päpstlichen Verfügungen war. Es war nach der Publikation jenes Breve's niemals, weder an ihn, noch an einen der übrigen Bischöfe, das Ansinnen gestellt, zuzulassen, daß die Trauung gemischter Ehen ohne Unterschied und ohne Prüfung solle zugestanden werden: vielmehr war die Entscheidung in jedem einzelnen Falle der geistlichen Behörde, jedoch mit der Bedingung überlassen, daß die Zulassung nicht von dem Abgeben eines förmlichen Versprechens über die Kindererziehung Seitens der Verlobten abhängig gemacht würde, weil die Gesetze dieses nicht gestatteten. Das Breve selbst fordert jenes Versprechen (sponsio) nicht, sondern schreibt Ermahnungen und daraus hervorgehende moralische Garantieen (cautiones) vor, deren Erwägung im einzelnen Falle dem Pfarrer oder dem bischöflichen General-Vikariate anheimfällt. So war es in dem Erzstifte bis zum Antritte der Amtsführung des Hrn. Erzbischofes im Sommer 1835, so wird es noch jezt in den drei benachbarten Sprengeln gehalten. Der Herr Erzbischof hat also gegen sein Wort und seine Pflicht, gegen die bestehenden Gesetze und Anordnungen gehandelt und über seine Versuche, dieselben zu untergraben und umzustürzen, die Regierung nicht allein

im Dunkeln gehalten, sondern vielmehr sie im entgegengesezten Glauben bestärkt. Alles dieses steht durch Belege fest, die nur aus höheren Rücksichten jezt nicht zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden. Wenn solche große und schweere Thatsachen, nach frevelntlicher Zurückweisung aller Abmahnung und nach wiederholter schriftlicher Erklärung des Erzbischofes, daß er bei seinem Verfahren beharren wolle, schon an sich die Einschreitung der landesherrlichen Macht gebieterisch hervorriefen; so durfte es auch nicht unbeachtet bleiben, daß diese ganze Handlungsweise des Erzbischofs, nach unverkennbaren Spuren, mit dem feindseeligen Einflusse zweier revolutionärer Parteien zusammenhange, welche die Gemüther aufzuregen, die Gewissen zu verwirren suchen, um ihre zerstörenden und weitgreifenden Plane durchzusetzen. So haben sich denn endlich bei der Unverträglichkeit eines solchen Zustandes und bei den immer ernster und drohender werdenden Folgen desselben Se. königl. Maj. zu Ihrem großen Bedauern genöthigt gesehen, wenigstens so weit mit der Ihnen von Gott verliehenen landesherrlichen Macht einzuschreiten, daß dem Uebel abgeholfen und der Erzbischof in die Unmöglichkeit versezt werde, sein Amt zum Verderben des Staates zu gebrauchen. Demgemäß haben des Königs Majestät in Folge Allerhöchster Kabinetsordre vom heutigen Tage dem Herrn Erzbischof bedeuten lassen: daß Allerhöchstdieselben von nun an die fernere Verwaltung seines erzbischöflichen Amtes in Ihrem Reiche nicht gestatten. Der Prälat ist angewiesen worden, sich aller dahin einschlagenden amtlichen Handlungen zu enthalten, die erzbischöfliche Wohnung und den Sprengel sofort zu verlassen und in seiner Heimath die weitern Bestimmungen Sr. Maj. abzuwarten. Sollte derselbe ungeachtet dieses Allerhöchsten Verbots in der Ausübung seines Amtes fortfahren, so sind dessen Handlungen als ungeschehen zu betrachten, und es soll ihnen keine Folge oder Wirkung beigelegt werden. Das Hochwürdige Dom-Kapitel wird von diesem Vorgange hierdurch in Kenntniß gesezt, um bei der nunmehr eingetretenen Hinderung des erzbischöflichen Stuhles diejenigen kanonischen Verfügungen zu treffen, die dem Falle einer sedes impedita angemessen, und geeignet sind, sowohl die innere Verwaltung der Diözese augenblicklich aufrecht zu erhalten, als auch die Herstellung einer geordneten kirchlichen Regierung auf kanonischem Wege einzuleiten. Des Königs Majestät versehen sich demnach zu der dem Metropolitan-Domkapitel beiwohnenden Weisheit, Kenntniß

der Verhältnisse, und pflichttreuen Gesinnung, daß dasselbige nicht säumen werde, das hiernach Erforderliche alsbald zu beschließen und in Ausführung zu bringen, an die Dekane und Pfarrer mittelst Umlaufschreibens die nöthigen Bekanntmachungen zu erlassen, auch dem päbstlichen Stuhle über den ganzen Vorgang Bericht zu erstatten und dessen Weisheit die fernern kanonischen Verfügungen anheim zu stellen. Das königliche Oberpräsidium wird dem Hochwürdigen Domkapitel bei der Vollziehung dieser seiner Obliegenheiten auf Ersuchen den angemessenen Beistand leisten.

Berlin, 15. November 1837.

(Gez.) von Altenstein.

An das Hochwürdige Metropolitan-Domkapitel zu Köln.

Zweites Belegstück.

Worte vom heiligen Stuhl.

Unter dem 23. December 1837 brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung, in Folge einer Einsendung aus München, die Rede, welche Se. Heiligkeit, der Pabst, Sonntag den 10. Dezember zu Rom im geheimen Konsistorium gehalten. Ihre Uebersetzung entnehmen wir aus der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, mit der Bemerkung, daß sie die gravirenden Ausdrücke so sehr als nur möglich, ja übermäßig gemildert hat. —

Venerabiles Fratres!

Dum intima conficeremur amaritudine ob afflictas passim ac pene prostratas Catholicae Ecclesiae res, atque eo loco positi, quo plorare mala non sufficit, curas cogitationesque omnes intenderemus ad contritiones Israël pro tradita divinitus Nobis potestate sanandas; nova repente accessit doloris causa, quam sane profitemur eo Nobis acerbiorem accidisse quo minus exspectandam existimabamus. Nec vero latere Vos potest, Venerabiles Fratres, quorsum ista referantur, et unde animum Nostrum subierit sollicitudo coetus vestri huc protinus advocandi. De re namque

agitur minime obscura, neque ex privatis tantummodo nuntiis accepta, immo satis jam per publicas literas evulgata. **Gravissimam** querimur **injuriam** illatam nuper Venerabili Fratri Clementi Augusto Archiepiscopo Coloniensi, qui regio jussu omni pastoralis jurisdictionis usu prohibitus, e sua sede per vim magnoque armorum apparatu ejectus, atque alio relegatus est. Inde autem tanta illi calamitas obtigit, quod constanter quidem paratus reddere Caesari quae Caesaris sunt, at memor officii sui de Ecclesiae doctrina et disciplina religiose servanda, non aliam sibi in mixtarum nuptiarum negotio proposuerit regulam, praeter eam quae Apostolicis litteris ad Archiepiscopum et Episcopos in parte occidentali Borussici regni datis die 25. Marti anni 1830 ab fel. mem. Pio VIII Praedecessore Nostro fuerat declarata. Atqui tamen per ejusmodi litteras Sancta haec Sedes suam eo usque protulerat indulgentiam, ut ipsa verissime dici queat illos attigisse limites, quos praetergredi nefas omnino sit. Cui profecto benignitatis rationi exploratissimum Vobis est commemoratum Decessorem Nostrum aegre admodum inhaesisse, non aliunde quidem adductum, quam necessitate praecavendi funestiora mala Ecclesiae et Catholico illarum regionum Clero ex intentatis minis certissime obventura. Quis porro futurum putaret, ut Pontificia isthaec declaratio, indulgentissima licet et semel atque iterum per Regium in Urbe Oratorem accepta, eo sensu adhiberetur, qui inconcussa Catholicae Ecclesiae principia perverteret, et hujus Apostolicae Sedis menti penitus repugnaret? Verum quod nemo unus fingere aut excogitare posset, quodque vel leviter suspicari crimen fuisset, id artificioso saecularis potestatis impulsu factum est. Vix rem non sine maxima animi molestia novimus, nihil distulimus quin expostulationes Nostras iis ad quos pertinebat deferendas committeremus, una simul declarantes, quanta Nos ex Apostolico munere teneret necessitas fideles opportune monendi, ne illud ab Sancta hac Sede profectum arbitrarentur, a quo ipsa plane **abhorreret**. Cumque ita Nobis fuisset responsum, veluti nullo querelae Nostrae innitereutur fundamento; epistola accessit alterius ex praedictae regionis Praesulibus, qui instante morte redditurus aeterno Judici rationem villicationis suae, misso ad Nos apographo instructionis traditae ab Episcopis urgente civili Gubernio; accurate significabat se, **damna gravissima exinde Ecclesiae oritura, laesosque illius Canones,** divinae

gratiae lumine inspicientem, errorem, cui subscripserat libera mente motuque proprio retractare. In curam proinde statim incubuimus ut, perlato ad Serenissimum Regem germano istius apographi exemplo, magis magisque innotesceret, Nos initam a memoratis Episcopis rationem interpretandi Apostolicas Praedecessoris Nostri litteras, utpote Ecclesiae principiis ac legibus adversantem, omnino reprobare. Ex his pronum est Vobis intelligere, Venerabiles Fratres, nullam in ejusmodi negotio officii partem per Nos fuisse praetermissam. Attamen (moerentes dicimus penitusque dolore perculsi) Nobis plane insciis, et aequum ad has Nostras expostulationes declarationesque responsum adhuc praestolantibus, indictum Archiepiscopo Coloniensi est, ut vel interpretationem illam per Nos improbatam circa mixtas nuptias sectaretur, vel episcopale munus demitteret, patefacta, si secus faceret, Gubernii sententia de pastorali jurisdictione ei prorsus interdicenda. Nec mora: illo, uti par erat, reluctante, res ita contigerunt quemadmodum initio perhorrescentes exponebamus. Atque hic adhibitam Nobiscum rationem attendite: nonnisi enim prima die vertentis mensis hodiernus Borussici Regni Negotiorum Gestor nuntiavit uti proxime eventurum, vel eo ipso temporis momento perficiendum, quod jam a die vicesima prima superioris mensis factum consummatumque fuerat. Quae cum ita sint, illud, Venerabiles Fratres, Deo, Ecclesiae, ac ministerio quo fungimur, Nos debere sentimus, ut apostolicam vocem attollentes ecclesiasticam immunitatem violatam, episcopalem dignitatem despectam, sacram jurisdictionem usurpatam, Catholicae Ecclesiae Sanctaeque hujus Sedis jura pessumdata palam in Coetu Vestro reclamemus. Id audem dum facimus, Viro omnigena virtute praestanti, Coloniensi Antistiti, redditam una pariter volumus meritissimam laudem, ob religionis causam ab ipso tanto cum sui discrimine invicte propugnatam. Hanc vero nacti opportunitatem, quod privatim hucusque Praestare non destitimus, publice nunc solemniterque denuntiamus, nos scilicet inductam perperam in Borussiae Regno quamlibet praxim circa mixta connubia contra genuinum sensum declarationis ab Decessore Nostro editae penitus reprobare. Ceterum, malis adversus immaculati Agni sponsam quotidie magis incruentibus, non possumus quin Vos procurationis Nostrae participes pro eximia vestra religione ac pietate vehementer excitemus ad fervidas

Nobiscum preces Patri misericordiarum humiliter offerendas, ut respiciat propitius de excelso coelorum habitaculo super vineam quam plantavit dextera Ipsius, diuturnamque ab ea tempestatem clementissime propulset.

Uebersetzung der vom Papst Gregor XVI. am 10. Dezember 1837 im geheimen Consistorium gehaltenen Rede.

„Ehrwürdige Brüder! Während wir von tiefer Bekümmerniß verzehrt wurden ob der an manchen Orten bedrängten und fast zerstörten Angelegenheiten der katholischen Kirche, und dabei, da wir in einer Stellung uns befinden, wo es nicht zureicht, die Uebel nur zu beweinen, alle unsere Sorgen und Gedanken darauf richteten, die Mißgeschicke Israels nach der uns von Oben verliehenen Gewalt zu heilen; ist uns plötzlich eine neue Ursache zu Schmerz erwachsen, die, wir gestehen es, uns so empfindlicher gegefallen ist, je weniger wir glaubten, sie erwarten zu dürfen. Es kann euch, ehrwürdige Brüder, nicht unbekannt sein, worauf diese Worte zielen und warum wir uns bewogen gefunden, euch sofort hier zu versammeln. Es handelt sich von einer keineswegs im Dunkeln verborgenen oder nur auf Privatwegen eingelaufenen Kunde, sondern von einem durch die Tagblätter veröffentlichten Ereigniß. Wir beklagen eine sehr schwere Unbill, die vor Kurzem unser ehrwürdiger Bruder, Klemens August, Erzbischof von Köln, erfahren mußte, indem er auf königlichen Befehl an jeder Uebung geistlicher Amtsversehung gehindert, auch mit Gewalt und Waffenentfaltung aus seinem Sitze weggeschafft, und an einen andern Ort verwiesen worden ist. So große Bedrängniß hat ihn betroffen, weil er, zwar standhaft bereit dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, aber eingedenk seiner Pflicht, die Lehre und Disziplin der Kirche treu zu bewahren, keine andere Regel bei der Angelegenheit der gemischten Ehen vor Augen hatte, als die, welche in dem apostolischen Schreiben enthalten ist, das unser Vorgänger, seeligen Andenkens, Pius VIII., am 25. März 1830 an den Erzbischof und die Bischöfe in dem westlichen Theil des Preußischen Reichs gerichtet hat. Und doch hatte der heilige Stuhl durch dieses Schreibens Inhalt seine Nachgiebigkeit so weit ausgedehnt, daß mit Wahrheit gesagt werden kann, derselbe habe diejenigen Gränzen erreicht, welche zu überschreiten unerlaubt sein würde. Es ist genugsam bekannt, wie sich unser besagter Vorgänger sehr ungerne zu dieser Willfährigkeit herbeigelassen hat, auch daß ihn dazu nur

die Nothwendigkeit bewog, noch traurigeren Uebeln, welche der Kirche und dem katholischen Klerus der gedachten Provinzen angedroht waren und ansonst sicher widerfahren wären, vorzubeugen. Wer nun hätte glauben sollen, daß diese päpstliche Erklärung, obschon voll Nachgiebigkeit, und wiederholt von dem königlichen Wortführer zu Rom angenommen, in einem Sinn angewendet werden würde, der sich mit den unerschütterten Grundsätzen der katholischen Kirche nicht vertrüge und den Absichten des apostolischen Stuhls zuwiderliefe? Worauf jedoch Niemand verfallen, was Keiner ausdenken konnte, was auch nur leicht zu argwöhnen ein Verbrechen sein mochte, das ist durch eine kunstvolle Wendung auf Antrieb der weltlichen Macht geschehen. Kaum erfuhren wir nicht ohne große Bekümmerniß, was vorgegangen, so säumten wir nicht, unsere Vorstellungen darüber an den geeigneten Ort gelangen zu lassen, zugleich erklärend, wie wir nach apostolischer Amtspflicht die Gläubigen treu ermahnen müßten, daß sie nicht glauben sollten, als sei von diesem Stuhl ausgegangen, was wir vielmehr höchlich mißbilligten. Darauf erhielten wir zwar eine Antwort, die so viel besagte, als hätten wir gar keinen Grund zur Beschweerde, allein es kam nun noch hinzu, daß ein Schreiben von einem andern geistlichen Vorgesezten der Kirchenprovinz bei uns eingieng, worin derselbe — bei Annäherung des Todes und an die Rechenschaft denkend, die er bald dem ewigen Richter von seiner Amtsführung zu geben hatte — uns eigenhändig die Weisung zuschickte, welche auf Betrieb der Civilregierung von den Bischöfen ausgegeben worden war, wobei er mit klaren Worten bezeugte, da er, durch die göttliche Gnade erleuchtet, eingesehen, wie aus besagter Instruktion die schwersten Nachtheile für die Kirche entstehen und die kanonischen Vorschriften dadurch verlezt würden, widerrufe er freien Gemüths und aus eigner Bewegung den Irrthum, wozu er seine Unterschrift gegeben. Daraufhin waren wir bedacht, dem durchlauchtigsten König eine Abschrift jenes eigenhändigen Schreibens zugehen zu lassen, damit in solcher Weise immer bekannter werden mochte, daß wir die von den berührten Bischöfen gemachte Auslegung des apostolischen Erlasses unseres Vorgängers, als den Principien und Gesetzen der Kirche zuwider, durchaus verwürfen. Aus dem Allen werdet ihr, ehrwürdige Brüder, einsehen, daß wir in dieser Angelegenheit nicht versäumt haben zu thun, was uns pflichtgemäß oblag. Dennoch — mit Trauer sagen wir

es und von Schmerz durchdrungen — ist *ohne unser Vorwissen*, und während wir noch einer billigen Antwort auf unsere Aufforderungen und Erklärungen gewärtig waren, dem Erzbischof von Köln eröffnet worden, er habe entweder der von uns mißbilligten Auslegung bezüglich der gemischten Ehen nachzuleben, oder sein bischöfliches Amt niederzulegen; falls er anders verfahren werde, sei ihm auf Befehl der Regierung jede Uebung seiner geistlichen Amtsgewalt ganz und gar zu untersagen. Und so geschah es: da er, wie recht war, widerstrebte, haben sich die Dinge zugetragen, wie wir solche zu Anfang, von Schrecken durchbebt, euch vorgetragen haben. Hier nun achtet auf die Art der Handelsweise; nicht früher als am ersten Tag des laufenden Monats hat der gegenwärtige königlich preußische Geschäftsträger als in der Bälde geschehen sollend oder wohl eben in dem Augenblick zu vollziehen verkündet, was schon am 21sten des vorigen Monats vorgegangen ist und vollbracht wurde. Unter diesen Umständen fühlen wir, ehrwürdige Brüder, daß wir es Gott, der Kirche, und unserm Amte schuldig sind, die apostolische Stimme zu erheben und wegen der verletzten kirchlichen Immunität, mißgeachteten bischöflichen Würde, *usurpirten* geistlichen Gerichtsbarkeit, zerstörten Rechte der katholischen Kirche und dieses heiligen Stuhls öffentlich in eurer Versammlung Reklamation einzulegen. Indem wir dieses thun, wollen wir zugleich dem Erzbischof von Köln, der in *allen* Tugenden vorleuchtet, das verdiente Lob dafür zuerkennen, daß er, unter Gefahren unbesiegt, die Sache der *Religion* verfochten hat. Bei diesem Anlaß aber wollen wir offen erklären, was wir bis daher privatim zu äußern nicht aufgehört haben, nämlich, daß wir die im preußischen Reich auf *verwerfliche* Weise eingeführte Verfahrungsart bei gemischten Ehen, als welche dem wahren Sinn der von unserm Vorfahren erlassenen Weisung zuwider ist, durchaus *mißbilligen*. Uebrigens, da der Uebel täglich mehr werden, welche *die Braut des unbefleckten Lammes* bedrängen, können wir nicht unterlassen, euch, die ihr unsere Sorgen theilet, bei eurer ausnehmenden Frömmigkeit zu beschwören, daß ihr mit uns zugleich in Demuth eure heißen Gebete richten möget an den Vater der Barmherzigkeit, damit er gnädig herabsehe vom Himmel auf den Weinberg, den seine Rechte gepflanzt hat, und milde abwende den so lange schon über demselben grollenden Sturm." —

Drittes Belegstück.

Rechtsgang.

Der Verfasser dieser Schrift hatte eine Darstellung der Ereignisse versucht, deren Entwickelung die Darstellung des Rechtsganges selber ist. Sie hatte den Beifall ausgezeichneter Juristen gefunden. Indessen glaubte er, seine Leser zu verbinden, wenn er Ihnen, statt dieser, die vollständige und schöne, wie es scheint, halb-offizielle Erklärung vorlegt, die im Frankfurter Journal 1837 Nr. 354, 359. 1838 Nr. 5, 11, 12 und 13 erschienen ist, und die nicht genug verbreitet werden kann. Sie giebt den besten Schlüssel der abgebrochenen Betrachtungen, welche der Verstorbene hinterlassen. Ohne dabei seine Ansichten über die Natur gemischter Ehen, die Resultate seiner Prüfung der verschiedenen Gesetze darüber auszusprechen, hat er eine Bemerkung, die ich nicht umgehen darf, geäußert, daß es nämlich in Deutschland einen Staat giebt, wo die Evangelischen auch in diesem Punkte bis auf's Aeußerste bedrängt werden, und hinwiederum einige andere, wo sich die Sache ganz einfach macht, die Kurie aber sich stellt, als wisse sie das nicht, weil sie merkt, daß sie unter den aufgeklärten und verdienstvollen Männern, die jezt am Ruder sind, außer Stand ist, die Ordnung zu gefährden. Der liebe Gott hat gesorgt, daß Giftbäume nicht zu hoch in den Himmel wachsen.

Zur Beurtheilung der Differenzen zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischof von Köln.

Erster Artikel.

Zur Zeit der Reokkupation Westphalens erhob sich zwischen dem Grafen Spiegel zum Desenberg und dem Freiherrn Droste

zu Vischering, beide damals Mitglieder des Kapitels zu Münster, ein Streit darüber, wem von beiden das Verweseramt des dortigen Bisthums eigentlich zustehe. Professor Hermes in Münster ward veranlaßt, ein Gutachten darüber abzugeben, und dieß Gutachten, in welchem die scharfsinnigste kanonische Gelahrtheit entwickelt war, erkannte dem Grafen Spiegel das Recht des Verweseramtes zu. Um dieselbe Zeit bildete sich, den bekannten Dichter Grafen Stolberg und die Fürstin Gallitzin an der Spitze, den Freiherrn Droste in der Mitte, eine Partei gegen die Schriften und die Lehre des Dr. Hermes. Bis dahin unangefochten, ja verehrt, wurden sie auf einmal verketzert. Hermes wehrte sich mannhaft, und bald folgte eine Waffenstille von langer Dauer dem geführten polemischen Kampfe. Indessen war ihm doch durch denselben sein Aufenthalt in Münster verleidet worden. 1830 nahm er die Professur in Bonn an, wo er sich den Ruhm erwarb, kräftig und mit großem Erfolge die wissenschaftliche Ausbildung des geistlichen Standes zu fördern. Ungestört wirkte und lehrte er so bis zu seinem Tode i. J. 1831. Nun erhoben sich seine Gegner von Neuem, und als Folge ihrer Bestrebungen wird von vielen Seiten das päpstliche Verdammungsbreve vom 26. September 1835 betrachtet. Es ist hier nicht der Ort, auf Hermes Lehren einzugehen; doch muß erwähnt werden, wie selbst Gegner des Hermes beklagten, daß aus dem Breve nicht zu ersehen sey, welche von seinen Lehren es eigentlich verdammte. Es war der preußischen Regierung nicht amtlich notifizirt worden; es ward, wie im ganzen übrigen Deutschland, auch in Preußen nicht publizirt, erlangte also keine gesetzliche Gültigkeit daselbst; ja nicht ein einziger der preußischen Landesbischöfe hatte einmal auf dessen Publikation angetragen *). Viele gelehrte und hochgeachtete Theologen waren der Meinung, daß man in Rom über die eigentliche, in ihren Augen nicht allein unverfängliche, sondern der katholischen Kirche höchst ersprießliche Tendenz der Hermes'schen Grundsätze nicht genügende Erläuterungen empfangen habe. Daher unternahmen es zwei Professoren der Bonner Universität, dieselben persönlich vor dem römischen Stuhle zu rechtfertigen. Daß sie damit nicht zugelassen wurden, ist aus

---

*) Der in der Allgemeinen Zeitung vom 15. Dezember 1837 erwähnte Antrag des Bischofs von Münster gehört, wie aus demselben ersichtlich, einer spätern Zeit an.

dem öffentlich wiedergegebenen Schreiben des Kardinals Lambruschini bekannt; weniger bekannt dürfte seyn, daß schon kurz nach ihrem Abgange nach Rom von gewisser Seite die Nachricht kam, sie würden daselbst nichts ausrichten.

Als im Anfange des Jahres 1836 Freiherr Droste zu Vischering den erzbischöflichen Stuhl zu Köln bestieg, fand er in mehrfacher Hinsicht Zustände vor, die ihn lebhaft an einen verstorbenen Gegner Hermes erinnerten. Das Verdammungsbreve war da, und wenn es zwar, wegen der mangelnden Publikation, keine gesetzliche Gültigkeit hatte, so war doch von der preußischen Regierung, welche sich einestheils in Glaubenssachen nicht mischen, anderntheils die Polemik nicht vom Katheder aus genährt wissen wollte, vor Eröffnung der Vorlesungen des Sommersemesters auf der Universität Bonn verfügt worden, daß die Professoren sich in ihren Vorträgen alles dessen enthalten sollten, was dem Breve entgegen sey. Und die Professoren leisteten dem auch gewissenhafte Folge. Aber seit langen Jahren schon hatte die Hermesische Lehre im Volke selbst Wurzel gefaßt, drei Viertheile der katholischen Bevölkerung waren ihr zugethan, mehrere Tausend Pfarrgeistliche aus dieser Schule hervorgegangen, in den katholischen Fakultäten zu Münster und Breslau, in sämmtlichen katholischen Seminaren gehörte die Mehrheit ihr an. Dieser, durch seine lange Dauer befestigte Zustand der Dinge, mit welchem sich eine ungemeine Ehrwürdigkeit der Schüler Hermes, als Seelsorger, verband, war es hauptsächlich, welcher dem neuen Erzbischofe zuwider seyn mußte. Ihn zu untergraben war schwer, und Hülfe dazu bei einer Regierung, welche grundgesetzlich eine wahrhafte Toleranz ausüben will, zu finden unmöglich. Hieraus einigermaßen ist das anfängliche Zögern des Erzbischofs, und die nachherige Heftigkeit, Formlosigkeit und Ungesetzlichkeit der Schritte, welche er einschlug, um seine Tendenz zu verfolgen, erklärlich. Der erste Schritt dieser Art war das Rundschreiben, welches er unterm 12. Januar 1837 an die Beichtväter der Stadt Bonn erließ. Es möge davon hier nur erwähnt seyn, daß er das Verdammungsbreve nicht allein als verpflichtend darin anführt, sondern auch erörtert, in wiefern es dessen Publikation zu diesem Behuf nicht bedürfe. Also offenbare Hinwegsetzung über die Landesgesetze, offenbares Bestreben, auch seine Untergebenen zu dieser Hinwegsetzung zu verleiten.

Was die akademischen Vorlesungen anbetraf, so mußten ihm,

zufolge der Universitätsstatuten, die halbjährlichen Kataloge vorgelegt werden, und die Fakultät war gehalten, seine „Bemerkungen über rein theologische Gegenstände ehrerbietig aufzunehmen, und nach Möglichkeit zu beachten.“ Ueber den Katalog des Sommersemesters 1837 hatte er nun einige Bemerkungen gemacht, aber nur solche, die eine gewisse Unzufriedenheit andeuteten, ohne sie zu motiviren, die höchstens die Absicht, wirkliche Erinnerungen zu machen, vermuthen ließen. Zu einem Weiteren kam es aber nicht, und nie ist vom Erzbischofe weder der Regierung, noch den Professoren, angezeigt worden, was er gewährt oder unterlassen zu sehen wünsche. Die Regierung indessen scheint schon damals Verwickelungen befürchtet, und Schritte zu ihrer Vermeidung für nöthig gehalten zu haben. Es erfolgte nämlich am 19. März eine Konferenz darüber zwischen dem Universitätskurator und dem Erzbischofe, worin letzterem, der sich selbst aller Aeußerungen über seine Absichten enthielt, nacheinander folgende Vorschläge gemacht wurden: die Professoren selbst über die ihm etwa verdächtigen Lehrpunkte zu hören, ihre schriftliche Erklärung darüber von ihnen anzunehmen, selbst ein zuverläßiges Lehrbuch anzugeben, die Vorlesungen sogar beaufsichtigen zu lassen. Aber alles ward zurückgewiesen. (Auch das spätere Anerbieten dreier Professoren, ihm ihre Hefte zur Einsicht vorzulegen, blieb unbenutzt.) Am Ende ward man dahin einig, daß der Erzbischof selbst jene Punkte aufzeichnen, und den Professoren vorlegen solle, was er denn auch versprach. Aber er hat dieses Versprechen nie gehalten. Seine Tendenz ging nicht bloß gegen die Hermesische Lehre, sondern auch gegen die Männer aus dieser Schule, mochte ihre Lehre sich immerhin nach seinem Willen gestalten. Auch war es — zwar den Statuten der Universität, wie dem üblichen Geschäftsgange, nicht aber der Stellung, in die er sich zu setzen beschlossen hatte, entsprechend, hierin durch das Einschreiten der Regierung zu wirken, sondern er wollte selbst einschreiten, aus eigener Machtvollkommenheit.

Zunächst verbot er nun, ohne der Regierung Anzeige zu machen, den Studirenden, an theologischen Vorlesungen andere, als die des Professor Klee und die kirchenrechtlichen des Professor Walter zu hören. Die Alumnen des Konviktoriums, in Betracht des Einflusses, welchen die oberste geistliche Behörde auf ihre Zukunft haben mußte, begannen, sich in diese Entscheidung zu fügen, und demnach waren die übrigen, obwohl sämmtlich vom

Staate angestellten Professoren faktisch durch den Erzbischof ihres Lehramtes enthoben; sie waren es ohne Urtheil und Recht, ohne Vertheidigung, ja ohne ihr Vergehen nur zu kennen; sie waren es durch ihn, den Unterthanen, der sich vermöge dieser Handlung über den Landesherrn setzte. — — —

Gleichzeitig erließ er die vielbesprochenen 18 Thesen, die er den Beichtvätern und neugeweihten Priestern zur Unterschrift vorlegte. Die ersten 16 betreffen diejenigen Punkte, welche der Erzbischof für hermesianisch zu halten scheint, und obwohl die Fassung mehrerer dieser Thesen die gänzlich unbefugte Auferlegung eines Gewissenszwanges mit sich bringt, so sei doch hier nur von der 18ten These die Rede. In dieser soll sich der Geistliche verpflichten, in Sachen der Lehre und Disziplin von den Aussprüchen des Erzbischofs nur an den Papst zu appelliren. Ohne Weiteres also hob der Erzbischof die ersten Grundsätze des Staatsrechtes auf, welche die Untersuchung über den Mißbrauch geistlicher Gewalt der Obrigkeit als ein unumstößliches Recht zuerkennen! Ohne Weiteres ließ er die Geistlichen das Recht des Landesherren abschwören, einzuschreiten gegen die Verletzung der weltlichen Macht, oder der Rechte eines Dritten! Welche Regierung würde sich nicht hier schon im Rechte geglaubt haben, ihm als Verächter der Landesgesetze einen kurzen Prozeß zu machen!

Wohlwollende Freunde naheten sich ihm damals mit dringenden Warnungen. Sie stellten ihm vor, um wie viel leichter er zu seinem Ziel kommen müsse, wenn er sich dem natürlichen Geschäftsgange gemäß mit Beschwerden und Vorschlägen über die ihm bedenklich scheinenden Gegenstände an die Regierung wende, — um wieviel mehr er sich dagegen von seinem Zwecke entferne durch versuchte Selbsthülfe, welche die Regierung zu dulden außer Stande sei. Darauf erwiederte er aber, „es handle sich nicht um die Ausführung der Gesetze, sondern die Gesetze selbst seien den Freiheiten der Kirche entgegen.“ Es war dadurch auf das Unzweideutigste von im selbst darauf hingewiesen, daß seine Absichten und Handlungen die Landesgesetze gänzlich umzustoßen bezweckten. Die Regierung indessen wollte ihm immer noch den Weg zur Rückkehr lassen, und es ward daher durch die Mitwirkung des damaligen Regierungs-Präsidenten zu Düsseldorf, Grafen Stolberg, welcher bald darauf noch der preußische Gesandte bei dem päpstlichen Stuhl, Geheimer Rath Bunsen hinzutrat, ein Versuch dazu

gemacht. Wirklich schien der Erzbischof dießmal einzusehen, daß er viel zu weit gegangen sey. Er erklärte sich nämlich bereit, das Verbot des Kollegienbesuchs zu widerrufen, und die Unterschrift der Thesen nicht mehr zu fordern. Bevor es jedoch zum Schlusse hierüber kam, erfolgte die Antwort des Erzbischofs vom 18. September, in der Angelegenheit der gemischten Ehen, deren nothwendige Folge seine Amtsentsetzung seyn mußte. Unter diesen Umständen wurden auch jene Unterhandlungen von den königl. Kommissarien abgebrochen, und es erfolgte nun dasjenige, was in dem zweiten Artikel berichtet werden wird, und dessen Ende die wirkliche Amtsentsetzung war.

Daß der Erzbischof den Zeitraum bis dahin noch zu einer neuen, der königl. Autorität hohnsprechenden Handlung, nämlich zur Absetzung sämmtlicher Lehrer des Seminars benutzte, ist bekannt.

Zweiter Artikel.

Durch den westphälischen Frieden war das ungestörte Nebeneinanderbestehen des katholischen und des protestantischen Bekenntnisses in Deutschland ausgesprochen und gesichert worden. Was bis dahin einander feindlich gegenüber gestanden, ja sich gegenseitig zu unterdrücken gestrebt hatte, war nun im Genuß und unter dem Schutz gleicher politischer Rechte. In Gegenden, die bis dahin ausschließlich dem Protestantismus angehört hatten, wo es nichts weniger als gefahrlos gewesen war, die Messe zu lesen und zu hören, sahen die Zeitgenossen erstaunt, wie die kleine katholische Gemeinde unangefochten sich zu der einzeln stehenden Kapelle begab, um in sorgenfreier Andacht auf ihre Weise den Höchsten anzubeten. Eben so verhielt es sich umgekehrt da, wo nur das katholische Bekenntniß heimisch gewesen war. Das Erstaunen machte bald der Gewohnheit Platz, besonders als die, auf verschiedenen Punkten Deutschlands durch den langen Krieg eingetretene Verödung vielfache Uebersiedelungen zur Folge hatte, bei denen das Glaubensbekenntniß gar nicht mehr in Betracht kam. Hierzu fügte sich noch das allgemeine Bedürfniß des Friedens und der Duldung, welches der Mensch zwar überall und zu allen Zeiten hat, aber niemals lebhafter fühlen, niemals emsiger zu befriedigen

trachten konnte, als der Deutsche nach dem hundertjährigen verheerenden Reformationskampfe, und nachdem die letzten Funken seiner furchtbarsten Wuth in den Blutströmen des dreißigjährigen Krieges erloschen waren. Daher die allgemeine gegenseitige Annäherung, welche alle Verhältnisse des Lebens wohlthuend durchdrang, welche in allen Ländern eine gemischte Bevölkerung erzeugte, und wovon auch gemischte Ehen die nothwendige und erfreuliche Folge waren. Die Fürsten waren weit entfernt, diese Ehen zu hindern oder zu erschweren; aus der Sitte derselben bildete sich vielmehr das Recht, welches sie in ihre Gesetzbücher aufnahmen. Was die Geistlichkeit anbetrifft, so zeigte sich da, wo die Bevölkerung der einen Konfession überwiegend war, bei den Geistlichen dieser Konfession das Bestreben, die Kindererziehung in derselben Konfession zur Bedingung der gemischten Ehe zu machen. Der Einzelne aber wollte diesen geistigen Zwang nicht dulden, der Katholik wie der Protestant machten vielmehr auf geistige Freiheit Anspruch. Die Fürsten mußten solchen Anspruch beschützen, denn der Staat war in seinen Grundfesten erschüttert, sobald die Geistlichkeit durch eine Bedingung, von welcher sie die Schließung der gemischten Ehe abhängig machte, Gesetzen widersprechen durfte, welche aufrecht erhalten werden durften, weil sie aus der Nothwendigkeit hervorgegangen waren. Die Geistlichkeit fügte sich hierin auch bald, und namentlich die katholische sah ein, daß ihre Stellung, und das Bestehen ihrer Kirche, durch den moralischen Einfluß, welcher vermittelst Ermahnungen an die Stelle des Zwanges trat, keinesweges gefährdet war. Die römische Kurie zeigte sich hierin nicht minder willfährig; indessen, um zu begreifen, daß sie diese Willfährigkeit durch ihre verschiedenen Aussprüche wirklich kund gegeben hat, muß man ihre eigenthümlichen Prinzipien würdigen. Der apostolische Stuhl hat niemals irgend einem veränderten Verhältniß ostensibel nachgegeben. Er ist dem westphälischen Frieden nicht beigetreten, er hat gegen den Wiener Friedenstraktat, obschon gerade dieser zugleich den Pabst in seine Rechte wieder einsetzte, protestirt. Könige leiten zwar zuweilen ihre Titel noch von abgetretenen Provinzen her, doch nie ernennen sie Statthalter darin; Rom dagegen ernennt noch heute seine Bischöfe in partibus. So hat auch der apostolische Stuhl niemals die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten gutgeheißen, noch vielweniger die Trauung derselben befohlen, und am allerwenigsten auf die Bedingung der katholischen Kindererziehung

Verzicht geleistet. Die einzige Konzession, welche sich in der Hinsicht vorfindet, ist die sogenannte assistentia passiva, das heißt, die bloße Beiwohnung der Eheschließung von Seiten des Geistlichen, ohne Verrichtung einer dem kirchlichen Ritus angehörigen Handlung. Diese passive Assistenz wurde unter Benedikt XIV. für Holland, unter Pius VI. für Jülich, Kleve und Berg gestattet, konnte aber in ihrem wörtlichen Sinne unter germanischen Stämmen nie zur Ausführung kommen, weil das tiefe religiöse Gefühl, welches ihnen innewohnt, die Heiligung des Ehebündnisses durch die vollständige kirchliche Weihe unerläßlich fordert. Konnte doch sogar die Schließung der Ehe durch den alleinigen sogenannten, aus einem Revolutionsgesetze entstandenen Civilakt, in Deutschland nie zum allgemeinen Gebrauch kommen, obwohl er die Gültigkeit der Ehe eben so sicher feststellt, als — sit venia verbo — der Abschluß des Maklers ein Papiergeschäft. Aber die Gestattung der passiven Assistenz ward von der gesammten Geistlichkeit für hinreichend erachtet, um die Trauung zu verrichten, und von jeglicher Bedingung über die Kindererziehung abzustehen. Rom hat auch niemals gegen diese Auslegung protestirt, und ungestört haben durch einen langen Gebrauch Sitte und Gesetz sich nach ihr geheiligt. Dieses einzelne Beispiel beweist, wie jede römische Bulle, über ein Verfahren, welches von dem früheren abweicht, verstanden seyn will, um den Sinn des apostolischen Stuhles zu treffen. Man muß nicht auf das sehen, was darin verboten, sondern was milder verboten wird als bisher, auf das, was geflissentlich ganz übergangen ist, auf das, was dem Gewissen der Ausführenden, und der stets empfohlenen Rücksicht auf die Bewahrung der Kirche vor größeren Uebeln überlassen bleibt. Auf diese Weise verletzt die Kurie selbst niemals ostensibel ihr Prinzip der Unnachgiebigkeit, aber sie duldet die Nachgiebigkeit mit dem feinsten Takt, mit der sorgfältigsten Erwägung aller dermaligen, ihrem Einflusse nicht zugänglichen faktischen Verhältnisse. Dasselbe fordert sie von ihrer höhern Geistlichkeit, und hieraus ist erklärlich, wie erleuchtete, ein solches Verhältniß würdigende Fürsten der Kirche, den Gesetzen ihres Staates entsprechen konnten, ohne je ihre Pflichten gegen ihre oberste geistliche Behörde zu verletzen. Daß es auf der andern Seite eine Partei gibt, welche von jenem richtigen Takte keine Ahnung hat, welche in ihrem Fanatismus alle Beschlüsse der Konzilien wörtlich

ausgeführt sehen, welche herrschen will, wäre es auch auf blutigen Trümmern, ist leider offenkundig.

Was Preußen anbetrifft, so fand es jene mildere Praxis, welche die päpstlichen Vorschriften richtig auslegt, bei der Besitznahme von Schlesien, und in seinen ältern westlichen Besitzungen vor, und erhielt sie aufrecht. Das allgemeine Landrecht bestimmt, daß Niemand das Recht hat, den Aeltern zu widersprechen, so lange sie über den Religionsunterricht einig sind, für den Fall verschiedener Ansichten der Aeltern aber, daß bis zum vierzehnten Jahre die Söhne in der Konfession des Vaters, die Töchter in dem Bekenntnisse der Mutter unterrichtet werden sollen. Diese letztere Bestimmung diente jedoch dazu, den Konfessionsunterschied in den Familien zu verewigen, und deßhalb ward sie durch die Kabinetsordre vom 21. November 1803 aufgehoben. An ihre Stelle trat die Vorschrift, daß alle Kinder in der Konfession des Vaters erzogen werden sollten, — immer nur für den Fall, wo die Aeltern darüber sich nicht selbst einigen würden. Diese dem häuslichen Zwiespalt vorbeugende Veränderung ward damals, und wird noch heute als wohlthätig allgemein anerkannt. Sie konnte keiner der beiden Konfessionen Abbruch thun, denn es war nicht anzunehmen, daß die Väter vorzugsweise der einen, die Mütter vorzugsweise der andern Konfession angehören würden; und zeigte sich durch zufällige Verhältnisse ja in dieser Gegend eine solche Erscheinung, so ward sie durch die entgegengesetzte in jener Gegend wieder aufgehoben.

In den westlichen preußischen Provinzen war zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, der Gebrauch verschieden. In den ältern preußischen Besitzungen bestand, in Folge der erwähnten Benediktinischen Verfügungen, bereits die mildere Praxis. In andern Landestheilen, deren Bevölkerung bereits unter der Fremdherrschaft eine gemischte geworden war, hatte sich ein gleiches Verhältniß geltend gemacht, und Bemühungen, die strengere Disziplin zurückzuführen, waren zwar schon unter Napoleon durch Caprara, dem Kardinal-Legaten zu Paris, eingetreten, an dem Willen und der Einsicht der Bischöfe selbst aber gescheitert. Auf einigen, und zwar den am wenigsten zahlreichen Punkten endlich hatte sich die strenge Disziplin erhalten. Auf diese Punkte nun, woselbst die übrigen bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse ganz gleich mit jenen waren, strebte die mildere Sitte, sich auszudehnen, und die

Geistlichkeit widersetzte sich dem zum Theil. Die öffentliche Meinung ward darin der Gegner der Geistlichkeit. Es schien ihr nicht folgerichtig, daß z. B. in Köln die gemischte Ehe nur gegen das Versprechen der katholischen Kindererziehung zugelassen wurde, in dem angrenzenden Düsseldorfer Bezirk aber ohne solches Versprechen stattfand; daß ferner derselbe Bischof, welcher auf der einen Seite des Rheins von dem Versprechen abstand, solches auf dem andern Rheinufer, in demselben Sprengel, in derselben Provinz, forderte. So die öffentliche Meinung. Der Staat erstrebte Gleichmäßigkeit in jeder Verwaltung. Sollte er zu dem Behuf eine milde, den allgemeinen Wünschen gemäße Sitte durch eine strenge und unpopuläre Sitte ersetzen? Die Lösung dieser Frage blieb nicht lange zweifelhaft. Der Staat erkannte die öffentliche Meinung als richtig an, und entsprach ihr durch eine Kabinetsordre vom 17. August 1825, wonach er jene Verordnung von 1803 auch in den westlichen Provinzen einführte. Indessen zeigte sich hin und wieder der Versuch der Umgehung, und die Bischöfe, um Abstellung dieses Mißbrauchs angegangen, brachten Gewissensscrupel vor, ob sie zur völligen Gleichstellung der Praxis kirchlich befugt seyen. Sie meinten dazu der allgemeinen Ausdehnung jener Benediktinischen Verfügung zu bedürfen; und daß sie nicht mehr forderten, um von der Bedingung der katholischen Kindererziehung abzustehen, beweist wiederum die Richtigkeit des vorhin Gesagten, über die Art und Weise, wie päbstliche Verfügungen verstanden seyn wollen. Denn die Verfügung Benedikts XIV. gestattete ja wörtlich blos die passive Assistenz, von deren Einführung jetzt so wenig die Rede war, daß es sich vielmehr nur um die wirkliche Trauung ohne irgend ein vorhergegangenes Versprechen handelte.

So standen die Angelegenheiten, als die Unterhandlungen der preußischen Regierung mit dem römischen Stuhl begannen, deren Erfolg das Ende aller Wirren herbeiführte, worin aber, ohne daß man es damals ahnete, der Keim der in der neuesten Zeit wieder entstandenen Wirren geflissentlich entdeckt werden sollte.

Dritter Artikel.

Nachdem die preußischen Bischöfe ihren Gewissenszweifel an den Tag gelegt hatten, zeigte die Regierung, daß sie dieselben achtete. Sie überließ den Bischöfen, deren Lösung bei dem heiligen

Vater selbst nachzusuchen, und versprach ihr Gesuch zu unterstützen. Sie ergriffen denn auch freudig dieß Anerbieten, und ein jeder von ihnen übergab der Regierung im Februar 1828, zur Weiterbeförderung, eine Eingabe an das Oberhaupt der Kirche, worin er um die Hinwegräumung der, einer Gleichstellung der Praxis noch entgegenstehenden Hindernisse bat.

Es ist bekannt, daß bereits zur Zeit des Kongresses von Verona, bei der Anwesenheit Friedrich Wilhelms in Rom, diesem Monarchen persönlich von dem Pabste Pius VII. die Geneigtheit zu erkennen gegeben war, zur Abstellung der Verschiedenheit in der Behandlung der gemischten Ehen, auf eine, den geschilderten Umständen entsprechende Weise mitzuwirken. Man glaubte damals, sie würde von selbst verschwinden, und regte deßhalb die Sache nicht weiter an. Auch als Leo XII. im Jahre 1827 vorläufige Eröffnungen gemacht worden waren, hatte er seine Bereitwilligkeit erklärt, jenem Konflikt mit den Landes-Gesetzen durch einen Akt päbstlicher Machtvollkommenheit ein Ende zu machen, sobald die Bischöfe darum nachsuchen würden. Dieses Gesuch war jetzt da, und die beginnenden diplomatischen Unterhandlungen hatten also eine sichere Basis. Von Seiten der preußischen Regierung ward die feste Erklärung gegeben, keinerlei Umgehen ihrer Gesetze, keinerlei Zwangsversprechen, als Bedingung der Trauung von Verlobten verschiedenen Glaubensbekenntnisses, dulden zu wollen; zugleich aber ward die Geneigtheit ausgesprochen, in Hinsicht der Form der zu erwartenden Verfügung die eigenthümliche Stellung des Pabstes zu berücksichtigen. — Erst unter Pius VIII., dem Nachfolger Leos, gediehen die Unterhandlungen zur Reife. Von Seiten des römischen Hofes waren sie durch den Kardinal Cappellari geleitet worden.

Als Folge derselben erschien nun das Breve von 25. März 1830 an die vier Bischöfe. Seine Form war diejenige, welche den in dem zweiten Artikel geschilderten Principien des römischen Stuhles entsprach, und worin die preußische Regierung sich zu fügen im Voraus bereit erklärt hatte. Die gemischten Ehen wurden darin den Worten nach nicht gebilligt, und die Möglichkeit einer andern Kindererziehung, als die in der katholischen Konfession, nicht vorausgesetzt. In der Hauptsache aber entsprach das Breve vollkommen dem vorhandenen Bedürfniß. Es beginnt mit Erwähnung der Thatsache, daß das preußische Gesetz dem Geistlichen

verbiete, irgend ein Versprechen („sponsio") über die religiöse Erziehung der Kinder von den künftigen Ehegatten zu fordern. Sodann führt es an, daß wenn die römischen Bischöfe zuweilen von den, die gemischte Ehe an sich verbietenden kanonischen Gesetzen dispensirt haben, dieß mit schwerem Herzen und unter der Bedingung geschehen sei, daß der Ehe passende Sicherheitsmaßregeln („cautiones", nicht sponsiones) vorangingen. Ferner belehrt das Breve den Geistlichen, worin solche Sicherheitsmaßregeln bestehen, und beschränkt sie ausdrücklich auf heilsame Vermahnungen, namentlich dann, wenn die Braut eine Katholikin sey, welche Vermahnungen, je nachdem es die Klugheit erfordere, dann zu wiederholen seyn würden, wenn der Tag der Ehevollziehung bevorzustehen scheine. Für den Fall endlich, wo es sich zeige, daß solche väterliche Bemühungen vergeblich seyen, wird ein Tadeln der katholischen Person, durch gegen sie ausgesprochene Zensuren, ausdrücklich verboten, von der andern Seite aber wird in diesem Falle die assistentia passiva verordnet. — Darin nun, daß zuerst die sponsio, als durch das preußische Gesetz verboten, namhaft gemacht, alsdann dieselbe aber weiter gar nicht erwähnt, sondern bei der Belehrung der Geistlichen durch die cautio ersetzt wird; darin, daß die Erläuterung der cautio nur Ermahnungen in sich begreift; darin endlich, daß selbst für den Fall der erwiesenen Wirkungslosigkeit der Ermahnungen (also für den Fall der ausdrücklich erklärten nicht katholischen Erziehung, worüber gleichwohl die Erklärung zu fordern gar nicht geboten ist), nur die assistentia passiva verordnet wird, deren Anwendung alles war, was die Bischöfe zu bedürfen glaubten, um sich dem Gesetze zu fügen; — darin liegt das vollständige Einverständniß des Pabstes mit der allgemeinen Anwendung des Gesetzes. Wäre dem nicht so, so würde ja die Unterhandlung gescheitert sein, und das Breve hätte von der preußischen Regierung gar nicht angenommen werden können. Uebrigens ist der die Unterhandlung führende damalige Kardinal der jetzt regierende Pabst, und daher weiß Gregor XVI. am besten, wie der Kardinal Cappellari das Breve hat verstanden wissen wollen, und welche Belege für diese seine Ansicht vorhanden sind.

Genug, über den Sinn des Breve bestand nicht der geringste Zweifel. Indessen, aus einer andern Ursache zögerte die preußische Regierung, es in Anwendung zu bringen. Es sollte Gleichmäßigkeit der Behandlung bewirken, und doch schrieb es eine Art Braut-

Examen vor, welche Sitte bisher nicht bestanden hatte, deren Einführung in den östlichen Provinzen in jedem Falle unräthlich war, und welche auch in den Händen der Böswilligkeit im Allgemeinen neuen Unfrieden erzeugen konnte. Das Breve enthielt ferner manche Härten, die den nicht katholischen Unterthanen, auf deren Beruhigung es ebenfalls abgesehen war, anstößig seyn konnten. Zum Beispiel waren die gemischten Ehen an sich verabscheuenswürdig genannt, auch unverholen ausgesprochen, daß, wer nicht katholisch sey, auch nicht selig werden könne. Es gehört zwar kein besonderer Grad von Aufklärung dazu, um die Bedeutung solcher Aussprüche zu begreifen; indessen besser war es doch, wenn auch nicht einmal die Form sich ihrer noch bemächtigte. Es begannen über diese Punkte neue Unterhandlungen, die indessen nicht zum Ziele führten, und deren die preußische Regierung um so mehr überdrüssig wurde, als sie ihren Hauptzweck ja erreicht hatte. Die Anwendung des Breve ward beschlossen.

Um ganz sicher zu gehen, ward der jetzt verstorbene Graf Spiegel, Erzbischof von Köln, aufgefordert, sich gutachtlich über die Anwendbarkeit zu äußern. Er unterzog sich einer sorgfältigen Prüfung der ganzen Angelegenheit, und erklärte sodann: „Seiner gewissenhaften Ueberzeugung nach, könne im Wesentlichen jezt eine gemilderte Praxis durchgängig eingeführt werden, indem die im Breve vorgeschriebenen Formen und Ermahnungen von der Forderung des Versprechens der Verlobten absehen, welcher Punkt allein den offenbaren Widerspruch der alten Sitte mit dem Landesgesetze verursache." — Um über diesen wichtigen Gegenstand auch nicht den kleinsten Punkt im Zweifel zu lassen, ward eine förmliche Uebereinkunft zwischen der Regierung und dem Erzbischofe abgeschlossen, wozu die erstere den Minister-Residenten am römischen Hofe, Geheimerath Bunsen, kommittirt hatte. Es geschah zu Berlin am 19. Juni 1834. Der hierher gehörige wesentliche Inhalt der Uebereinkunft ist folgender: Das Breve sollte den Pfarrern zugefertigt, ihnen aber große Vorsicht dabei empfohlen werden, indem der römische Hof ausdrücklich möglichste Geheimhaltung verlangt habe. Die Behandlung des Gegenstandes in dem Sinne des Breve sollte den Pfarrern überlassen bleiben, den Bischöfen aber die Entscheidung in zweifelhaften Fällen obliegen. Zum Behuf dieser Entscheidung war eine Instruktion an die Generalvikariate zu erlassen, und diese Instruktion der Uebereinkunft

gleich angehängt. Letztere bestimmt auch die Grundsätze der Instruktion, und sagt insbesondere darüber: „die Thätigkeit der Pfarrer besteht hauptsächlich in Belehrung und Ermahnung. — Von dem Versprechen rücksichtlich der Kindererziehung wird ganz Abstand genommen. Die religiöse Gesinnung des katholischen Theils, in Absicht auf Glaubenstreue und Pflichterfüllung bei der künftigen Erziehung der Kinder, ist vorzüglich ins Auge zu fassen, und darauf einzuwirken. Und nach dieser Gesinnung, die mit Milde in jedem einzelnen Falle beurtheilt werden muß, ist das ganze Verhalten einzurichten. — Die Fälle, wo die assistentia passiva stattfinden soll, sind möglichst zu beschränken. Alles, was eine Leichtfertigkeit nicht vermuthen läßt, oder sie doch in der sittlichen Beurtheilung mildert, hebt den Fall der assistentia passiva auf.“ Man sieht, daß die Uebereinkunft und Instruktion dem Breve vollkommen entspricht. Nachdem sie abgeschlossen war, begab sich der Erzbischof zu seinen Suffraganen, um sie ihnen ebenfalls zur Beurtheilung vorzulegen. Sie erklärten, daß sie derselben, nach reiflicher Erwägung, in allen Punkten unbeschränkt beiträten, und dieselbe zur Ausführung bringen würden, sobald das Breve mit der landesherrlichen Genehmigung versehen sey. Dieser Beitritt erfolgte durch den Bischof von Paderborn zu Paderborn, durch den Bischof von Münster zu Münster, und durch den Bischof von Trier zu Coblenz. Letzterer hielt für nöthig, seiner Erklärung noch die Worte hinzuzufügen, daß die Uebereinkunft mit seinen eigenen Ansichten übereinstimme. Daß der Beitritt des Bischofs von Trier gerade während seiner Anwesenheit in Coblenz erfolgte, ist die einzige Spur, welche man von der Herleitung des Namens „Coblenzer Artikel“ hat. Bekanntlich wurde die Uebereinkunft von derjenigen finsteren Partei so genannt, welche bei dem weiteren Verlauf sich drängte, eine Rolle zu spielen. —

Die Instruktion wurde nun ausgefertigt, jedem Pfarrer das Breve durch einen Hirtenbrief mitgetheilt, und somit war dieses große Werk beendigt. Man kann dasselbe wohl ein Werk des Friedens und der Versöhnung nennen. Anfragen über die Auslegung erfolgten im Anfange von Seiten einiger Geistlichen, aber nie hat sich ein einziger Fall des Widerstandes gegen die instruktionsmäßige Bescheidung ereignet. Vom Volke ward es mit wahrer Freude aufgenommen. Es war ja nun ein jeder Preuße dem

andern gleichgestellt, keine der beiden Konfessionen mehr einem lästigen, von der Aufklärung gemißbilligten Versprechen unterworfen; kein Schwachdenkender oder Böswilliger durfte es ferner unternehmen, ein leicht erregbares religiöses Gemüth mit unbegründeten Gewissenszweifeln zu erfüllen, und die Gattin durfte nicht mehr befürchten, daß ihre künftigen Mutterfreuden durch schwere Drohungen getrübt werden würden. Dergestalt ergoß sich eine allgemeine beglückende Ruhe über die Gemüther, und sie wurden von Dank erfüllt gegen die Beförderer dieses Glückes. Ein hochgestellter Schriftsteller, dessen treffliches Werk hoffentlich nicht auf immer der Publicität entzogen bleiben wird, sagt sehr glücklich von dem westphälischen Frieden: „in Deutschland bestätigte ein europäischer Friede das Nebeneinanderbestehen und Durchdringen der beiden Parteien, und die gemischten Ehen waren das Siegel, welches das Volk auf diesen Vertrag drückte.“ Durch das Breve nun, und durch die dem Breve gemäße Uebereinkunft, bestätigten Kirche und Staat, im innigen Zusammenwirken diesen Willen des Volks; sie erhoben ihn zum Gesetz, und gaben dem Gesetze seine letzte Vollendung.

Fünfter Artikel.

Trotz aller Zusagen des Erzbischofs dauerten die Klagen über die Zurückweisung von Brautpaaren und verweigerte Aussegnung der Wöchnerinnen fort. Das auf Vertrauen beruhende Schweigen der Regierung schien allmälig den Wohlgesinnten und Verständigen bedenklich. Das Eifern und die Rücksichtslosigkeit der Uebelwollenden begann, alle Schranken zu überschreiten. Die belgische Partei, deren Verbindungen mit dem Erzbischof man wohl gekannt, aber in Betracht der guten Meinung von ihm nicht beachtenswerth gefunden hatte, erhob ihr Haupt mit einer Frechheit ohne Gleichen. Ohne Scheu verkündete das Journal de Liège: die Gläubigen möchten außer Sorgen seyn: das Ministerium habe sich mit der Erklärung des Erzbischofs begnügt, und sey dadurch in den eigenen Netzen gefangen; denn diese Erklärung besage nur, daß er die Instruktion in so weit annehme, als sie mit dem Breve übereinstimme. Dieser Klugheit des frommen Prälaten ertheilte es Lobeserhebungen, welche den krassesten Jesuitismus athmen, und den Inhalt der Instruktion theilte es öffentlich mit, nachdem es ihn vorher verfälscht hatte. Die Regierung konnte dieses Unwesen nicht länger mit ansehen, und beschloß, es mit einem Schlage zu

vernichten, indem sie eine unumwundene Erklärung des Erzbischofs forderte.

Es geschah dieß mit steter Beobachtung der größten Rücksichten gegen ihn. Der Graf zu Stolberg, späterhin in Gemeinschaft mit dem Geheimerath Bunsen, verbanden diese Mission mit derjenigen, welche in unserem Ersten Artikel erwähnt ist. Man legte ihm die Nothwendigkeit dar, in allen Beziehungen zum Staate die bestehende gesetzliche Ordnung vor Augen zu haben, erklärte ihm auch, daß die Regierung bereit sey, allen auf gesetzlichem Wege vorgebrachten Beschwerden, ja allen billigen Wünschen entgegen zu kommen. Sie betrafen nur den §. 11 der Instruktion wegen der Aussegnung der Wöchnerinnen, und als man ihm eröffnete, daß die Regierung seine Auslegung dieses §. (siehe im vierten Artikel) zulassen wolle, übertraf dieß nach seiner eigenen Aeußerung alle seine Erwartungen. — Es ward nun am 17. Sept. von dem Grafen Stolberg ein Schreiben an ihn gerichtet, dessen Inhalt vorher zwischen dem Erzbischofe und den Bevollmächtigten der Regierung verabredet worden war, und worin er um die Erklärung ersucht wurde: „daß er fest entschlossen sey — — die, hinsichtlich der Ausführung des Breve Pius VIII. vom Jahre 1834 an das General-Vikariat von Köln erlassene Instruktion unverbrüchlich auszuführen und in dem dadurch festgestellten Gange nichts zu ändern.“ Indessen trotz dem, daß alles Dieß so besprochen und versprochen worden war, sandte der Erzbischof das Schreiben mit dem Bemerken zurück, es müßten die Worte: „gemäß dem Breve“ eingeschaltet werden. Dieß hieß die Sache wieder auf den Punkt zurückführen, welcher allen Differenzen Anhalt gegeben hatte. Daß der König, um zu solchem Ende zu gelangen, besondere Kommissarien abgesandt haben sollte: diese Ansicht hätte ein Lächeln erregen können, wäre die nun klar hervorgetretene Tendenz des Erzbischofs nicht eine Mahnung an tiefen Ernst gewesen.

Es fand eine neue Konferenz statt, und zwar an demselben Tage, wo das Schreiben erlassen war. Der Erzbischof, gedrängt, sich zu äußern, ob er denn die Instruktion in andern Punkten, als dem bereits beseitigten §. 11, dem Breve für nicht gemäß halte, konnte nicht länger ausweichen, und nun kam zum ersten Male seine Ansicht über das Versprechen der Kinder-Erziehung amtlich zur Sprache. Er erklärte wörtlich: „er finde die in der Instruktion angenommene Zulassung katholischer Trauung,

ohne ein vorher von den Verlobten gegebenes Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder, mit dem Breve in offenbarem Widerspruch: daher habe er denn auch vorkommenden Falles immer die Pfarrer dahin instruirt, die Trauung nie zu gewähren, wenn ein solches Versprechen nicht abgegeben sey." In welches Erstaunen sich hierdurch die Kommissarien versetzt sehen mußten, bedarf keiner Erläuterung. Ein Landesgesetz war umgestoßen, dem Breve selbst entgegengehandelt, das Versprechen, die Instruktion auszuführen, verletzt, die Ruhe des Landes gefährdet — alles das wegen einer Ansicht des Erzbischofs, schon seit einem Jahre, und ohne daß es ihm einmal der Mühe werth geschienen hatte, eine Erörterung darüber zu veranlassen! Als er nun trotz der Vorstellungen der Kommissarien bei dieser Ansicht und dem Willen, sie durchzusetzen, beharrte, da eröffneten sie ihm: „wie des Königs Majestät alsdann zum Mindesten erwarten müsse, er werde selbst die Nothwendigkeit einsehen, sein Amt niederzulegen, da er zu demselben nur unter einer Voraussetzung zugelassen sey, zu welcher er den König berechtigt habe, — und wie Se. Maj. fest entschlossen seyen, nach dieser Erwartung zu handeln."

Dieß schien er nicht vorausgesehen zu haben. Er war davon betroffen, und bat nun dringend, ihm eine andere, mit seinen Bedenken weniger unvereinbare Erklärungsformel vorzulegen. Dem zu Folge ward vorgeschlagen, das Versprechen abzugeben, „die gemäß dem Breve nun der Instruktion festgestellte Praxis bestehen zu lassen, und in dem dadurch festgestellten Geschäftsgange nichts zu ändern." Hiermit erklärte sich der Erzbischof einverstanden, und die fast gescheiterte Unterhandlung schien noch einmal einen günstigen Ausgang nehmen zu wollen. Ein nach obiger Verabredung verfaßtes Schreiben ward ihm zugeschickt, und das Protokoll der Konferenz beigefügt. Aber wiederum war die Hoffnung der Einigung vergeblich gewesen. Der Erzbischof nahm seine letzte Erklärung zurück und schrieb am 18. Sept., er werde so viel als möglich die Instruktion und das Breve befolgen, wo aber die erstere mit dem letzteren nicht in Einklang zu bringen sey, sich nach dem Breve richten. Genüge das nicht, so verbäte er sich weitere mündliche oder schriftliche Besprechungen; er könne und wolle von der angeführten Form nicht abgehen, und wolle sich nicht, wie einer seiner Konfratres, in den Fall setzen, auf dem Todtenbette

widerrufen zu müssen, was er im Leben gethan habe. — Diese letzte Aeußerung bezieht sich auf das von dem Bischof von Trier an den Pabst erlassene Schreiben, worin er seinen Beitritt zur Uebereinkunft zu bereuen erklärt. Es war damals längst klar geworden, und wird von uns noch näher erörtert werden, daß dieser Widerruf dem sterbenden Bischofe in seinen letzten Augenblicken abgelockt ist; dem Erzbischof konnte dieß nicht verborgen seyn. Daß er den in der Konferenz geführten bündigsten Beweisen von der Verpflichtung, das vor der Wahl gegebene Versprechen in seinem wahren Sinne zu halten, und selbst von der wirklichen Uebereinstimmung der Instruktion mit dem Breve, nichts entgegensezte, als sein unbeugsames: er wolle sein Versprechen nicht halten, er wolle die Instruktion nicht befolgen, dieß war eine erklärte Wortbrüchigkeit gegen seinen Landesherrn. Daß er sich dabei auf einen angeblichen Widerruf bezog, von dessen Nichtsbedeutung er unterrichtet seyn, und die Regierung für unterrichtet halten mußte, — daß er ferner eine jede weitere Verständigung von der Hand wies, die doch nur in Vollziehung der Aufträge seines Monarchen hätte versucht werden können, dieß war eine tiefe bittere Beleidigung, die er der Wortbrüchigkeit hinzufügte. — Die Unterhandlungen waren natürlich damit abgebrochen.

Das Ministerium indessen verschob die förmliche Eröffnung, welche ihm für den Fall seiner Weigerung bereits von den Kommissarien angekündigt war, einen vollen Monat, wahrscheinlich um ihm Zeit zur reifen Ueberlegung und zur Einholung guten Rathes zu lassen. Es bewährt sich hierin von Neuem die Milde und Versöhnlichkeit, mit welcher die Angelegenheit vom Anfange an Seitens der Regierung behandelt worden war. Wie benuzte der Erzbischof diese geraume Frist? Es sind untrügliche Spuren davon vorhanden, daß er anfänglich mit der Absicht umging, sein Amt niederzulegen; er gab sogar zu jener Zeit in Münster Aufträge, eine Wohnung für ihn zu miethen, und den Miethzins nach den Einkünften eines bloßen Domherrn einzurichten. Wäre er sich selbst überlassen geblieben, so würde er vielleicht diesen einzig pflichtmäßigen Ausweg ergriffen haben. Aber nun regte sich mächtig die belgische Partei, die den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ein so treffliches Rüstzeug für ihre Pläne ihr entrissen werden sollte. Schon immer hatte der Erzbischof Besuche von

Lütticher Priestern empfangen, und ihrem treulosen Rathe ist es beizumessen, wenn er von seinen mehrmaligen, auf seiner eigenen bessern Ueberzeugung beruhenden, zum Frieden führenden Erklärungen immer wieder abgegangen war. Jezt mehrte sich diese Zusprache, und was dabei für Mittel angewandt sind, um ihn nach ihrem Willen zu stimmen, ist denkbar. Ein Hermesianer hatte ja die Instruktion verfaßt, das allein hätte genügen können. Die ihm gelassene Frist war also die Zeit der Berathungen über das, was gegen die Regierung zu thun sey, und auf welche Weise man sich ihr widersetzen müsse.

Die ministerielle Verfügung vom 24. Oktober, welche ihm die Befehle des Königs kund gibt, fand ihn demnach fest entschlossen. Sie ist nebst dem Antwortschreiben des Erzbischofs vom 31. Oktober genugsam durch öffentliche Blätter bekannt geworden. Von nun an ist kein Zögern, kein Ueberlegen, keine Hinneigung zum Frieden mehr in seinen Schritten bemerkbar. Einen Beauftragten des Grafen Stolberg, der ihm den Rath bringen sollte, vom Könige eine Frist zu erbitten, um seine schwierige Lage dem Pabste vorstellen zu können, wieß er ab, und ließ ihm statt aller Erwiederung jenes Antwortschreiben einhändigen. Und welches Antwortschreiben! In der Hermesischen Sache will er von eigener Anerkennung unzulässiger Schritte nichts wissen. Er hatte sich zur Zurücknahme derselben bereit erklärt (siehe unsern ersten Artikel), aber seinem Könige gegenüber das einzugestehen, vermochte er nicht über seinen priesterlichen Stolz. Die Sache, so behauptet er, sey rein kirchlich, und nur von der Lehre die Rede. Also weil es sich von einem päbstlichen Verbot der hermesischen Schriften handelt, dessen Publikation das alleinige Recht des Landesherrn ist, darf er dieses Recht mit Füßen treten, eigenmächtig gegen königliche Beamte einschreiten, durch ein, seinen Geistlichen auferlegtes Gelübde die königliche Macht, den Unterthan gegen den Mißbrauch erzbischöflicher Gewalt zu schützen, unwirksam machen! Welch eine unerhörte Anmaßung! — In der Sache der gemischten Ehen wiederholt er lediglich seine letzte Erklärung und behauptet schlechthin, daß sie mit seinem vor der Wahl gegebenen Versprechen im Einklang stehe. Und um vor der Welt der Sache einen gefälligen Anstrich zu geben, und das Begehren der Regierung recht unbillig darzustellen, bringt er auch noch die Ausflucht an, er habe blos in Bezug auf die Konvention ein Versprechen abgelegt, und jetzt

halte man ihm die Instruktion vor. Als wenn die Instruktion nicht schon den Prinzipien nach in der Konvention enthalten, und außerdem ihr noch vollständig angehängt gewesen wäre! Bei Allem diesem schließt er mit der Versicherung des Gehorsams gegen den König in weltlichen Dingen. Schwer würde es wahrlich seyn, nun noch weltliche Dinge aufzufinden, in denen er gehorchen könnte, denn alle weltliche Beziehungen sind nach dem, worin er den Gehorsam aufkündigte, auf Beziehungen der Kirche und Lehre zurückzuführen. Diese Betheuerung des Gehorsams ist eine Erklärung, daß er dem Könige in weltlichen Dingen keinen Gehorsam schuldig sey (d. h. gar keinen!!! —). —

Der belgische Klerus hatte sein Werk der Liebe und des Friedens tüchtig begonnen. Einem sterbenden Bischof waren seine letzten Augenblicke verbittert worden, um ihn zur Unterzeichnung einer Schrift zu bewegen, womit seiner Zeit ein passendes Gaukelspiel getrieben werden sollte. Der lebende Bischof hatte seine Unterthanspflicht verläugnet, das seinem Könige gegebene Wort gebrochen und war entschlossen, sich trotz dem im Amt zu behaupten. Eins blieb noch übrig: das Volk mußte aufgewiegelt werden, damit die Regierung mit Gewalt verhindert würde, den der Partei so bedenklichen Entschluß auszuführen: die Amtswirksamkeit des Erzbischofs trotz seines Widerstrebens zu hemmen, und damit der gespielten Intrigue ihren Hauptnutzen zu entziehen. Dieß Eine mißlang, indessen die Schritte, welche dazu geschahen, machen ihren Erfindern Ehre. Am 4. November versammelte der Erzbischof das Domkapitel, legte ihm das Ministerial-Schreiben und seine Antwort vor, theilte ihm die Sachlage einseitig und unvollständig mit, und äußerte: man wolle ihn vom Amte abthun, er aber werde die Rechte der Kirche zu wahren wissen. Die Allgemeine Zeitung vom 25. November ließ sich darüber „vom Niederrhein" berichten, das Domkapitel solle größtentheils seine Billigung dieses Antwortschreibens ausgesprochen haben, von welchem alsbald auf manchen Wegen allen Getreuen Kenntniß gegeben sey. Das letztere ist ein treffliches Eingeständniß der versuchten Aufregung; man müßte denn die Frage: zu welchem Zweck wurden die „manchen Wege" eingeschlagen, und die Kenntniß des Briefes verbreitet? auf andere genügende Weise beantworten können. Im Uebrigen ist jene „Billigung" des Domkapitels unwahr. Die Neue Würzburger Zeitung hatte gar berichtet, das Kapitel habe erklärt,

es wolle eher mit dem Erzbischof sterben, als der katholischen Kirche ungetreu werden; indessen solche Alternative lag nicht vor. Das Kapitel dankte, ohne die mindeste Erregung kund zu geben, dem Erzbischof für das ihm bewiesene Vertrauen, und es erhob sich keine Stimme, den Brief zu loben noch zu tadeln. Der Zweck war hier verfehlt. Ob er bei einer gleichen Mittheilung an die neunzehn Pfarrgeistlichen zu Köln erreicht wurde, dürfte zu bezweifeln, vielmehr anzunehmen seyn, daß sie sich ebenfalls passiv verhalten haben. Aber am 6. November ward dasselbe bei den Seminaristen wiederholt, und hier hatte es Erfolg; junge unerfahrene Gemüther, welche die Folgen ihrer Entschlüsse nicht abzumessen vermögen, sind leicht bewogen; die ihnen übergebene schriftliche Darstellung der Sache ward durch sie vielfach verbreitet. Das war aber noch nicht genug. Landdechanten und andere angesehene Geistliche erhielten ähnliche Schriften, welche von Koblenzer Artikeln und der darnach verfaßten Instruktion sprachen, die der Erzbischof, ohne die katholische Kirche zu verrathen, nicht habe befolgen können. Das Journal de Liège hatte bereits eine treffliche Adresse der katholischen Pfarrer in Rheinpreußen verfertigen lassen, welche in der Unwissenheit ihres Verfassers das Gepräge ihres ausländischen Ursprungs an sich trägt. Er hatte nämlich nicht gewußt, daß in Preußen das Ministerium nur nach dem Willen des Königs handelt, machte ohne Weiteres die Sache zu einer Religionsfrage, und klagte die Minister der Verletzung des dem katholischen Kultus verheißenen königlichen Schutzes an. Nun deduzirte er, daß der Eid der Treue nur auf diese Verheißung hin geleistet sey, und heuchelte die größte Mäßigung, als er den Schluß zog, daß jene „treulosen Instruktionen und ungerechten Drohungen“ nur dazu dienen würden, alle Katholiken unter sich zu vereinigen, und sie einer Regierung zu entfremden, welche nur die Ruhe des Staats zu stören beabsichtige. Unter „Regierung“ versteht er das Ministerium, und setzt voraus, daß es wie in Belgien auch in Preußen nichts Auffallendes sey, die Würde des Monarchen in den Staub zu ziehen, wenn man nur die Vorsicht beobachte, seine Invektiven gegen das Ministerium allein zu richten. Die ruhigen Rheinländer, das weiß er, fühlen sich zu wohl unter dem preußischen Scepter, und von den Folgen eines Aufruhrs haben sie in Belgien eine zu deutliche Anschauung gehabt, zu wichtigen Nutzanwendungen auf sich selbst und auf ihre Industrie-Anstalten

gemacht, als daß er sie mit einer Revolution hatte erschrecken dürfen. Darum das unschuldige Wort „Entfremdung", dessen Auslegung er den fanatischen Priestern überläßt, die an der preußischen Grenze aufregende Predigten halten. — Indessen, diese liebreiche Absicht des Journal de Liège kam zu spät, und sie ist nur als ein nachträglicher, nutzloser Ausbruch seines Grimmes anzusehen. Denn in demselben Blatte (vom 24. November) hatte es den Schmerz, verkünden zu müssen, daß der Schritt, an welchem es die Regierung durch das Volk hatte verhindert sehen wollen, schon geschehen war. *).

Die am 20. November auf Befehl des Königs, und nach fruchtloser, letzter Mahnung an Gehorsam und Treue, erfolgte Wegführung des Erzbischofs nach Minden ist mit ihren Nebenumständen bekannt. Durch diesen energischen Akt königlicher Machtvollkommenheit waren alle Umtriebe in ihrem Keime erstickt. Es bleiben uns nur einige allgemeine Betrachtungen vorzuführen und einige spezielle Fakta zu erörtern übrig, denen unser nächster Artikel über diese Angelegenheit gewidmet seyn soll.

Sechster Artikel.

Durch die faktische Verhinderung des Freiherrn von Droste an der Ausübung ungesetzlicher, die öffentliche Ruhe gefährdender, Amtshandlungen ist die ganze Sache abgethan. Zwar geschieht mancherlei, was noch die Erwartung des Gegentheils andeutet, und noch mehr wird erfunden, um diese Erwartung im Publikum zu verstärken. Bald soll der Domdechant Dr. Hüsgen dem Verweseramte des Erzbisthums entsagt haben, bald wird das Verfahren gegen den Erzbischof den durch Knabenmuthwillen entstandenen Münster'schen Vorfällen als Motiv untergeschoben; ein angeblicher Hirtenbrief des Herrn von Droste wird in Belgien fabrizirt, und die Würzburger Zeitung wie die belgischen Blätter finden kaum Worte, den erschrecklichen Eindruck, den seine Wegführung

*) Auf diesen Artikel, auf das ganze Journal de Liège, auf die in Belgien gedruckten, und als Käsepapier in Preußen eingeführten aufrührerischen Broschüren, auf die in Baels und anderen Orten gehaltenen Predigten voll revolutionären Aberwitzes, verweisen wir den Brüsseler Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung vom 27. Dezember, welcher den Tendenzen des belgischen Klerus ein frommes Mäntelchen umzuhängen sucht.

gemacht habe, zu schildern, und den Wunsch der Regierung, daß sie ungeschehen seyn möchte, glaubhaft zu machen. Nichsdestoweniger herrscht am Rhein die tiefste Ruhe, und die Handlungen der Regierung, statt daß sie ihre eigenen Maßregeln jezt für ungeeignet halten sollte, bezeichnen nur das unerschütterliche Festhalten an demselben. Auch ist nicht die mindeste Anstalt, welche eine Besorgniß verriethe, sichtbar. Jene öffentlichen Blätter verspritzen ihr Gift nutzlos; es findet keine Stelle mehr, wo es tödten kann.

Was wirklich geschehen ist, besteht zunächst in den bekannten Schritten einiger Mitglieder der rheinischen und westphälischen Ritterschaft. Sie haben indessen dazu gedient, diese Edelleute zu überzeugen, daß kein Anlaß vorhanden war, aus dem, was ihrem Standesgenossen zur Last gelegt ist, einen Vorwurf gegen sie selbst zu entnehmen, und daß jedes Einwirken zu seinen Gunsten an dem festen Willen des Monarchen und an der gesetzlichen Begründung der getroffenen Maßregeln scheitern muß. Demnächst liegt die päpstliche Allocution vom 10. Dezember vor, welche, wie sie selbst angibt, ohne vorherige Kenntniß von den Motiven des Geschehenen, erfolgt. Man hat sie als voreilig, der gewohnten Umsicht des römischen Hofes wenig entsprechend, dargestellt, auch ihre Aechtheit bezweifelt. Gewiß [?] wurde sie ohne sein Wissen und gegen seinen Willen bekannt; Monarchen pflegen sich ihre gegenseitigen Erklärungen nicht durch die allgemeine Zeitung zu machen; jene Publikation kann nur aus einer, den mehrfach bezeichneten Tendenzen zugänglichen Quelle geflossen seyn. Betrachtet man die Allocution näher, so kann ein Theil ihres Inhalts allerdings höchst befremdend erscheinen. Der römische Stuhl stellt z. B. darin seine anfängliche Unkenntniß von der Ausführungsweise des päpstlichen Breve voran, und dennoch liegen, wie wir bereits erwähnt haben, und die Folgezeit es noch näher enthüllen wird, Beweise vor, daß der jetzige Pabst damals, wo er als Kardinal Capellari die Unterhandlungen römischer Seits leitete, das Breve gerade so verstanden hat, wie seine Ausführung durch die Instruktion vom Jahre 1834 gesichert worden ist. Ferner hat es sich immer nur darum gehandelt, die in einem kleinen Theile der neueren Provinzen des Reichs stattfindende Praxis der älteren, in der ganzen übrigen Monarchie längst bestehenden Praxis gleichzustellen; gleichwohl verwirft der Papst die ganze in Preußen befolgte Praxis. Hat er denn das allgemeine Landrecht und die Verordnung von 1803

nicht gekannt? Kommt es ihm in den Sinn, das zu ändern, was seit länger als einem Jahrhundert besteht, ohne daß der römische Stuhl jemals dessen Anfechtung versucht hat? — Unternimmt er es, in der That Deutschland zu romanisiren? Und fordert er, anstatt die dargebotene Verständigung anzunehmen, wirklich einen mächtigen Staat in die Schranken, während er selbst von der Macht einen so hohen Begriff hat, daß er das zur Besetzung einer kölnischen Straße verwandte Eine Bataillon eine „große Waffenrüstung" nennt? — Dergleichen Widersprüche liegen in der Allocution; indessen sie führen auch zu deren wahrer Verständniß. Man wiederlese in unserm zweiten Artikel die Erklärung päpstlicher Verfügungen, und man wird auch den Sinn der Allocution verstehen. Der Papst hat darin gesprochen, wie es in seiner Stellung und seinen Kardinälen gegenüber passend scheinen darf. Er wird nun einem Könige gegenüberstehen, der gar nicht gemeint seyn kann, seine Maßregeln, vermöge deren er einen ungehorsamen Unterthan, statt ihn zu bestrafen, nur außer Stand gesetzt hat, seinen Ungehorsam durch Amtshandlungen länger zu bethätigen, einer fremden Genehmigung zu unterwerfen. Der Punkt des Glaubens wird dadurch nicht im entferntesten berührt, denn der Staat hat dem Erzbischof weder seine Ueberzeugung, noch seine Gewissensfreiheit streitig gemacht; er hat sich darauf beschränkt, ihm eine Amtswirksamkeit zu entziehen, die mit dem Ansehen der Staatsgewalt unverträglich wurde; er hat ihn nicht abgesetzt, er hat ihn nicht verurtheilt, er hat ihn nicht als seinen Beamten, sondern als einen Diener der Kirche angesehen; aber möge dieser auch noch so hoch gestellt seyn, wem möchte es wohl einfallen, zu fragen, ob der Landesherr sich gefallen lassen dürfe, daß der Diener der Kirche ihm den Gehorsam aufkündige?

Die Gegner der preußischen Regierung können nicht in Abrede stellen, daß die gesetzlichen Bestimmungen, über die Kindererziehung in gemischten Ehen, auf natürlichem Rechte beruhen. Denn da die protestantische Kirche das Versprechen nicht fordert, die Kinder in ihrer Konfession zu erziehen, so ist es auch unbillig, der katholischen Kirche eine solche Forderung zu vindiziren. Die Aeltern mögen ihre Kinder in dem Glauben erziehen, worin es ihnen beliebt: das ist doch wahrlich ächte Gewissensfreiheit. Außerdem bestimmt das Gesetz, daß wenn sie darüber nicht einig sind, der Wille des Vaters entscheidet; indessen, wie wir bereits

erwähnt haben (siehe den zweiten Artikel) kann das keiner der beiden Konfessionen Abbruch thun, da nicht anzunehmen ist, daß die Mehrheit der Väter nur der einen von ihnen angehört. Lezteres hat kürzlich das Journal de Francfort wirklich behauptet, und der Grund, dessen es sich bedient, ist zu eigenthümlich, um ihn nicht hier zu erwähnen. Alljährlich nämlich soll eine große Anzahl junger protestantischer Beamten nach dem Rhein kommen, sich dort mit katholischen Frauen verheirathen, und die katholische Kirche also der katholischen Kindererziehung zu ihrer Erhaltung bedürfen; durch ähnliche Mittel habe man bewirkt, daß die protestantische Konfession jezt in Schlesien überwiegend sey. Das klingt ja, als wenn man die Beamten wurfweise an den Rhein befördere, und ist ganz gut gesagt, nur nicht wahr. Abgesehen davon, daß am Rhein in dem Justizfach die bei weitem größere, und in den Administrationen eine große Anzahl der Beamten aus Rheinländern besteht, daß auch wiederum viel Rheinländer nach den ältern Provinzen versezt worden, ist es ja absurd, zu denken, daß auf eine starke, größtentheils industrielle Bevölkerung eine kleine Anzahl von Beamten eine Wirkung dieser Art auszuführen im Stande sey. Was Schlesien anbetrifft, so vergißt das Journal de Francfort, daß diese Provinz sich durch wesentliche, fast ganz protestantische Landestheile in neuerer Zeit vergrößert hat; es vergißt auch, daß die katholische Bevölkerung der ursprünglich protestantischen Provinzen jezt in einem stärkern Verhältnisse zur protestantischen steht, als sonst. Wenn man eine Behauptung in dieser Hinsicht begründen wollte, so hätte man nachweisen müssen, daß im ganzen preußischen Staate die protestantische Bevölkerung sich stärker vermehrt habe, als die katholische, ein solcher Versuch würde freilich übel ausgefallen seyn. Hauptsächlich aber übersieht das Journal de Francfort, daß nur bei vorhandenem Zwiespalt zwischen den Aeltern der Wille des Vaters in Betracht kommt, und es bliebe ihm also vor allen Dingen nachzuweisen, daß in der Mehrzahl der Ehen eine Uneinigkeit über die Kindererziehung vorhanden ist. — Eine faktische Unrichtigkeit ist es ferner, daß die Differenzen sich nur auf die gemischten Ehen reduzirt hätten, und die Regierung alles Uebrige habe fallen lassen wollen, wenn der Erzbischof in jenem Punkte nachgäbe. In der Hermesischen Sache hat sie die Publikation des Verdammungsbreve in Aussicht gestellt, aber gefordert, daß das Verbot des Kollegienbesuchs, und das

Gelübde der Pfarrer zurückgenommen werde. In der Sache der gemischten Ehen hat sie in der Auslegung der Instruktion, hinsichts der Aussegnung der Wöchnerinnen, dem Erzbischof beigepflichtet. In beiden Sachen aber hat sie die theilweise Beistimmung nur in dieser selbst begründet, und sie niemals als eine Bedingung desjenigen hingestellt, zu dessen Verwirklichung ihr Befehl hinreichte. — Es würde zu weit führen, alle absichtigen Oberflächlichkeiten jenes Artikels zu berühren; ungerügt darf es indessen nicht bleiben, daß er zum Schluß gar die assistentia passiva des Geistlichen bei Ehen, welche ohne Versprechen der Kindererziehung geschlossen werden, als etwas befriedigendes, als alles, was billigerweise zu verlangen sey, darzustellen sucht. Das Breve, so heißt es, befehle ja dem Geistlichen, diese Ehe durch seine Gegenwart zu legitimiren, und sich nur der Sprechung der Formeln, welche die Billigung der Ehe von Seiten der katholischen Kirche ausdrücken würde, zu enthalten. Seit wann hat die bloße Gegenwart des Geistlichen eine Ehe legitimirt? Vergißt man, daß die Herabwürdigung der Trauung zur bloßen Formel dem ganzen Gegenstand, welcher die Gegner der Regierung in die Schranken ruft, seine Bedeutung nimmt? Ja, wenn die vielbesprochene Instruktion so lautete, wie die „Würzburger Zeitung“ sie wiedergiebt, nämlich: „In allen Fällen, wo die assistentia passiva eintritt, werden die üblichen Feierlichkeiten vorgenommen,“ so möchte man Recht haben; da sie aber nur lautet: „In allen Fällen, wo die assistentia passiva nicht eintritt, werden die üblichen kirchlichen Feierlichkeiten vorgenommen,“ so ist die Beruhigung, welche das Journal de Francfort den Verlobten, die sich einer ungesetzlichen priesterlichen Anmaßung nicht fügen wollen, giebt, nur ein Hohn, womit es seinen Unwahrheiten und falschen Argumentationen die Krone aufsetzt.

Es ist in verschiedenen öffentlichen Blättern darauf hingedeutet, daß der Erzbischof unstreitig sich vertheidigen, und damit zu Gehör kommen werde. Diese Meinung beweist nur, daß man das Geschehene nicht kennt, oder ihm nicht gefolgt ist. Der Erzbischof hat sich bereits vertheidigt, und ist damit vollständig gehört worden. Verfolgen wir, um dieß darzuthun, nur den Hergang der Einen Verhandlung wegen der gemischten Ehen. Der Erzbischof hat zuvörderst behauptet, er habe die Uebereinkunft, welche ihm als dem Breve gemäß bezeichnet worden, nicht gekannt, als

er das Versprechen gegeben, sie zu befolgen. Ein Geistlicher, ein Weihbischof, mit allen kirchlichen Zuständen vertraut, will das nicht gekannt haben, was unter seinen Augen ausgeführt ist; ein vorsichtiger Mann von gereiftem Alter will eine Verpflichtung eingegangen seyn, ohne das zu kennen, worauf sie sich bezieht; er will es vorgezogen haben, sie auf der Stelle einzugehen, anstatt die Mittheilung dessen zu erbitten, was man von ihm verlangt! — Indessen wir geben die Möglichkeit zu. Er tritt sein Amt an, und nach sechs Monaten darauf, am 25. Dez. 1836, schreibt er dem Domprobst Claessen, daß die Uebereinkunft in Gemäßheit des Breve geschlossen sey. Am 1. März 1837 erklärt er dem Ministerium, daß er an derselben festhalten wolle. Am 17. September noch erwähnt er gar nicht, daß sie dem Breve ungemäß sey; endlich aber, am 18., wo er einer bestimmten Erklärung nicht mehr ausweichen kann, giebt er an, daß er die Uebereinkunft allerdings dem Breve nicht gemäß finde, und die Pfarrer immer instruirt habe, gegen die Uebereinkunft zu handeln. Dieß ist die ganze Vertheidigung des Erzbischofs, und auf eine weitere, wenn sie möglich wäre, hat er selbst verzichtet, da er sich bei Abgabe jener letzten Erklärung jede weitere Berührung der Sache verbat. Betrachtet man nun diese Vertheidigung näher, so findet sich, daß der Erzbischof, da er zugiebt, die Pfarrer immer gegen die Uebereinkunft instruirt zu haben, die Ueberzeugung, daß sie nicht dem Breve gemäß sey, schon seit Antritt seines Amtes gehegt, daß er also am 25. Dezember und 1. März unrichtige Erklärungen abgegeben hat, welche die Regierung in der Meinung erhalten mußten, sein Verfahren sey ein anderes, als es wirklich gewesen ist. An welchem Zeitpunkte aber auch seine Ueberzeugung zur Reife gediehen seyn mag, immer erwies sich gleichzeitig das Faktum, daß er ein Versprechen gegeben habe, welches er nicht halten könne noch wolle. Dagegen behauptet er, sein Versprechen habe er wirklich gehalten, da nur von einer dem Breve gemäßen Uebereinkunft die Rede gewesen; aber letztere lag doch bei dem Amtsantritt vor, und er selbst hat nie geläugnet, daß es diese Uebereinkunft war, deren Befolgung verlangt worden, daß der Staat nie eine andere gemeint haben konnte. Er fand sie nun nicht gemäß, und folglich konnte er nicht behaupten, sein Versprechen wirklich gehalten zu haben, sondern er konnte es nur als nicht verbindlich erklären, mußte aber natürlich auch das zurückgeben, was er gegen dieses

Versprechen empfangen hatte: das erzbischöfliche Amt. Das sagte ihm die Regierung, und wiederum hatte er Gelegenheit, sich zu vertheidigen; aber er erwiederte bloß, daß seine Verpflichtungen gegen die Kirche ihm untersagten, sein Amt niederzulegen. Da nun die Regierung Verpflichtungen, die auf dem Prinzip: „haereticis non est servanda fides“ beruhen, nicht wohl anerkennen, und die fides auch nicht von ihm erzwingen konnte, so war sie wohl genöthigt, eine Amtswirksamkeit zu hemmen, welche die Befolgung der Gesetze bereits gefährdet hatte und die öffentliche Ruhe zu gefährden drohte. Der Erzbischof hat sich also vertheidigt, und wenn er seine Vertheidigung allzu sehr beschränkt hat, im Sinne derjenigen, die ihn gerne kanonisiren wollen, so mag die Schuld daran weniger an ihm selbst, als in mangelnden Vertheidigungsgründen gelegen haben. Die erzbischöfliche Sache ist damit abgethan, und von demjenigen, worüber eine eigentliche Verständigung noch stattfinden kann, ist so viel vorauszusehen, daß die Fortdauer eines glücklichen, aus den einträchtigen Bestrebungen des Staats, der Kirche und des Volks seiner Zeit hervorgegangenen Zustandes niemals neuer hierarchischer Willkühr zum Opfer gebracht werden wird.

Siebenter Artikel.

Den gegenwärtigen, vorläufig letzten Artikel widmen wir dem angeblichen Widerruf des Bischofs Hommer, und theilen vor allen Dingen nachstehend die treue Uebersetzung eines während seiner letzten Krankheit von ihm eigenhändig an den Pabst gerichteten und gesandten Schreibens mit, dessen Nichterwähnung in des letzteren Allokution zu deren bereits geschilderten, uns aber nicht befremdlichen Eigenthümlichkeiten gehört. Es lautet wie folgt:

„Es könnte befremdend scheinen, heiligster Vater, daß ich für die Hülfe, welche den geistlichen Obern der Erzdiözese Köln durch des Pabstes Pius VIII. glorreichen Andenkens Schreiben vom 25. März 1830 in Betreff der gemischten Ehen gar sehr zur rechten Zeit überbracht ist, den schon längst geschuldeten Dank noch nicht dargebracht habe.

Vorgerücktes Alter und körperliche Schwäche könnte ich zum Entschuldigungsgrunde nehmen, wenn nicht eine andere wichtigere

Ursache zu Grunde läge: ich hielt dafür, abwarten zu müssen, heiligster Vater, bis ich, durch Erfahrung belehrt, über den veränderten Status dieser Angelegenheit Bericht geben könnte.

Sobald nur die politischen Hindernisse, welche die Promulgation des apostolischen Breves verzögerten, beseitigt waren, habe ich dasselbe den Pfarrern mitgetheilt, welche ich sehr nachdrücklich ermahnt habe, daß sie den Sinn desselben, bei der kirchlichen Disziplin beharrend, genau in Ausübung brächten, wie dieses das Rundschreiben darlegt, von dem ich eine Abschrift ehrerbietigst beigefügt habe.

Um die Bedenken der Pfarrer zu heben, und in Betreibung der ganzen Angelegenheit, bin ich so verfahren, daß ich, so viel vergönnt war, der vom Kardinal Albani geschriebenen Instruktion, welche Pius VIII. dem apostolischen Breve beifügen ließ, eingedenk blieb. Wenn von ihrem Sinne bisweilen wegen Schwierigkeit der Zeitverhältnisse um ein Geringes abgewichen werden mußte, so geschah dieses doch selten und ungern und nothgerathen.

Die ganze Angelegenheit steht jetzt so, heil. Vater, daß zwar nicht alle Hindernisse beseitigt sind, um deren Wegräumung wir die Hülfe des heil. apostolischen Stuhls erbaten; aber was unbeschadet der Disziplin der katholischen Kirche zugestanden werden konnte, ist nachgegeben worden. Für diese hohe Wohlthat fühle ich mich dem heil. apostolischen Stuhle und Dir, heil. Vater, verpflichtet, und spreche für sie meinen ehrerbietigsten Dank aus. So lange ich lebe, werde ich nicht aufhören, die kirchliche Disziplin in dieser Angelegenheit aufrecht zu erhalten und Gottes Hülfe anzuflehen, daß ich dazu stark genug sey. Uebrigens, da der Ausgang einer Angelegenheit der Art zunächst von den Umständen, zumal aber von der Sorge und Vorsicht der heiligen Hirten abhängt, so scheint es mir für mein Theil, heiligster Vater, nicht zu frommen, diese Sache wiederum zur Verhandlung zu bringen, da „dieses ja nichts anders thun hieße, als neue Wirren anregen und schlimmere Uebel hervorrufen, als die sind, denen wir abhelfen wollen.“ Doch dieses, heil. Vater, stelle ich Deinem Urtheile ganz anheim.

Ich habe dieses unterzeichnet an dem Tage, an welchem ich den heiligsten Leib des Herrn genossen habe, als einer, der, so es Gott gefällt, von den irdischen Dingen bald Valet sagen wird.

Meine Heerde Deiner Sorge und Bekümmerniß, heil. Vater, in Demuth befehlend, flehe ich um den apostolischen Segen.

Trier, den 1. Oktober 1836.

Des heiligsten Vaters gehorsamster Sohn,
Joseph, Bischof von Trier."

Dieß Schreiben ist verfaßt, als der Bischof zwar sein nahendes Ende fühlte, aber noch bei vollem Bewußtseyn war. Man sieht, daß er seine ganze Befriedigung mit dem, durch die Ausführung des Breve, d. h. durch die Uebereinkunft, herbeigeführten Zustande der Dinge ausspricht. Die jetzt Aufregung verbreitenden, und heuchlerisch an Erhaltung der gesetzlichen Ordnung mahnenden Blätter, denen doch ihrer Versicherung nach alle Materialien zu Gebote stehen, haben die Mittheilung dieses Schreibens als zweckwidrig unterlassen, dagegen den bekannten, am Sterbetage des Bischofs nicht von ihm geschriebenen, sondern bloß unterschriebenen Widerruf veröffentlicht. Jene Blätter datiren ihn vom 10. Oktober, der Bischof starb aber am 11. November. Der Sterbende legt, während es notorisch ist, daß er Wochenlang vor seinem Tode in äußerster Erschöpfung, in den letzten Tagen aber fast ohne Bewußtseyn lag, eine bewunderungswerthe Kraft des Gedächtnisses darin an den Tag; er führt sogar vier verschiedene Breven mit ihrem Datum an. Besonders charakteristisch ist es auch, daß er nicht allein um sein Seelenheil besorgt ist, sondern auch noch bittet, Antwort an N. N. zu ertheilen. Am allermerkwürdigsten jedoch erscheint die Erläuterung der Würzburger Zeitung darüber, in einem angeblichen Schreiben aus München vom 10. Dezember. Am Tage nach der Unterzeichnung der Uebereinkunft soll der Bischof zuerst Beunruhigung ausgesprochen haben. (Seine Unterzeichnung erfolgte aber am 29. Juli 1834 und am 1. Oktober 1836, nachdem er also länger als zwei Jahre die Uebereinkunft befolgt gehabt, drückte er dem Pabste noch seine Befriedigung damit aus.) Bald darauf (das heißt wiederum nach zwei Jahren) soll der Bischof sich sehr krank gefühlt, die Unterzeichnung gebeichtet und von seinem Beichtvater die Erklärung empfangen haben, es sey eine Todsünde von ihm begangen worden. (Der Beichtvater muß sehr erstaunt gewesen seyn, daß ihm ein Geheimniß anvertraut wurde, was jeder Geistliche längst wußte.) In der folgenden Nacht sey er aufgestanden (der bereits in Agonie liegende), um den Brief an den Pabst zu schreiben, habe aber diktiren müssen, und am andern Tage sey

er gestorben. „Die Erzählung ist authentisch, von Brüggemann selbst,“ so schließt der Kommentar.

Der Unbefangene wird nun von selbst ermessen können, was es mit der Authenticität der Würzburger Nachrichten für eine Bewandtniß, welchen Ursprung der so kommentirte, auch schon deutliche Zeichen seines Entstehens an sich tragende Widerruf hat, und welches Gewicht ihm beizulegen ist, nachdem der Bischof sechs Wochen vorher, bei vollem Bewußtseyn, und mit Berufung auf das so eben genossene heilige Abendmahl, das Gegentheil feierlich und eigenhändig erklärt hatte.

Ueberlegung.

Die Angelegenheit, die uns hier beschäftigt, hat wesentlich zwei Seiten, die eine trifft das bestehende Recht, die andere das bewegte Leben der Geschichte. Erstere Seite ist nur Frage der Jurisprudenz, ihre Lösung im größeren Publikum nicht Allen ganz faßlich, ihre genaue Entwickelung nur Rechts-Gelehrten von Interesse. Das Resultat dieser Entwickelung allein zieht die Aufmerksamkeit der Nation auf sich. Es giebt einen Standpunkt, wo die Waage zu schwanken, das Recht in beiden Sphären gleichgewichtig zu sein scheint, indem in Preußen die katholische Kirche keineswegs, wie in Irland, bloß geduldet, sondern berechtigt ist. Sie ist aber, nicht unumschränkt, sondern gesetzlich berechtigt. Diese Berechtigung — die einzige gerechte, eben so positive, als vernünftige — führt von selbst auf denjenigen Standpunkt, wo auch das strengste Recht keinen Zweifel läßt, in welcher Schaale es ruhe. Die Königliche Regierung wird es nicht unter ihrer Würde halten, das Benehmen, welches der Erzbischof sich erlaubt hat, zu beleuchten, die sträflichen Verbindungen, die ihn, zum Theil unbewußt verleitet haben, so weit es die nöthige

Vorsicht gestattet, nachzuweisen. Diesem Berichte läßt sich nicht vorgreifen, der entscheidende Rechtsbeweis bleibt der Regierung allein vorbehalten, und in Kürze hat ihn das Schreiben von Altenstein's, das wir mittheilen werden, schon geliefert. Näher liegt die Frage, die schon jezt vor das Forum der gesammten nationalen Intelligenz, d. h. vor das Gericht der öffentlichen Meinung gehört. So fern sie das immer fortschreitende Leben der Geschichte selber trifft, ist ihre faktische Lösung Aufgabe der höchsten Politik, d. i. derjenigen, die unmittelbar ins innerste Leben der Nation eingreift. Der Pabst selbst hat die Frage in dieses Gebiet übergespielt. Durch sie muß er also bereit sein, sich fassen, seine Beharrlichkeit nicht blos von denen, welche die Macht der Erwiederung durch That und Handlung besitzen, sondern auch von dem zuschauenden Publikum beurtheilen zu lassen. In diesem Bezuge dürfen wir den streitigen Punkt nicht blos in der Verfassung und im Kultus der Kirche, wir müssen ihn, tiefer greifend, im Glaubensgrunde der Partei aufsuchen; prüfen, wie dieser zu den Interessen des Jahrhunderts sich verhalte. Dieß ist die Lebensfrage in der Sache. Alle andere Fragen gehören fast ausschließend vor Staatsmänner und Rechtsgelehrte, diese allein durch und durch vor Alle. Sie allein wird das Ende unserer Schrift bilden. Ihre vollständige Beantwortung wäre eine große Arbeit. Ohne irgend eine Konfession, da wir selbst einer gefährdeten angehören, zu verletzen, lassen wir die Kirchenlehren im Großen dahin gestellt und beschränken uns bescheiden auf Berührung der Ansichten, die wir am Nieder-Rhein, in Belgien und in Würzburg unter den Verehrern des Erzbischofs verbreitet finden. Wir können seiner Partei, die von der Gemeinde guter Katholiken zu unterscheiden

ist, gewiß keine größere Wohlthat erweisen, als wenn wir ihr zu einigem Bewußtsein über sich selbst verhelfen und keine größere Gerechtigkeit, als wenn wir ihr das Ihrige Alles lassen und ihre Denkart besonders bekannt machen.

Die lezte Zuflucht aller Verbrecher ist die Forderung eines Beweises in Dingen, die mehr als bewiesen sind. Darum lautet es keineswegs sonderbar, wenn Geistliche, die in geistigen Angelegenheiten keinem Beweise Gehör geben, sogar den edlen Hermes verurtheilen, weil er die Lehre der Kirche bewiesen zu haben glaubte, — die strengsten Beweise von jedem fordern, der ihre Anmaßung und Vermessenheit, die allbekannte und glänzendste Virtuosität ihres Lebens, behauptet. Sie gleichen den Sophisten, welche verlangen, man solle ihnen beweisen, nicht etwa, daß ein Gott sei, sondern daß der **Stuhl**, auf dem **sie** eben sitzen, wirklich da sei. — Wir gehen ein auf ihre Ansicht: Das unbedingte Recht des „heiligen Stuhles“, sagen sie, beweise sich selbst so „infallibel“, als das Dasein Gottes. Ihre Gesinnung beweist aber eben so sehr sich selbst. Wer nun die Geschichte der Hierarchen kennt, sie studirt hat, Tag und Nacht mit offenem Auge, dem ist schon diese Geschichte der höchste, untrüglichste und unwandelbarste Beweis Alles dessen was sie, gleich jenen Verbrechern, nur darum bewiesen verlangen, weil sie es nicht bewiesen haben wollen und, ihrer Sophistik, die an Nebendinge sich haftet, gewiß, immer wieder zu verdrehen meinen. Wer also im Ernste zweifelt, studire Kirchengeschichte, um zu beurtheilen, welche Kluft zwischen der Religion und denjenigen

Priestern ist, die sich für ihre auserwähltesten Diener erklären.

Beim ersten Anblick der Königlichen Proklamation mußten Alle an das Wort des Erlösers sich erinnern: „Niemand kann zwei Herren dienen.“ Alle mußten sich sagen: Hier kann kein Zweifel bestehen: Entweder hat die Regierung unbedingt Recht, es sei denn, daß sie zu milde verfahren; oder, was unmöglich, sie hat alle Schuld rein ersonnen. Denn schon eine einzige Anklage der Art ist für kräftige Regierungen gewichtvoll genug, härtere Schritte zu veranlassen, vor allem die Beschuldigung heimlicher Aufreizung der Gemüther. Die unterzeichneten Minister sind aber Männer der Besonnenheit und Wahrheit, die der Staat selber verbürgt. Die Kurie allein urtheilte anders: auf ein System der Lüge baute ihr Oberhaupt seine Rede, voll Schwulst und komischem Pathos. Sie wird an Preußen scheitern. Und so geschah es!

Einst wollte ein Page Friedrich dem Großen Wasser reichen, glitt auf dem Boden aus und fiel mit dem Glase vor den Monarchen: Gott, seufzte der Arme, nun bin ich um Euer Majestät Gnade! „Wie könnte Wasser so große Dinge thun!“ erwiederte Friedrich. —

Die Allokution ist das Wasser, das der heilige Vater zu den Füßen des Thrones versprengt hat. Die Antwort Friedrichs ist die Weisheit des Ministers, der von solcher Flüssigkeit überschüttet, die alte Gnade doch unverrückt bewährt, ohne den Ungeschickten für Ein und Allemal zu verabschieden.

Anders steht die Sache kaum, da der Pabst in seiner Sphäre gegen einen Souverain größere Macht hat, als dieser ihm giebt. Da indeß alles

Menschliche der Kritik unterliegt und die Interessen der Kurie die Eigenschaft haben, statt des Göttlichen vorzüglich das Menschliche in Anspruch zu nehmen; so fragt man, ob denn Preußen in dieser Angelegenheit gar nicht gefehlt, ob es am Fall des Pabstes so ganz unschuldig sei, als Friedrich der Große am Fall jenes Pagen. Der Tadel aber wird komisch, kehrt sich in Lob um, trifft nur die Langmuth und Milde.

Der erste Punkt wäre die übergroße Nachgiebigkeit, die Preußen schon im Konkordat bewiesen: denn Klugheit fordert, mit der Kurie nie abzuschließen, nur zu unterhandeln. Die Kurie mißbraucht jede Güte, verlangt statt des Fingers die Hand und Alles und, wenn es möglich, mehr als Alles. Doch der Staat mußte wissen, was er zu thun hatte. Wir können einzig bedauern, daß dieser Staat, dem wir vor allen die Befreiung aus dem französischen Joche und jetzt den Frieden, dem wir die Handels-Ordnung und den Hauptschutz aller Bildung verdanken, auf dem Wiener-Kongreß nicht glänzender belohnt, daß er einiger seiner treuesten Provinzen beraubt wurde.

Der zweite Punkt wäre die Fortsetzung, ja die Erweiterung jener Nachsicht, die Hoffnung auf Vernunft, wo niemals Vernunft zu erwarten ist; der Glaube, daß ein Glied der sog. **Familia sacra**, ein Mann, der vom fanatischen belgischen Klerus hoch geschätzt wird, Wort halten werde, wenn er auch sein Versprechen schriftlich, unzweideutig und wiederholt gegeben. Nur in und gegen Rom ist der Römer treu; sonst überall ist sein ganzes Leben eine unwandelbare Protestation gegen die Souverainetät des Staates, dem er dient, ein beständiges Majestäts-Verbrechen. Außer Rom kann nur der reine Katholik, nie der römische völlig treu sein. Dieser erkennt die

Landes=Gesetze, wo sie ihn geniren, nur, wenn er muß; er umgeht sie heimlich, wo er kann. In dieser Hartnäckigkeit ist seine Konsequenz ohne zweites Beispiel. Sie hat sich verrathen! Ohne Anstand winselte erst kürzlich die Stimme eines geistlichen Staats=Verräthers ins öffentliche Publikum die komische Erklärung: der König von Preußen könne sich nicht unterstehen, einen Bischof zu entfernen, er sei ja selbst nur ein Bischof seiner Protestanten! — Dieser Wahnsinn, der den Bischöfen unverholen das Privilegium zu Majestätsverbrechen ertheilt, ist in der That auch der **einzige** Standpunkt, auf welchem die preußische Maaßregel getadelt werden mag! Denn auf diesen Standpunkt ist Wortbrüchigkeit gegen nicht katholische Monarchen Tugend, darum Herr von Droste ein Muster der Frömmigkeit, Hermes aber der Verehrung jenes Stimmführers unwürdig! Wäre die preußische Monarchie ein Staat der Kinderei, fürchtete sie den Schein, schmeichelte sie dem „apostolischen Herzen“ in Rom, dann hätte sie auf den kanonischen Spruch, der die Bedingungen der Absetzung eines Bischöfs, welcher seine Unabsetzbarkeit behauptet, vollständig darlegt, leicht sich berufen:

Debilis, ignarus, male conscius, irregularis,
Quem *mala Plebs* odit, dans scandala, cedere possit.

Auf schlecht deutsch:

Schwach, unwissend, von bösem Gewissen, ungesetzlich, (?)
Von anstößigem Wandel, verhaßt dem Pöbel, er weiche!

Man lese den Abschnitt: der Erz= und Ex=Bischof! Es wäre ein Spott der Monarchie, wenn sie sich herabgelassen hätte, um die Willfährigkeit der Kurie zu spielen, langweilig buhlend um die Gunst der Ungünstigen.

Schon die eitle Hoffnung, das preußische Kabinet werde die Hermesianer nicht ferner unterstützen, wenn man die

gesetzliche Ordnung des Verfahrens bei gemischten Ehen beobachten wolle, nährte die Keckheit, die **einen Staat im Staate** zu bilden für befugt sich erklärt, und ihre Auflehnung unter demselben Deckmantel verhüllet, der **aller Empörung** dient, unter dem Deckmantel einer Gewissens-Pflicht! —

Es ist bekannt, daß den heutigen Päbsten, bei dem besten Willen die Hände gebunden sind, daß ihre seegenreichsten Plane, so weit sie solche fassen, durch die Einflüsterung der Gesellschaft Jesu verdorben werden. Diese Gesellschaft herrscht, nicht der Pabst, so bald es auf etwas Großes ankommt. Darum ist heute kein gesunder Katholik — weder der geistliche, noch weltliche, — mehr römisch gesinnt. Mag eine andere deutsche Großmacht, deren Politik, mit der Religion im engsten Bunde, keinem Bischof solchen Trotz erlauben würde, darüber wachen, daß keine höheren Interessen auf das Spiel gesezt werden. Sie wird im Sinne der Monarchie, vielleicht auch darum Preußen Recht geben, weil sie diesen Staat nicht ungern kritisch mit sich selbst, in einer Angelegenheit beschäftigt sieht, die seine Thätigkeit von Richtungen ablenken, welche ihr in den großen Welt-Verhältnissen der Staaten vielleicht weniger willkommen wären. Sie könnte nur steigen, wenn Preußen fiele. So oder anders, die Gesellschaft Jesu beherrscht als geheime Macht den heiligen Stuhl, sie trieb ihn zur eiligen Erklärung, wird ihn nur so weit nachgeben lassen, so weit die äußerste Klugheit unabwendbar Nachgiebigkeit fordert, so weit sie die Aufhebung des Konkordats — den wünschenswerthesten Schritt — oder vollends die Entstehung einer preußischen oder Deutsch-katholischen Kirche fürchtet. Sie wird den Schein der Nachgiebigkeit vermeiden, etwa von Frieden und Billigkeit sprechen, Herrn

von Droste in Oestreich (vielleicht in Salzburg) zu versorgen suchen*), und da sie im Innersten verdorben ist, so wird ihre Nachgiebigkeit immer nur temporär sein. Unermüdlich bereit, Zeit zu gewinnen, ist und bleibt die Hierarchie, so weit sie eine Macht ist, die zäheste, die hartnäckigste Macht der Erde. Sie hält sich nur dadurch, weil sie immer herrschen will, und man von dem, was man immer will, doch etwas behält oder erreicht. Die Aufreizungs-Systeme, die scheinheilig von den Alpen herüberdrängen, haben der Macht Joseph's getrozt; sie trotzen jeder, die nicht thut, was die Kurie verlangt. Diese hat leichtes Spiel. Deutschland ist gutmüthig, wünscht Frieden und Bildung, die alle Elemente der Zwietracht vereitelt und schnelle Siege um so weniger herauf führt, da sie des endlichen Sieges gewiß ist. Die Geduld der Regierungen wird auch dießmal bereit sein, die Kurie nicht nach dem vollen Maaße ihrer Verschuldung zu strafen, wird bedenken, daß Ein Wortbruch, der zu gebührendem Widerruf, zum Eingeständniß des Unrechts sie zwänge, das ganze Gebäude umstürzen würde, das auf dem Grundstein der Hartnäckigkeit ruht und ohne Verstellung und ohne Unrecht nicht besteht.

Der dritte Punkt des Tadels wäre der, daß die Regierung, doch vielleicht nur aus Schonung einiger, in die Sache verwickelter Personen, die von ihren Verirrungen noch zurückgeführt werden können — den Erzbischof sammt den Kaplan gnädiger, als andere Staatsverbrecher behandelt. — Als Staats-Verbrechen bezeichnet die Proklamation sein Benehmen, was aber die Regierung thun wird, ist

---

*) Wenn nämlich Oestreich den wortbrüchigen Bischof nicht eben so verachten wird, wie vormals einen ähnlichen Verräther. S. im folgenden Abschnitt: Der König und der Bischof.

abzuwarten: zudem bleibt jeder Staatsverbrecher in Haft oder unter Aufsicht, je nachdem die Sache steht, ehe sie zum Spruche reif ist. Von der Untersuchung wird es z. B. abhängen, ob der Kaplan später ein Zuchthaus, oder um Aufsehen zu vermeiden, ein geistliches Strafgemach bewohnen wird. Ueber seinem Haupte schwebt das Schwert des Damokles, das die Usurpation züchtigt. Geistliche Usurpation ist die schlechteste denkbare und doch die gefahrloseste!

Wem Wahrheit und Recht heilig sind, dem geben schon die mitgetheilten Beleg-Stücke nebst dem Berliner Wochenblatte vom 13ten Januar 1838. (Vergl. z. B. die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung 1838 Nr. 17. flg.) genügenden Aufschluß, treue Darstellung der Thatsachen.

Sollte indeß noch ein Tadels-Grund irgend aufsteigen, so verschwindet jeder durch folgende Urkunde, welche fest und milde das schaamlose Gewebe enthüllt und die Zuversicht stärkt, daß die Königliche Regierung unwandelbar auf der Bahn des Rechts und der Einsicht fortschreiten und weder an äußerer, noch innerer Konsequenz der Kurie weichen wird. —

Viertes Belegstück.

Der Minister und der Bischof.

Wundert sich der redliche Katholik, wie anspruchlos die evangelische Religion in Preußen auch im Streit über gemischte Ehen auftritt; welche Vorrechte sie, einzig durch sich gesichert, unserer katholischen Kirche läßt; wie gefaßt sie schweigt, während diese unablässig fordert, auf Schleichwegen und durch Lügen-Künste sich auszubreiten, der Regierung die unveräußerlichsten Rechte abzudringen sucht; geräth er in Erwägung des Druckes, der eben jezt

in einem süddeutschen Lande zweiter Größe auf den Evangelischen lastet, in Gefahr, seiner Glaubensgenossen sich zu schämen; sieht er durch dieses Schaamgefühl sich zur Ueberlegung gedrängt, ob er der Schande, die ihm die Seinigen bringen, anders als durch Uebertritt zum evangelischen Bekenntniß sich erwehren könne; so wird folgendes Aktenstück Balsam für die Wunden seiner Seele sein, wie einen Schutz-Engel jedes gesunden Glaubens wird er den Minister, der es dem Publikum gönnte, verehren; Seegen, Heil und Erhaltung Ihm und allen Gliedern des Königl. Hauses, dem er dient, bis zum äußersten Ziel menschlicher Jahre wünschen. Sein Herz wird ein Tempel werden der Dankbarkeit für die Wohlthat der Entlarvung jener Lügenbrut. Einzig nur wird ihm die Herablassung und Milde, oder nur darum auch diese nicht befremden, weil sie hier nur Triumph höchster Kraft, die Offenbarung jener Bescheidenheit ist, deren Adel unserer römischen Kirche fremd bleibt. Hat ihm die energische Proklamation das Innerste erschüttert, die Allokution als Werk absichtlicher Verblendung entrüstet; dann giebt ihm dieses Schreiben des Ministers von Altenstein an den allgemein gefeierten Präsidenten der Rhein-Provinz, Herrn von Bodelschwingh-Velmede*), die Liebe wider, die in den Worten des heiligen Vaters athmen sollte; es giebt mehr noch — eine Liebe, die den Feind beschämt, umarmt, und feurige Kohlen auf das arge Haupt sammelt! —

*) Herr von Bodelschwingh hat sich durch sein ganzes Leben hindurch in zahllosen Verhältnissen als der parteiloseste, unbefangenste Charakter, als wahrer Friedens-Stifter bewährt, als Mann deutscher Tugend, in Zeiten des Kriegs, wie der Ruhe. Er, nicht der Erzbischof, ist die verehrungswürdige Gestalt in dieser Sache. —

Nicht im Staate, nur im Schooß der Kirche wuchert die Feindschaft; in ihr die Lüge, die Erschleichung, Heuchelei, Anmaßung, stupide Schmähsucht, Akten-Verfälschung, der hämische, feige Betrug, die wahre Sünde wider den heiligen Geist der Erkenntniß, unwiderlegbar für alle Jahrhunderte den offenen Augen aller Welt dargelegt mit Königlicher Würde, daß die Engel Gottes im Himmel sich darüber freuen werden. Seit 1830, ja seit langer Zeit vorher ist nichts erschienen, was dem Beladenen solche Beruhigung, dem reinen Gemüthe solche Erfrischung gewähren konnte. Nochmals, Segen und Heil auf das greise Haupt Altenstein's, des Entlarvers der Bosheit, des schützenden Ministers der Treue, der Wahrheit und der Bildung, des ächten Preußen, des gesunden Deutschen!

Zugleich wirft dieses Schreiben Licht auf die inneren Verhältnisse Deutschlands: Preußen erscheint in dieser Offenheit, in dieser pünktlichen Erklärung als ächt konstitutionelle Macht. Wie wäre z. B. heute ein Minister jenes konstitutionellen Landes, aus welchem kürzlich eine süßeinschmeichelnde „Stimme“ über die Kölner Angelegenheit laut wurde, im Stande, so konstitutionell zu verfahren? In Preußen ist die Konstitution nicht Papier, sie ist Natur und Geist, die einzig wahre!

Nur eines ist mir fast unerklärbar, daß der Minister, der selbst in dem, was er nachsichtig noch verschweigt, jede lichtscheue Wendung verschmäht, über solchen Grad greiflicher Unverschämtheit Erstaunen zeigt. Doch der Edle, wenn noch so erfahren, glaubt nur mit Widerstreben das Schlechte: Seine Milde ist nur der Abglanz Königlicher Gesinnung. Sein Schreiben geht von der Liebe aus; die Allokution des heiligen Vaters direkt vom Princip des Schlechten, von kleinlicher Selbstsucht. Hätte der edle Minister in der

römischen Familie des Münsterlandes gelebt, dann würde er im Gegentheil erstaunt sein, wenn die Nichtswürdigkeit, die kein Maaß kennt, sich geringer offenbart hätte, und wäre ein Fürst der alten Kirche auf dem preußischen Throne denkbar, so würde dieser ohne Weiteres das Konkordat aufgehoben, ohne herablassende Erklärung die Kurie schlechthin als nicht mehr existirend behandelt, und dabei nichts gewagt haben. Denn der Pabst, wie gesagt, hat nur die Macht, die ungeheuere, die man ihm giebt. Doch der Minister wußte, wie er zu handeln hatte. Sein Schreiben, gegeben unter dem 4ten Januar 1838 erschien in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung vom 13ten Januar und lautet wie folgt:

„Während Ew. der weiteren Entwicklung der unsern gemeinschaftlichen Wirkungskreis berührenden kirchlichen Verhältnisse in der Erzdiöcese Köln auf die über die Hemmung der Amtswirksamkeit des Erzbischofs von der Königlichen Regierung nach Rom gemachten Eröffnungen und auf den eben dahin von dem Metropolitan-Kapitel über die Uebernahme der kirchlichen Verwaltung erstatteten Bericht mit vollem Vertrauen in die Weisheit des päbstlichen Stuhles mit mir entgegensahen, mußte es auch bei Ihnen das höchste Erstaunen erregen, daß Seine Heiligkeit der Pabst, ohne jene Eröffnungen und den Bericht des Metropolitankapitels abzuwarten, schon am 10. v. M. in einem geheimen Konsistorium der Kardinäle einen Vortrag über den Vorgang in Köln gehalten, wie solcher unmittelbar darauf durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht worden ist. Wie war es möglich, fragen wir uns, aus der unlauteren Quelle von Privatnachrichten und Zeitungen den thatsächlichen Hergang einer von vielen, ihr Farbe und Charakter gebenden Umständen begleiteten Begebenheit zu schöpfen, ohne eine Berichtigung oder Bestättigung aus derjenigen Quelle zu erwarten, woraus allein das wahre und volle Licht über dieselben sich verbreiten konnte? Wie vermochte eine solche thatsächliche Auffassung die Macht über das Gefühl zu gewinnen, daß sich dieses in einer Sprache ergoß, die weit weniger wie eine Klage des Schmerzes, als wie eine Stimme des Vorwurfs und der

Anklage gegen eine Regierung erklang, welcher der römische Hof schon im vorigen Jahrhundert, vorzüglich aber seit dem Jahre 1814, großes Vertrauen zugewandt und bis auf die neueste Zeit bei vorkommender Gelegenheit auf vielfache Weise zu erkennen gegeben hat? Gern hätten wir den Grund der Aufregung in der Wirkung der Ueberraschung durch die Nachricht von der einfachen Thatsache der Hemmung der Amtswirksamkeit des Erzbischofs von Köln, an und für sich, gesucht, wenn uns nicht aus unseren Verhandlungen mit Rom gegenwärtig gewesen wäre, daß der päbstliche Hof, genau bekannt mit Entstehung, Natur und Entwickelung unserer Erörterungen mit dem Erzbischof, die nun eingetretene Krisis als nahe bevorstehend erwarten mußte, sofern Letzterer bei seinen Anmaßungen beharren und die königliche Regierung nicht geneigt sein sollte, die altbegründete Ordnung der Monarchie über das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche und alle damit verbundenen hochwichtigen Interessen denselben zum Opfer zu bringen. Die Möglichkeit eines so traurigen Ausgangs der seit dem Monate März mit dem Erzbischofe von Seiten der königlichen Regierung geführten Verhandlungen war längst hier in Betrachtung gezogen, auch war der römische Hof schon im Monat Mai, so wie zum Zweitenmale im Monate Juni, zwar nur vertraulich, aber nichts destoweniger sehr bestimmt und nach Ausweis der Akten nicht bloß mündlich durch den dortigen königlichen Gesandten darauf aufmerksam gemacht worden. Welche Wendung die fraglichen Verhandlungen später, in den Monaten August und September, nahmen, erfuhr der gedachte Hof auf einem Wege, dem er selbst unbedingtes Vertrauen schenken mußte. Von den Schritten, wodurch der Erzbischof den Gegenstand und Inhalt meines damals mit ihm geführten vertraulichen Schriftwechsels auf eine sehr bedenkliche Weise zu veröffentlichen nicht Anstand nahm, haben öffentliche Blätter, namentlich solche, die nicht minder jenseits als diesseits der Alpen mit Aufmerksamkeit gelesen werden, das theilnehmende Publikum nur allzu dienstfertig unterrichtet. Bei aller sonstigen Entstellung der Wahrheit thaten dieselben es doch insofern mit Treue, als sie keinen Leser darüber in Zweifel ließen, daß der Erzbischof entschlossen sei, vor der Ausführung der Maßregel nicht zu weichen, sondern sie der königlichen Regierung abzubringen. An demselben Tage, als die dießfällige Instruktion an Ew. abging, nämlich am 15. Nov., erhielt der damalige königliche Geschäftsträger

in Rom die Weisung, den dortigen Hof von der Entschließung Sr. Maj. des Königs, ohne Verzug, vertraulich zu benachrichtigen. Früher konnte solches nicht geschehen, weil die definitive Feststellung der Allerhöchsten Entschließung erst kurz zuvor erfolgt war, nachdem man mit dem Eingang der Erklärung, wodurch der Erzbischof mein bekanntes Schreiben vom 26. Okt. unterm 31. desselben Monats beantwortete, alle Hoffnung hatte aufgeben müssen, er werde die, durch die Landesgesetze gezogene und von keinem anderen Bischofe der Monarchie überschrittene Grenze seiner amtlichen Wirksamkeit nicht länger verkennen. Eben so wenig aber konnte auch die Ausführung der Maßregel länger ausgesetzt werden, damit unter allen Umständen die Nachricht von dem gefaßten königlichen Beschlusse noch vor der Ausführung nach Rom gelangen könne, da nach den Vorgängen, welche die obgedachte Veröffentlichung meines vertraulichen Schriftwechsels mit dem Erzbischofe zur Folge hatte, im Interesse der öffentlichen Ordnung kein Augenblick Zeit zu verlieren war. Sobald nun aber der königliche Geschäftsträger die unterm 15. Nov. an ihn erlassene und am 30. desselben Monats in Rom eingegangene Depesche erhielt, säumte er nicht, dem päbstlichen Hofe die ihm vorgeschriebene vertrauliche Mittheilung zu machen. Wenn einige Tage nachher, schon am 4. Dec., Privatbriefe und öffentliche Blätter die wirkliche Ausführung der Maßregel, deren Beschluß der königliche Geschäftsträger eben angekündigt hatte, in Rom verbreiteten, so war derselbe freilich damals noch nicht im Stande, den eigentlichen Hergang gegen Entstellungen, wie die, als sei der Erzbischof mit großer Waffenrüstung aus seinem Sitze vertrieben worden, ins wahre Licht zu setzen. Den zu diesem Behufe ihm unverzüglich nach Eingang der Nachricht über die Ausführung des Allerhöchsten Beschlusses von Berlin aus ertheilten Instruktionen mußten die unmittelbar vom Rhein über die Alpen dringenden Privatnachrichten zuvorkommen. In der sicheren Erwartung und mit dem hierauf gestützten Vorbehalte baldiger Mittheilung näherer amtlicher Aufklärung äußerte jedoch der königliche Geschäftsträger dem römischen Hofe vertraulich den dringendsten Wunsch, daß derselbe so lange, bis ihm diese Mittheilung und der Bericht des Metropolitankapitels zu Köln über die gegen den Erzbischof ergriffene Maßregel zugekommen sein werde, jedenfalls also nur auf kurze Zeit, sein Urtheil in Betreff dieses

Gegenstandes suspendiren oder doch jeder Veröffentlichung desselben Anstand geben wolle.

„Nicht minder rechtfertigt sich unser Erstaunen durch die Betrachtung des in der Allokution ausgesprochenen Urtheils über unser Verfahren selbst.

„Die Maßregel gegen den Erzbischof wird darin auf sein Widerstreben in Absicht der Behandlung der gemischten Ehen, als alleinigen Grund und Ursache, zurückgeführt. Der römische Hof weiß jedoch aus vielen anderen Beschwerden gegen den Erzbischof, namentlich bei Gelegenheit der Aufstellung der bekannten achtzehn Thesen und des Verfahrens gegen die Bonner Professoren, daß die, keiner gütlichen Vorstellung weichende allgemeine Anmaßung einer mit den Grundgesetzen der Monarchie unverträglichen Kirchengewalt, die sich nur in besonderer Anwendung auf die gemischten Ehen noch schwerer, zugleich durch den Bruch eines gegebenen Versprechens, kund gegeben hat, der Grund sei, weshalb endlich der amtlichen Wirksamkeit des Erzbischofs hat ein Ziel gesetzt werden müssen.

„Was aber in der Allokution über die Entstehung der Praxis in Absicht der gemischten Ehen in den westlichen Provinzen gesagt ist, muß das Gefühl unseres Staunens bis zum höchsten Unwillen steigern. Welche Uebereilung, welche Vermessenheit liegt in dem Vorwurfe, daß diese Praxis nur dem künstlich angelegten Betriebe, oder, wie es an einer andern Stelle heißt, dem nöthigenden Drange der weltlichen Macht ihre Entstehung verdanke? Kennt man so wenig jenseits der Alpen die Regierung eines Königs, welche 40 Jahre hindurch nur der Ausdruck lauterer Wahrheit, zarter Mäßigung, gewissenhafter Gerechtigkeit war? Während einem Prälaten ein unbedingtes Lob gespendet und der Kranz aller Tugenden aufgesetzt wird, welcher, so wenig man im Uebrigen seinem Privatcharakter zu nahe treten will, in der Umgebung, wo er wirkte, bittere Klagen über Unzugänglichkeit, Unfreundlichkeit, Leidenschaftlichkeit und Argwohn erregt, der sich nicht gescheut hat, das durch ein ausdrückliches Versprechen begründete königliche Vertrauen zu täuschen und über die Gesetze und Ordnungen des Landes rücksichtlos sich hinwegzusetzen, dachte man nicht daran, daß die edlen Bischöfe, welche das Interesse ihrer Kirche nicht zu verletzen glaubten, wenn sie, fromm und weise, die Eintracht mit dem Staate zu erhalten strebten, durch jenen Vorwurf

zugleich mittelbar als solche bezeichnet wurden, welche in die Fallstricke der weltlichen Macht sich hätten einfangen lassen oder feige den Zumuthungen derselben die Rechte ihrer Kirche zum Opfer gebracht? War es nicht dasselbe aus der Natur der Verhältnisse einer gemischten Bevölkerung entspringende Bedürfniß, weshalb die Bischöfe der westlichen Provinzen sich mit Wünschen an den päbstlichen Stuhl gewandt hatten, durch welches sie, als das Breve vom 25. März 1830 auf ihr Schreiben ergangen war, angetrieben wurden, über dessen praktische Anwendung unter Berücksichtigung der Landesgesetze mit der Staatsbehörde sich zu vereinigen? Liegt dieser Vereinigung, welche dem Resultate nach in der bekannten im Jahre 1834 an die Generalvikare erlassenen Instruktion enthalten ist, etwas anderes zu Grunde, als was seit einem Jahrhundert und länger schon ungestört in vielen deutschen Ländern bei Behandlung der gemischten Ehen als die mildere Disciplin beobachtet wird? Konnte die Erlassung dieser Instruktion dadurch zu einer Beschwerde von Seiten des römischen Hofes Anlaß geben, daß sie einen Theil einer Uebereinkunft bildete, welche unterm 14. Juni 1834 von dem Erzbischofe Grafen von Spiegel mit der Staatsbehörde abgeschlossen worden ist, und der nachher die übrigen Bischöfe der westlichen Provinzen beigetreten? Kam es doch darauf an, die Interessen des Staats und der Kirche zu vereinigen! oder war es eine Verletzung, daß diese Instruktion nicht gleich nach Rom mitgetheilt wurde? Der Erzbischof Graf von Spiegel wollte abwarten, ob und wie weit bei der Ausübung der in der Instruktion enthaltenen Vorschriften während des ersten Jahres ihrer Anwendung die Erfahrung den praktischen Werth und die sonstige Angemessenheit derselben bewähren würde, um alsdann auf den Grund dieser Erfahrung gemeinschaftlich mit seinen Suffraganen an den päbstlichen Stuhl berichten zu können. Daß sein Tod die Ausführung dieses Vorhabens verhinderte, war um so mehr zu beklagen, als demnächst die Instruktion an die Generalvikariate nicht auf dem ordnungsmäßigen amtlichen Wege in Begleitung erläuternder Berichte der betheiligten Bischöfe und auch nicht in ihrer wahren, sondern in einer durch wesentliche Auslassungen, Zusätze und andere Abänderungen verfälschten Gestalt auf Privatwegen zur Kenntniß des römischen Hofes gelangte. Es ist richtig, daß dieser den dadurch bei ihm hervorgebrachten Eindruck und seine Mißbilligung in einer konfidentiellen

Note vom März 1836 gegen den königlichen Gesandten nicht verhehlte. In der Erwiederungsnote, von welcher in der Allokution gesagt wird, daß sie die Beschwerde als grundlos dargestellt habe, zeigte aber der königliche Gesandte, daß das Dokument, worauf die Beschwerde sich stütze, ein verfälschtes sei, und berief sich, da die Rechtfertigung des Inhalts der wahren Instruktion die Sache der dabei betheiligten Bischöfe sei, auf die von Seite derselben an den päbstlichen Stuhl darüber zu erstattenden Berichte. Dergleichen Berichte sind auch nachher in den Monaten September und Oktober nicht allein von den Bischöfen von Münster, Paderborn und Trier, sondern auch von dem inzwischen auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erhobenen Freiherrn von Droste zu Vischering nach Rom erstattet worden; sie lagen dem dortigen Hofe vor, welcher, nunmehr von den Ansichten und der Handlungsweise aller betheiligten Prälaten unterrichtet, dennoch hieraus keine Veranlassug nahm, gegen den königlichen Gesandten, in der Zeit, als er die Vorlegung der so wichtigen Berichte mit einer Note begleitete, auf die fragliche Beschwerde zurückzukommen. Warum wurden diese Berichte und die Begleitungsnote in der Allokution vom 10. d. M. mit gänzlichem Stillschweigen übergangen? Erst aus Anlaß eines zweiten, nicht auf dem verfassungsmäßigen Wege nach Rom gelangten Bericht des verstorbenen Bischofes von Trier, welchen derselbe sechs Wochen nach der Erstattung seines vorhin erwähnten ersten Berichtes im Momente seines Todes unterzeichnet hat, erneuerte der römische Hof seine Beschwerde über die oft erwähnte Instruktion. Wenn der verstorbene Bischof von Trier seine bei klarem Bewußtsein und mit voller Freiheit des Gemüths in dem ersten Berichte ausgesprochene Ansicht und Ueberzeugung einige Wochen später in einem veränderten Zustande auch verändert hat, so konnte doch der königliche Gesandte, als ihm der Kardinal-Staatssecretär den dießfälligen zweiten Bericht zukommen ließ, um ihn Sr. Maj. dem Könige vorzulegen, diese Gelegenheit dazu benutzen, um in seiner Erwiederungsnote am 14. Februar 1837 den päbstlichen Hof darauf aufmerksam machen, daß auch das zweite Dokument die von ihm, dem Gesandten, gemachte Mittheilung über die Entstehung der Instruktion und deren Annahme von Seiten der betheiligten Bischöfe bestätige. Der zweite Bericht des verstorbenen Bischofs wurde sodann zur

Kenntnißnahme Sr. Maj. des Königs gebracht. Allerhöchstdieselben konnten jedoch hierin um so weniger Veranlassung finden, im Widerspruche mit Allerhöchstihrer vorlängst gefaßten dießfälligen Entschließung auf eine Erörterung über die gemischten Ehen einzugehen; als sie diese Entschließung bereits im Januar 1837 dem römischen Hofe hatten erklären lassen und ein Beharren bei dieser Erklärung aus dem seitdem beobachteten Schweigen des königlichen Gesandten in Betreff dieses Punktes dem römischen Hofe nicht zweifelhaft sein konnte, weßhalb derselbe auch keinen Grund hatte, der in der Allokution vom 10. d. M. geäußerten Erwartung einer ferneren dießseitigen Antwort noch Raum zu geben."

„Was soll endlich die in der Allokution ausgesprochene Erklärung bedeuten, daß jede Praxis in Absicht der gemischten Ehen, welche gegen den wahren Sinn des Breve Pius VIII. vom 25. März 1830 sei, gemißbilligt werde? Die betheiligten Bischöfe waren, als die bekannte Instruktion über die Anwendung des Breve an die Generalvikarien erlassen wurde, weit davon entfernt, gegen den Sinn des Breve anzustoßen; sie bemühten sich nur, denselben unter Berücksichtigung der Landesgesetze mit einer altbegründeten Praxis in den übrigen Theilen der Monarchie nach Möglichkeit in Einklang zu bringen. Läßt sich den Bischöfen der Vorwurf machen, daß sie hierbei zu weit gegangen seien, nachdem sogar in der Allokution versichert wird, daß das Breve die Zugeständnisse bis zur äußersten Grenze, über welche hinaus eine Nachgiebigkeit nicht mehr zulässig sei, ausgedehnt habe, und daß eben deßhalb Pius VIII. nur mit Mühe darauf eingegangen sei? Hiernach sollte das Breve doch die Gewährung von etwas enthalten, was bisher noch nicht gewährt war, es mußte mehr enthalten, als die Benediktinischen Verfügungen vom 4. November 1741 und vom 29. Juni 1748 für Holland und für Polen. Wo wäre aber dieses Mehr, wo wäre auch nur dasjenige, was die altbegründete Praxis sowohl der übrigen Theile der preußischen Monarchie als anderer deutschen Länder ohne Störung und Widerspruch bereits besitzt, wenn die mehrerwähnte Instruktion an die Generalvikarien mit dem wahren Sinn des Breve nicht zu vereinigen bliebe?"

„Um so zuversichtlicher hat die königliche Regierung über die Aufrechthaltung der hinsichtlich der gemischten Ehen begründeten Praxis zu wachen. Sie ist sich bewußt, dadurch eben so wenig

Eingriffe in die Rechte der durch ihre eigene thätige Fürsorge und Mitwirkung besonders in der Rheinprovinz wieder aufgebauten katholischen Kirche zu machen, als dieß im Ganzen von ihr geschieht, indem sie ihre eigenen Rechte gegen hierarchische Anmaßungen behauptet. In dieser Behauptung kann sie eben so wenig als irgend eine andere Regierung sich irre machen lassen durch Klagen über Verletzung der Freiheit der Kirche bei einer zurückgewiesenen Anmaßung; über Nichtachtung der bischöflichen Würde bei Hemmung einer Auflegung gegen die Obrigkeit; über usurpatorische Eingriffe in die päbstliche Gewalt bei Ausübung altbegründeter weltlicher Gewalt; über Vernichtung der Rechte der Kirche, wie des päbstlichen Stuhles, bei Abwehr des mit den Grundsätzen der Monarchie Unverträglichen. Nur indem sie dafür sorgt, daß die Gewalt des Staats und der Kirche in den hergebrachten Schranken sich bewege, weiß sie, daß diejenige Ordnung erhalten wird, worin die Kirche selbst ihr Bestehen und Gedeihen findet.

„Gern geben wir der Hoffnung Raum, daß die Stelle des gereizten Gefühls, welches in der Allokution sich kund giebt, von der Weisheit wieder werde eingenommen werden, welche sonst den römischen Hof auszeichnet. — Oder sollte der Unheil brütenden Partei, die ihren Altar mit freventlichem Eifer, wenn es nicht anders sein kann, auch mit der Demüthigung oder gar mit dem Umsturze der Throne zu erheben trachtet, welche das Widerstreben des Erzbischofs von Köln bis zum schlimmen Ausgange genährt und gepflegt, und nun, da dieser Erfolg eingetreten, ihn für ihre Zwecke, unerschöpflich in Lügen und Verleumdungen, ausbeutet, es auch noch gelingen, ihre verdüsternden Nebel vor das klare Auge des päbstlichen Hofes zu ziehen? Wir wollen einer solchen Besorgniß Schweigen gebieten.

„Was aber auch die Zukunft bringen mag, mit Liebe und Wohlwollen gegenüber fanatischem Hasse, aber auch umgürtet mit dem Schwerte, welches der Obrigkeit als Dienerin Gottes anvertraut ist, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut, wird die königliche Regierung ihre Bahn fest und unverrückt verfolgen, mit zuversichtlichem Vertrauen auf ihr gutes Recht, auf die Weisheit der Bischöfe, die Einsicht einer gebildeten Geistlichkeit und den verständigen Sinn eines treuen Volkes."

[gez.] v. Altenstein.

Der König und der Bischof.

Eine preußische Erfahrung.

Vorstehendes Schreiben lehrt, welchen Verrath Herr v. Droste gegen den Staat begangen, dem er seine Erhebung dankt. Ein ähnliches Beispiel liefern die Annalen des siebenjährigen Krieges. Auch hier mußte der König Undank und Verrath von einem Bischof ernten, der vielleicht noch verzeihlicher fehlte, weil ihn nur persönliche Furcht und Schlechtigkeit leitete, während in Droste die Nichtswürdigkeit einer ganzen staatsverbrecherischen Partei zu Tage kommt.

In C. Hildebrand's Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrich's des Großen (III. 1829. S. 178.) liest man Folgendes:

Wie ernst und strenge Friedrich jeden Verräther, jeden Undankbaren behandelte lehrt die Geschichte Wallrav's und Trenk's. Das Beispiel des Fürstbischofs von Breslau zeigt, wie Friedrich als Mensch über Verrath und Untreue urtheilte. Der Bischof hatte sein ganzes Glück dem Monarchen zu verdanken. Friedrich hatte ihn mit dem schwarzen Adlerorden beschenkt, ein Geschenk, mit dem er nie freigebig war. Aber dennoch ließ sich der Bischof nach der Kolliner Schlacht mit Friedrich's Feinden in ein Bündniß ein, und verließ gar nach der Breslauer Schlacht Schlesien, um im Auslande seines Verrathes Früchte zu genießen. Hier war es, wo er die Nachricht von Friedrich's Siege bei Leuthen, von der Vernichtung der östreichischen Armee und von der Eroberung Breslau's hörte. Furcht und Reue überfielen ihn, er wagte es, dem Monarchen zu schreiben, und suchte (mit der Gewandtheit geistlicher Hinterlist) sein bisheriges Benehmen zu

entschuldigen. Auf diesen Brief schickte ihm Friedrich unterm 13. Februar 1758 aus Breslau folgende Antwort:

„Ich habe Ihr Schreiben vom 30. Januar erhalten, dessen Inhalt mich befremden würde, wenn ich nicht wegen der Undankbarkeit Ihres vorigen Betragens solches vermuthet hätte. Es ist selbige mit viel zu offenbaren Beispielen begleitet, als daß Sie solche gegen sich selbst verhehlen können. Eben als ich mit meinen Armeen im Anmarsch bin, um den Progressen des Feindes Einhalt zu thun und Schlesien zu befreien, nehmen Sie den Entschluß, eine Provinz zu verlassen, welche Sie an meine Wohlthaten hätte erinnern sollen. Ja! den Augenblick selbst, da ich mich Breslau nähere, da der Himmel meine gerechten Waffen mit dem herrlichsten Fortgange seegnet, gehen Sie von dort weg. Aus Angst eines bösen Gewissens und weil Sie sich schuldig fühlen, begeben Sie sich unter den Schutz einer Macht, welche mit mir in offenbarem Kriege begriffen, und jezt unterstehen Sie sich noch, mir den gefaßten Entschluß selbst zu melden, ihn mit dem unerheblichen Vorwande zu beschönigen, und die falsche Versicherung einer Treue hinzu zu fügen, welche sie in den wesentlichen Stücken gebrochen.“

„Nein, dieses Verfahren ist zu arg und zu schändlich. Ich kann Sie nicht anders, als für einen Verräther ansehen, der auf die Seite meiner Feinde getreten und von freien Stücken einen Posten verlassen, den Sie in Betracht der Pflichten Ihres Standes niemals hätten verlassen sollen. Mir bleibt also an meinem Theile nichts mehr übrig, als diejenigen Maßregeln zu nehmen, welche mir am dienlichsten scheinen werden. Sie aber will ich Ihrem eigenen Schicksale überlassen. Ich weiß gewiß, daß

eine so unverantwortliche Aufführung, wie die Ihrige, unfehlbar die gebührende Strafe nach sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen, werden Sie entgehen können, denn so verderbt, wie diese auch immer sein mögen, so sind sie es doch nicht in solchem Grade, als daß sie nicht gegen Verräther und Undankbare Abscheu haben sollten."

Den Verräther traf wirklich Alles, was der rechtliche Monarch ihm vorausgesagt hatte. Selbst Friedrich's Feinde verabscheuten den Undankbaren; nur unter der Hand ließ man ihm ein kärgliches Almosen zukommen, weil man sich schämte, mit einem so Unwürdigen auch nur im Geringsten in Verbindung zu stehen. Er verschwand ganz aus dem Kreise der Menschen, und starb wahrscheinlich unbekannt in dem Kapuzinerkloster Nikolsberg, woher er jenen Entschuldigungs-Brief geschrieben hatte.

Wem übrigens die Geschichte des preußischen Staatsrechts bekannt ist, dem werden näher liegende Vergleichungen nicht entgehen. Aehnlich wie der jetzige König mit dem Kölner Erzbischof mußte Friedrich mit Fürstbischöfen, mit den Grafen von Schafgotsch und Zinzendorf verfahren. Im östlichen Preußen haben die treuesten Katholiken den Kölner Vorfall gleich anfangs richtig und historisch gewürdigt und mitten in München hat Fürst von Wrede dem Ministerrath offen erklärt, daß diese Sache politisch, nicht engherzig von allgemeinem Standpunkte der verschiedenen Konfessionen zu nehmen, sondern als Lokal-Angelegenheit eines Staates zu betrachten sei, dem überlassen bleibe, solche nach seinen Gesetzen, Prinzipien und Gewohnheiten zu schlichten. Einstweilen haben sich freilich die Römlinge schon

entschlossen, dem Fürsten und seinem Hause diese Aeußerung nie zu vergessen, vielmehr sie zu anderen ähnlichen einzurechnen. Ihrer Rache, sagt Kaiser Joseph, steht Niemand zu hoch. — Würden übrigens am Nieder-Rhein, wie im östlichen Preußen, die Lehrer unverdorbene Gemüther frühzeitig in die Erinnerung an die Großthaten Friedrichs etwas mehr einweihen, mit nordischer Bildung die Liebe deutscher Kraft in ihnen wecken; dann würden die Erwachsenen von selbst mit Ekel alle Einwirkungen belgischer und römischer Verworfenheit von sich abstoßen. Die ganze Existenz der Sacra familia würde zur Unmöglichkeit herabsinken. Wo aber Religions-Lehrer, statt den Himmel, welchen die Kindheit im Busen trägt, aufzuschließen, diesen vergiften; wo sie der Unschuld statt der Lehren des Heilandes statt der Geschichte seiner Jünger Pfaffen-Mährchen einprägen; statt die Kraft, mit welcher die Apostel jeder Lüge widerstanden, zu wecken, die größten Verbrechen des römischen Hofes im Lichte der Heiligkeit vorstellen; statt die frommen Gebräuche, den ganzen Zauber des Ritus unbefangen der Jugend werth zu machen, die unreife Phantasie durch Ausmalung des weltlichen Glanzes kirchlicher Festlichkeiten bestechen; — da wahrlich ist es ein Wunder, wenn noch ein Funke ächt christlichen Geistes lebendig aufglimmt! Und doch glimmt er auf! Edlere Lehrer zählt das Land dennoch und edle Menschen viele. Die Meisten beobachten nur das Leben, wie es vor ihnen liegt; die Wenigsten forschen nach seiner Quelle. Jene glauben schon Viel gethan zu haben, wenn sie nur brav sind im Sinne dessen, was sie in der Jugend rühmen hörten. Sie prüfen ihre Erziehung nicht. Leicht werden sie praktische Naturen, verständig in ihrer Umgebung. Das Leben aber ist reicher als diese, die Gränzen der Schulstube sind nicht die Gränzen der Welt:

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumt.

Unsere Zeit reißt schon die Jugend über die Unbefangenheit des Lebens hinaus. Ist diese schon im Keimen vergiftet, dann verliert auch der Mann das gesunde Urtheil. Wie selten auch der Kraftvolle dieses wieder sich erringt, sieht man daraus, daß nur Einzelne, die hierarchisch erzogen sind, Fragen, welche die Hierarchie berühren, **so unbefangen** beurtheilen, als andere Fragen. Meist urtheilt in ihnen die Partei. Nur in Rom giengen dem Augustiner Mönch die Augen auf! In Rom war das Verderben **ganz** augenscheinlich! —

Die gute Meinung.

Es gab eine Zeit, wo der päbstliche Name der heiligste und mächtigste war rings in der gebildeten Welt. Vor ihm allein beugte sich die Barbarei der weltlichen Faust: Bedrückten war er gegen despotische Gewalt die einzig sichere Zuflucht: Rettungs-Anker der Religion und Bildung, einziges Ziel aller Begeisterung christlicher Nationen. Er allein konnte Alles wollen; wer aber Alles wollen kann, will nicht immer den Frieden, will sich vor Allen mächtig und alle Macht hat auf Erden ihre Gränzen. Alle Dinge wandeln sich, verkündete selbst Karl X. — im Exil. Geistlicher Despot mit weltlichem Arm wurde der alte Beschützer der Unterdrückten, Mühseeligen und Beladenen. Das große Verdienst der Kirche in den ersten Jahrhunderten um Ausscheidung unchristlicher Lehren gieng über in gehässige Sucht der Verdammung des Heiligsten. Wo Ehrenkronen dem Verdienste gereicht werden sollten, brannten Scheiterhaufen, — um den Phönix der Wahrheit aus immer neuer Asche hervorsteigen zu lassen. Noch heute glänzt in glühender

Sternenschrift am Firmament der Geschichte der Name des verbrannten, in Oeta-Flammen verklärten Bruno und Vanini. Solche Flammen bleichten den Glanz des römischen Hofes, wie der abnehmende Mond, wenn der neue Morgen anbricht, vor dem allbelebenden Blick der Sonne zum blassen Wölkchen verschwindet. Der Sonne hatte die Kurie allmälig den Rücken gewendet, Jesum verlassen, und der Gesellschaft Jesu, den Sündern, — sich zugekehrt. Vielmehr, das Prinzip dieser Gesellschaft war lange schon, ehe sie hervortrat, das ihrige. Denn das eigentlich ihrige hatte sie, und mit ihm — sich selbst, verloren. Was ist übrig von der Größe? Ihre Geschichte, ihre Erinnerung! Die Erinnerung solcher Größe ist allerdings schon eine kolossale, unverletzliche Macht. Gregor VII. wird in der Weltgeschichte ewig in den Reihen der erhabensten Gestalten glänzen, die die Erde getragen hat. Aber nicht alle, die seinen Namen führen, besitzen die Gewalt seiner Würde, seiner Begeisterung, seines Verstandes. — In diesem Sinne setzte, wenn ich sie richtig gefaßt, eine prophetische Schrift: „Gregor. Aus den Papieren eines Reisenden. Nürnberg. Otto. 1833.“ dem großen Kirchenfürsten ein eigenes Denkmal, indem sie genau nachweist, in welchen Staaten und warum gerade in diesen der gefährlichste Heerd aller neueren Staatserschütterungen zu suchen und wo die Mittel zu finden sind, das Uebel in der Wurzel zu heilen. Sie liefert ein Gegenstück der Einfälle La Mennais, scheint geschrieben für die heutige Stunde und löst ohne Leidenschaft im Voraus die Streitfrage, die uns beschäftigt, ohne daß ich zu errathen wage, ob der Verfasser unserer katholischen, oder protestantischen Kirche angehört. Sie verfolgt, im Hinblick auf die Geschichte des Rechts, das Verhältniß geistlicher

Gewalten zur Souveränetät demokratischer, aristokratischer, feudal-despotischer, und monarchischer Staaten.

Wem die wenigen Blätter, die sie füllt, wem überhaupt die Thatsachen, die sie enthüllt, bekannt sind, den werden die verderblichen Mittel, die Ränke nicht mehr befremden, welche die Feinde deutscher Ordnung und Bildung gegenwärtig, bald aus diesem, bald aus jenem Winkel aufbieten, um die einfache Thatsache der Abführung des Erzbischofs von Köln in das gehässigste Licht zu setzen, den entschlafenen Preußen-Haß unter Unwissenden zu wecken, vor Allem den Pöbel zu gewinnen, um unter dem Tumult blinder Stimmenmehrheit sich zu sichern und Bessere zu hintergehen. Schon vor Jahren hat man solche Versuche, ja unablässig eingeleitet, das Todtenbett eines würdigen Bischofs benutzt, da er seines Bewußtseins nicht mehr mächtig war, einen fertigen Brief an den Pabst zur Unterschrift ihm vorgelegt, worin dieselbe gesetzliche Ordnung kläglich verurtheilt wird, die er kurz vorher noch mit vollem Bewußtsein, in einem offiziellen, eigenhändigen Schreiben an den heiligen Vater als die zweckmäßigste Einrichtung schilderte. In der Kölner Angelegenheit brachte man dies Fabrikat an's Licht. Und als die Schlechtigkeit desselben so deutlich als möglich schon bewiesen (S. 56) war, scheute selbst der Pabst sich nicht, auf die falsche, mehr als zweideutig erschlichene Urkunde den Hohn zu gründen, den er gegen Preußen ausgestoßen. — Unermüdet erdichtete man *) bald darauf einen erzbischöflichen Hirtenbrief von Köln aus, verbreitete ihn im Druck, sah voraus, daß die Unächtheit auch Befangenen einleuchten müsse, zählte auf die unermeßliche Geistesverlassenheit der

*) Im Sinne des Herrn Kaplan Michaelis, dessen schwächstes Werkzeug der — gute Droste war.

Partei, auf die er berechnet war, auf den alten Spruch: „Lüge, Freundchen, es bleibt etwas haften!“ Während der Prälat, dem er angedichtet war, diesen Brief förmlich in Abrede stellte, war ein Antwortschreiben des Metropolitan-Domkapitels zu Köln an den Staatsminister von Altenstein auf dessen Erlaß vom 15. Nov. 1837 erschienen. Auch das gedachte Kapitel erklärte diese Antwort, die den edlen Minister zu prostituiren suchte, für erdichtet: es antwortete diesem im Gegentheil faktisch durch Uebernahme der Diözesan-Verwaltung, und durch die Wahl des Kapitel-Verwesers, welcher die Diözese bürgerlichen und kirchlichen Gesetzen gemäß administrirt. Geschäftig mit aller Kraft falscher Seelen zum Schlechten, hatten diese geistlichen Dichter bei all dem richtig spekulirt, indem sie auch auf die Einfältigkeit spekulirten, auf die ausgebreitetste Macht des Pöbels. — Und noch giebt es Leute, welche die Nichtswürdigkeit dieser Partei öffentlich in Abrede, mithin ihre eigene Person, zum Theil unbewußt, zum Theil frech an den Pranger stellen. Selbst in die Augsburger allgemeine Zeitung haben sich Artikel eingeschlichen (z. B. unter dem 13. und unter dem 22. Dez.), denen offiziell widersprochen werden mußte. Und indem ich dies schreibe, sind sicher Legionen schaamloser Lügen-Engel beschäftigt, neue Verdrehungen zu erdichten. Sie haben es dahin gebracht, daß auch besonnene Männer übersehen, wie sehr nur das unvermeidliche Gefühl, daß nur Vorurtheil oder Bosheit noch zweifeln kann, jede völlig gelassene, auch in der Form der Darstellung alle Komik fliehende Beurtheilung der längst entschiedenen Parteifrage (wenn sie nicht amtlichen Charakter tragen soll) auch dem Wohlmeinendsten nur deßhalb erschweert ist, weil sich im Angesichte eines rechtlichen Publikums die Nichtswürdigkeit nicht

anders als mit Namen, höchstens noch in satirischer Weise bezeichnen läßt. Kolossale Verbrechen erzeugen durch eigenen Schauer kalte Darstellung. Verbrechen aber, denen nichts fehlt, als die Energie des Verbrechens; die an deren Stelle die kleinseeligste Kleinseeligkeit setzen; denen zum schuftigsten Zwecke (— zur Verdummung der Menschheit —) die schuftigsten Mittel (— die herz= und geistlosesten Lügen —) noch nicht schuftig genug sind; solche Verbrechen, in welchen das hämische Laster ein ganzes Kollegium gleicher Laster erbricht, kann die Feder nur mit Eckel schildern, wie Geschwüre syphilitischer Leichen, wie Symptome einer allgemeinen Läusesucht.

Lange habe ich und stille mit äußerster Behutsamkeit und Kälte diesen Schauplatz beobachtet, mit Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe die Spuren geprüft, auf denen Jene gewandelt sind; habe selbst bei der allverehrten milden Gesinnung des Königes, der den Entschluß zum Befehl der Entfernung nicht ohne großes Widerstreben faßte, keineswegs im Vertrauen der Auktorität mich beruhigt; habe die hämischen Verfechter des Bischofs, die seine Sache, so weit sie wirken können, nur verderben, streng von den Männern geschieden, die redlichen Sinnes, doch in den Banden der Vorurtheile einer beengten Erziehung, auf dem gelehrten Boden des Rechtes, auf dem glatten der Besorgniß, auf dem weichen der Barmherzigkeit seinen Trotz entschuldigen: aber all dieses und die moralische Würdigung der Person des Erzbischofs konnte mich nur überzeugen, daß der Wohlmeinende, Werkzeug einflußreicher Hände und klügerer Köpfe, die Spannung nicht nur weckte, sondern so unnöthiger, als thörichter, unnützer und sträflicher Weise in's Unseelige vermehrte, friedliche Ausgleichung, wie jeder Gutgesinnte sie wünschte, schnöde vereitelte. Wer der allgemeinen Kirche

treu anhängt, aufrichtig und unzweideutig im Amt und Privatleben sich bewährt, kann, wenn nicht besondere Befangenheit sein Urtheil lähmt, in der entschiedenen, über v. Droste verhängten Maßregel nur eine nothwendige, schlechthin unausbleibliche Folge seiner wortbrecherischen Weigerung erkennen, irgend einen der ihm nachgiebig vorgeschlagenen Wege zu gütlicher Beilegung der Verwirrungen zu betreten, die er selbst hervorgerufen, und die der bescheidenere Vorgänger gewissenhaft vermieden hat. So hat auch Dr. Brüggemann von vorn herein die Sachlage betrachtet, von der Partei aber, die das öffentliche Wort zu suchen sich erdreistet, schnöden, ihm ruhmvollen Undank geerntet. Ein deutsches Blatt, das sich zur Schande seines Vaterlandes als Organ öffentlicher Meinung anstellt, für Partei-Interessen sich und Alles feil bietet, wußte nicht anders ihm beizukommen, als durch Lästerung der Pietät gegen seinen Lehrer Hermes, dem selbst die entschiedensten Gegner so wenig, als vormals dem Juden Baruch Spinoza alle Feinde, persönliche Hochachtung und Verehrung versagen konnten.

Bald nach dem bekannten Vorfall bereiste ich einen guten Theil katholischer und gemischter Länderstrecken Deutschlands, zuerst Westphalen und die preußische Rheinprovinz. Hier nahmen alle Gebildeten, die ich sprach, die Abführung des Erzbischofs beifällig auf, selbst wenige Halb-Gebildete zweifelten. In einer ansehnlichen katholischen Stadt, die ich nicht nennen will, las ein preußischer Offizier, den die Verhaftung des Erzbischofs betreffenden Artikel der Zeitung im Gasthofe vor. Ein ausgezeichneter Jurist, der zugegen war, rief laut **bravissimo** und Alles stimmte ein. Ich reis'te weiter. Unterwegs traf ich die päbstliche Rede. „Wie könnten," hörte ich von Seiten aller Gebildeten, „die

Minister unseres gerechten Königes so energisch aufgetreten sein, wenn sie die Sache nicht unwandelbar durchzuführen gewiß wären. Seine Stellung wird der Pabst behaupten wollen, allein wir hoffen, es soll ihm nicht gelingen. Wir sind gute Katholiken, sehen aber klar ein, daß es ein Rückschritt wäre, wenn hier der Pabst siegen sollte. Der Sieg des Pabstes würde überdies die Treue des Landes, die Achtung vor der Regierung unheilbar schwächen, würde unermeßlich nachtheilige Folgen haben.“ Wo fand ich aber nun und in welchen Klassen schon vorher die lebhaftesten Vertheidiger des Bischofs? Fast nur in der Nähe Belgiens oder nur da, wohin der belgische Klerus theils offen, theils heimlich korrespondirt: um Aachen, Koblenz und Trier. — In Köln und anderwärts fand ich, ganz analog, lebhafte Verfechter des Hirten nur unter dem Theil seiner Schaafe, der vom Lamme nur die Wolle, höchstens noch den Kopf trägt! unter listigen und gutmüthigen Werbern der Hierarchie; unter dem schlechtesten und rohesten Auswurf der Unzufriedenen; unter Kandidaten, Pfarrern, Sekretären, und unter Professoren, die im Süden, in B..... Anstellung oder Beförderung suchen, oder dort Verwandte haben; vor Allem unter Wasch-Frauen, die mit natürlichen Kindern weite Schaafställe füllen; unter Bettlern, die nach Getränken duften und mit schreienden Gebeten alle Welt verfolgen; äußerst selten unter besonnenen, redlichen Männern des Bauern-, Bürger-, Gelehrten-Standes und Adels. Unter diesen waren die Würdigsten nur diejenigen, welche Herrn v. Droste auch vertheidigen würden, wenn der Pabst ihn hätte fallen lassen. Denn da ihr Urtheil nicht durch das Ansehen des Staates und seines milden Königes sich bestimmen läßt, so kann es auch durch die Auktorität seines

hartnäckigen Gegners, des beständigen Protestanten gegen die Staats-Gewalt, des Pabstes, nicht bestochen werden. Männer von solchem Gewicht begegneten mir fast nur in Marken, wo Katholiken und Protestanten gemischt wohnen. Wenigstens hatten sie fast alle geraume Zeit in solchen Gegenden gelebt. Denn auch da trifft es sich oft — und nirgends deutlicher — daß auch diejenigen Mitglieder unserer katholischen Kirche, welche über Alles, was die Protestanten Aberglauben oder Vorurtheil nennen, hinaus sind, gleich enge zusammenhalten, wenn irgend etwas begegnet, was die Konfession berührt. Durch Bande der Erziehung, durch Vorstellungen, die sie mit der Muttermilch eingesogen, durch alle Pietät der Erinnerung ihrer Kindheit fühlen sie den Schmerz der wankenden Kirche und wähnen diese leicht unbillig gefährdet, wo sie Niemand verletzt. Sind es Juristen, so billigen die Befangensten darunter sogar das thörichte Streben der Proselytenmacherei, ja die Eingriffe der Kirche in Staats-Angelegenheiten, weil sie voraussetzen, solche Eingriffe gehörten zum Recht ihrer Kirche, während die protestantischen Kirchen auf dieses Recht verzichtet hätten. — Sie sind um so verletzlicher und empfindlicher, halten, oft unwillkührlich, um so fester zusammen, je mehr sie die Fruchtlosigkeit solcher Versuche merken. Dagegen sind sie mitunter desto toleranter, wenn der Protestant von Seiten seiner Regierung durch hierarchische Umtriebe gedrückt wird. Die Schwächsten unter ihnen verirren sich in die triviale und komische Ansicht: Die Katholiken, nicht die Protestanten nennen ihre Kirche die allein-seelig-machende, es sei also sicherer, unter jener zu stehen. Diese, nicht die protestantische, mache Ansprüche auf weltliche Macht. Jene sei darin im Rechte. Auf diese Art erscheinen, wenn es Ernst wird, die Protestanten als eine Sekte, ausgeschieden,

gleich den Juden und zu Ende geht — die Toleranz. Zu solchen gehören die Meisten, welche anfangs schüchtern der Regierung recht gaben, anders aber sprachen oder verstummten, seit die empörende Allokution in Alltags-Blättern übersetzt erschienen war. Sie gemahnen an Huß, der auf den Scheiterhaufen geführt, die sancta simplicitas des Bauern, welcher Holz zutrug, bemitleidete, wie Aristides den Verblendeten, dem er den eigenen Namen auf die verurtheilende Scherbe schrieb. — Sonst fand ich durchaus, daß unseren guten Katholiken die Augen bald aufgegangen waren, über die Lügen-Geburten der Münster-Länder. Der verständige Sinn des Volkes, die gebildete Geistlichkeit der katholischen Kirche urtheilte im Durchschnitt schon anfangs richtig. Ein hochgestellter Mann äußerte, nur deßwegen würde er nicht die Feder ergreifen, um öffentlich sich auszusprechen, weil er die Schleichwege der Korporation kenne und wisse, daß die eigene Regierung, ihn zu schützen, leicht ermüden würde, wenn die Pfaffen erst anfiengen, ihre Rache an ihm auszuüben! — — Indessen lassen sich Wahrheiten aus dem Munde der Einzelnen und des Volkes nicht abhören: sie tragen ihre Bürgschaft nur in sich, und was über solche Punkte in manchen Gegenden, wie in Belgien, Stimmenmehrheit, gilt in gebildeteren Regionen für baare Unwissenheit. Nirgends aber können Berichte über die öffentliche Meinung schaden.

So standen die Dinge, als der Geheiligte in der Siebenhügelstadt eiligst den untrüglichen Mund aufgethan, seine Stimme vernehmen zu lassen, wie oben zu lesen steht. Seit Altensteins Schreiben erschienen ist, sah ich an den meisten Tadlern veränderte Physiognomieen.

Wechsel-Gespräch im Erzbisthum.

In Hinsicht des Faktums muß ich noch bemerken, daß die Entfernung des Erzbischofs, nach wie vor mit vorzüglicher Freude in den Kreisen aufgenommen wurde, wo die Erinnerungen an die Störungen des Familienfriedens in gemischten Ehen wach wurden. Ein angesehener Katholik, ein Privatmann von ausgezeichneter Bildung, äußerte mir bei dieser Gelegenheit, daß diese Störungen in ihm den Entschluß hervorgebracht, seine Söhne zu ermahnen, ihre Konfession zwar nicht zu ändern, was unnöthig sei; aber eine Katholikin nur dann zu ehlichen, wenn sie von der höheren Wahrheit des evangelischen Geistes ganz überzeugt sein würde. Es sei aber ein Uebel, daß man bei den gebräuchlichen Anmaßungen der Geistlichkeit nur unter dieser Bedingung Sicherheit habe, wenn man nicht gerade durch einen, in Preußen sonst ganz überflüssigen und seltenen Schritt, die katholische Konfession aufgeben wolle; denn es könne, besonders in Sphären des Gemüthslebens, achtungswerthe Ehen geben, in welchen der evangelisch gesinnte, wenn auch katholisch geborene und gebliebene Ehegatte den andern auf diesen höheren geistigen Standpunkt zu heben nicht im Stande sei. Vormals, fügte er bei, seien nach preußischem Gesetze die Töchter der Mutter, die Söhne dem Vater in der Konfession gefolgt. Dies bringe zwar in gebildeten Ehen in allen Gliedern die reinere evangelische Gesinnung zu Tage, in minder gebildeten aber häufig Gleichgültigkeit oder innere Zerwürfnisse, die dann der Geistliche, der den Vater zum Fremdling unter seinen Kindern mache, gewöhnlich noch mehr verwirre, weil er die Schwachen mit der Aussicht auf Belohnung und Bestrafung schrecke. Einheit müsse unter den

Kindern sein, und wer selbst denken gelernt, sei unter jeder Form, so weit er selbst denken könne, evangelisch. — Die Mutter sei die Pflegerin der Kinder. Ihre Ansicht dringe gewöhnlich am tiefsten in die junge Seele; der Mann aber sei, wenigstens in seiner Gegend und in ganz Preußen, der Herr; daher bestimmte das neuere (S. 32) preußische Gesetz, daß alle Kinder dem Vater folgen. Wie dem auch sei, so gleiche sich dies in der preußischen Monarchie, wenn man sie als Ganzes fasse, völlig aus; nur die engherzige Furcht, das böse Gewissen und die Herrschbegierde mancher Geistlichen seiner Konfession, sehe das anders an, und sei lüstern nach Vorrechten, wie sie in Süddeutschland, leider auch in Preußen ihr gewährt würden. Die gebildete katholische Geistlichkeit hingegen, denke freier und edler, doch seien am Rhein nur sehr wenige Geistliche, wohl aber seit früheren Zeiten her manche weltliche Katholiken so unterrichtet, um einzusehen, daß der eigentliche Verrath der katholischen Sache darauf ruhe, worauf Rom heute sich zu stützen suche, — auf Jesuitischen Umtrieben. —

Ein Anderer hob im Wechsel-Gespräche mit zahlreichen Belegen hervor, daß im heutigen Zustande der Kultur diejenigen Staaten die freiesten sind, in welchen sowohl Protestantismus als Katholizismus zu Hause ist: Preußen, England, Frankreich. Letzteres habe zwar nur $\frac{1}{8}$ Protestanten, aber der gebildete Franzose habe das, was das neuere Rom am Katholizismus verdorben, längst abgeworfen. Skandinavien sei ein Staat voll innerer Kraft und Einsicht, rein protestantisch, allein bis jetzt weniger entwickelt, als jene drei Staaten. Bei Weitem minder entwickelt und frei seien indeß die Länder, welche der katholischen Kirche fast im römischen

Sinne folgen: Oesterreich, Italien, Spanien u. s. w.

Ich sagte darauf: Oesterreich ist durch eine weise Regierung ruhig gelenkt, hat viele ausgezeichnete Geistliche, und bewährt täglich im Stillen deutlicher, daß die Versuche Josephs im Volke einen tieferen Boden und größeren Anklang fanden, als man gewöhnlich voraussetzt. Die beiden letzteren Reiche sind dagegen, als Sitze einseitiger Hierarchie, Tummelplatz endloser Umtriebe.

Unter allen diesen Staaten stehen nur in Preußen Protestanten und Katholiken frei gegen einander. Denn Skandinavien hat fast keine Katholiken; Oesterreich wenig Protestanten; Italien und Spanien verfolgte die Protestanten: England drückt die katholischen Irländer. Frankreich hat zwar neuerlich den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt. Aber in der Intelligenz der großen Masse des Volkes hat das Gesetz wenig Garantie und bei der Wandelbarkeit der Nation läßt sich noch nicht viel darauf bauen. Indeß geht die Bildung unaufhaltsam ihren Gang. Der Katholizismus wird in Irland emanzipirt, der Protestantismus in einem guten Theile Süddeutschlands gedrückt. Mit Zuversicht kann er trotz allen Widerstandes, ja deshalb um so mehr allmälige Fortschritte hoffen. In Preußen ist das protestirende Prinzip mit seinem Gegensatze, dem katholischen, versöhnt, als evangelisches Prinzip thätig. In Preußen haben Katholiken und Protestanten dieselben Rechte, auch Staatsrechte. Daß unter den ersten Beamten, nämlich Ministern und Feldmarschällen jetzt vielleicht keine, überhaupt wenige Katholiken sind, kann nicht befremden und selbst dem römischen Katholiken müßte, wenn er billig ist, das Gegentheil

Anstoß geben, wenn er bedenkt, daß man nicht einmal in Baiern Protestanten, die im Durchschnitt dort doch die Gebildeteren sind, am Ruder sieht, und daß Preußens Staatsverfassung auf der Befreiung von der Herrschaft alter Vorurtheile, auf Protestantismus beruht. Der Kölner Vorfall, fügte ich bei, überzeugt auf die glänzendste Art, daß einen solchen Staat nur der leiten kann, den die Grundsätze reiner Intelligenz beleben. Zudem ist der Protestantismus, in seiner bekannten Anspruchlosigkeit und Toleranz, wohl im Stande und immer bereit, den Katholiken denkend und handelnd anzuerkennen; der römische Katholizismus aber, von der Auktorität eines italienischen Kirchenfürsten beherrscht, vermag niemals den Protestanten anzuerkennen, am wenigsten denkend, so lange er seine Kirche als allein seeligmachende betrachtet. Er kann auch den Protestanten nicht handelnd im Staate anerkennen, weil seine Kirche Oberherrschaft über Alles prätentirt, Gewissens = Freiheit nur für sich anspricht und alle Barbarei gegen Andere sich erlaubt*). Nur in Rom, wiederholte ich, kann eine römisch-katholische, außer Rom nur eine von Rom völlig entfesselte Macht im Denken und Handeln souverän sein. Der Unterthan jedes anderen ist genöthigt, zwei Herren zu dienen, was einen Widerspruch in sich enthält. Uebrigens sind im heutigen Staatsrechte selbst konstitutioneller Monarchieen

---

*) Neue empörende Beweise giebt z. B. die Leipziger Allg. Zeitung 1838, Num. 17 ꝛc. Uebrigens mögen aus obiger Erklärung, die ich deßwegen wiederhole, die protestantischen Leser entnehmen, warum der gute Katholik streng vom römischen unterschieden wird. Für katholische Leser ist die Bemerkung überflüssig. Diese wissen am besten, daß sie keine Römer sind. Aber die meisten sind zu schlaue Rationalisten, als daß sie es verrathen sollten.

Anstellungen Gnadensachen. In Preußen beruht aber die Gnade, die der König sich vorbehält, auf Einsicht, nicht auf Begünstigung. Einige Reiche haben selbst in Deutschland eine geheime **religiöse** Polizei, Jesuiten. Preußen verschmäht dieses Unwesen, und erlaubt jedem, „nach seiner Façon seelig zu werden.“ Preußen weiß aber auch, daß in den Staaten, die der römischen Kirche jesuitisch folgen, der Keim zu Empörungen nie erlischt, daß überdies Proselytenmacherei der schlechtesten Art in ihnen nie endet.

Darauf antwortete der gutgesinnte katholische Rheinländer: Bei dem Bande, das die Glaubensgenossen unserer katholischen Konfession umschlinge, könne der Staat ohne geheime religiöse Polizei nur äußerst selten mit Sicherheit ermitteln, wer ein guter Katholik, oder wer im Gegentheil ein römisch-beschränkter sei. Die Unmöglichkeit, daß der Letztere einem anderen Staate, als dem römischen, Treue in jeder Lage halten könne, müsse ihn wenigstens von den höchsten Staatsposten, von jeder Stellung, welche ungewöhnliche und unbefangene Einsicht fordere, ausschließen. Bei der beständigen Verwechselung der weltlichen Macht mit der geistlichen, über die er nie hinaus könne, bringe seine Dienstpflicht gegen Rom in gemischter Bevölkerung endlose Mißgriffe mit sich. Der Staat könne sich dabei nicht aufhalten.

Dies führte uns weiter auf den Ausgangspunkt des Gespräch, auf den Streit über gemischte Ehen, auf Proselytenmacherei zurück, d. h. auf das Bestreben, durch Lockungen oder Drohungen Andere zum Uebertritt in die eigene Konfession zu bewegen. Einer der Anwesenden hatte früher in Leipzig gelebt und, ich glaube, Vorlesungen bei Krug besucht. Er theilte uns dessen Ansichten über Proselytenmacherei mit, erinnerte an Matthäus 23, 15. und

schloß seine Erklärung mit dem bekannten Distichon von Schiller. Leider wisse ich, fügte ich bei, nicht blos aus reicher, sondern früher selbst aus eigner Erfahrung: Proselyten mache nur, wer im Innersten mit sich noch nicht im Reinen sei, wenn er sich auch dieses nicht einmal selbst gestehe. Proselyten=Macherei sei ein Zeichen, wenn nicht eigensüchtiger Hinterlist, wie ich es am Niederrhein gefunden, dann jedenfalls ein Zeichen geistiger Schwäche und Verwahrlosung oder der eigenen Unbestimmtheit, die ohne zu wissen, wie ihr geschehe, ihrer Meinung durch Ausbreitung derselben sich zu versichern strebe. Daher auch die heimliche oder unruhige Geschäftigkeit, oft sogar die Seelenangst dieser Leute. Wem der innere Halt des Geistes, Bestimmtheit des Gedankens, Zuversicht auf die gute Sache nicht fehle, der werde nie für Konfessionen werben, sondern offen und frei das Wort der Wahrheit aussprechen, wie die Apostel, welche niemals gefürchtet hätten, daß der christliche Glaube untergehen könne. Diese Wahrheitsliebe aber sei es gerade, was die Hierarchie mit List oder Gewalt zu verhüten suche. Sie werbe, sei zufrieden mit dem sinnlichen Bekenntnisse, ohne nach Ueberzeugung zu fragen, verarge aber jedem Andern nicht blos das Gleiche — was ohne dies so schlecht sei, daß es nur von der Hierarchie und von der Muckerei getrieben werde, — sondern feinde jeden an, der redlich Einsicht verbreite oder religiöse Wahrheiten nur ausspreche.

Kölner Worte.

„Der Mord Ravaillac's," sagte ein braver Kölner zu mir, „hatte noch Sinn und Inhalt. Er traf freilich einen Monarchen, der allein mehr Geist und Christensinn

hatte, als fünfzig unserer Päbste, aber er gieng doch in einer Zeit, wo der Pabst noch eine heilige Person war, von der Furcht aus, der edle König möchte den Vater der Christenheit bekriegen. Ravaillac hatte Idee'n, Begeisterung und Energie, er war freilich ein hierarchischer Robespierre — aber v. Droste sei gar nichts, sein Streben ein gemeinhierarchischer Mordversuch gesunder, gesetzlicher Ordnung!" (S. 81.)

Die wächserne Nase des Rechts.

Erinnerungen aus einem Gespräche zwischen Trier und Köln.

Katholische Fürsten sprechen unter anerkannten Bedingungen, mitunter auch unbedingt das Recht der Entsetzung der höchsten und niedrigsten Geistlichen an. Wie viel mehr steht dieses Recht evangelischen Fürsten zu, die aller Herrschaft des Pabstes, der jene noch folgen, entwachsen und in jeder Hinsicht mündig sind? Diese Frage ist indeß viel zu vernünftig gewendet, als daß sie unmündigen Gegnern einleuchten könnte, welche die Voraussetzung, daß der Katholik nur auf den Pabst zu hören habe, einschieben, eine andere ratio, als die des Staats behaupten, dabei aber mit Grund sagen, daß das protestantische Kirchenrecht in Verwirrung liegt. Freilich muß es deshalb sachgemäß durch — die That aus Verwirrungen gerissen werden, weil es erst ein Werden ist. Hier aber liegt kein zweifelhafter Fall vor. Evangelische Fürsten haben das Recht und die Pflicht der Ober-Aufsicht über Alles im Staate. Einen Staat im Staate dürfen weder Protestanten, noch Katholiken, noch Juden, am wenigsten die Glieder der **Familia sacra** bilden, und mit Recht erklärt Krug, daß das katholische Kirchenrecht für Protestanten so wenig Gültigkeit

hat, als ein jüdisches, muselmännisches oder heidnisches. Von Rom entfesselte Regierungen haben vom Pabste nur historische Notiz zu nehmen, und dazu gehören, wo sie bestehen, auch spezielle Verträge, wie sie auch „mit dem Groß-Mufti in der Türkei, dem Dalai-Lama in Tibet, dem Dairo Soma in Japan“ geschlossen werden können. Will eine Regierung mehr thun, so ist es nur ihr gnädiger Wille, ihre souveraine That und die Frage wird rein politisch. Die Kurie weiß, daß ihr Recht gegen souveraine Staaten keine oder eine wächserne Nase hat, und diese versteht sie so geschickt zu drehen, daß ihre List steets die unübertreffliche bleibt. An der Ehrlichkeit aber, am Verstande, der auf mehr als auf List sich versteht, und an der Energie, die vor keiner „päbstlichen Armee“, wie Friedrich der Große sagte, Respekt hat, gehen ihre Künste verloren und darüber — klagt, jammert, schmäht sie. —

Konkordate wurden von der Kurie nie treu gehalten: das Preußische aber **ist** der Sache nach aufgehoben; die Allokution hat es gebrochen, die Kurie die Bedingungen, unter denen es anerkannt wurde, verletzt, gegen Preußen „doppeltes Spiel gespielt“, mithin sich selber rechtlos gemacht. Stünde es aber auch in der That noch ungekränkt, — wie es denn förmlich noch besteht, so hat es in Preußen doch nie anders gegolten, als wie es von Preußen anerkannt wurde — nur so weit es mit den positiven Gesetzen des Staates bestehen kann. Dagegen hilft die Hartnäckigkeit, die Sophistik kanonischer Konsequenzen nichts! Trotz des Konkordates war daher die Regierung schon vor dem offenen Verrath des Pabstes, d. h. vor der Allokution — in der Kölner Sache unbedingt in ihrem Rechte oder nur so weit nicht, so weit sie

dieses Recht zu schonend geltend gemacht. Meint die heil. Familie, Preußen hätte seine Rechte und Pflichten, seine ganze Souverainetät gerade in den höchsten, d. h. in den geistigsten Angelegenheiten des Staates dem guten Alten in Rom auf seine wehmüthigen Bitten verkauft, hätte ein faustisches Paktum geistigen Selbstmords mit eigenem Herzblut versiegelt? Sie meint dies in der That, weil sie sah, daß Preußen viel zu groß war, als in fremde Lehre und Gottes-Verehrung sich zu mischen? Wer nennt mir eine impertinentere Zumuthung als folgende? Im Namen einer geachteten Konfession, der man alle Gewissensfreiheit, volle Freiheit im Glauben und Ritus, in manchem sogar Vorrechte gönnt, prädentirt die heilige Familie der Münstermänner das Recht des Gewissens-Zwangs gegen alle Andersdenkende, das Recht ersonnener und erschleichender Proselyten-Macherei. Ihr Oberhaupt, welches eingeständlich (noch zu Pius **VIII** Zeiten) nicht einmal den westphälischen Friedensschluß als rechtsgültig betrachtet, aller Geschichte, den klarsten Thatsachen in's Angesicht spottet, will noch von Rechtsfragen sprechen, in einer sonnenklaren Sache. Nicht bevorrechtigt blos, allein berechtigt will es sein *), und wo es das nicht ist, winselt und klagt es, daß dem Geduldigsten grün und gelb vor den Augen wird, wenn er den Schwulst anhören muß! Wer findet in der ganzen Weltgeschichte etwas Unverschämteres? und das in unserem Jahrhundert, und im Angesichte Preußens! — Dieses Geschlecht verlangt sogar noch mehr! Ungestraft, wo möglich noch belobt, will es Hochverrath spinnen gegen alle Staatsmacht mit jenem Klerus, dessen Nichtswürdigkeit gegen Joseph, gegen Napoleon, gegen den edlen König

*) Leipziger Allg. Zeit. 1838. Beilage Nr. 17.

der Niederlande gleich empörend war. Schnöde heuchelt es, zweien Herren zu dienen, dem Pabst und dem Könige, während es den westphälischen Frieden noch rückgängig machen, und alle alte Thorheiten heraufführen möchte.

Was ihr leugnet, liegt klar am Tage: entweder müßt ihr dem Staatsgesetze folgen, oder gleich alle Souveraine, wie ihr strebt, zu Sklaven des alleinigen Herrn der Welt, des Pabstes machen! Für Euch giebt es kein Drittes!

Der Erz- und der Ex-Bischof.

Ist ein großer Mann im Kampfe mit dem Unglück ein Schauspiel für Götter, so ist ein Befangener, der hartnäckig allein und ohne Genie, den Zank-Apfel gegen die Fortschritte gesunder Ideen aufgreift, eine tragikomische Gestalt, ein Don Quixote, welcher sich Buße auflegt. Ein Charakter, der in Beschränktheit; eigner Sinn, der in Eigensinn untergeht, verliert seinen Werth und wer noch heute in Deutschland der Gewissens-Freiheit und mit ihr aller Bildung Hohn spricht, von Unwissenheit und Fanatismus sich regieren läßt, trägt das Siegel des Todes an kahler Stirne, ist lebendig eine Leiche. Festigkeit allein ist noch keine Tugend eines Mannes. Wer sie nicht hat, dem fehlt die Natur des männlichen Geistes; wer sie ohne Urtheilskraft besitzt, wird sogar in China verachtet, wo man doch die Ruhe eines Weisen der Ruhe eines Steins vergleicht. Festigkeit ohne Urtheilskraft mit Leidenschaftlichkeit oder auch nur mit Lebhaftigkeit verbunden ist die gefährlichste Eigenschaft in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten. Gegen diese Art Menschen sei jede Regierung „mißtrauisch!“ Sie nehmen es sogar übel, wenn

sie merken, daß man ihren Charakter durchschaut und werden dreifach bösartig, wenn sie geistliche Würden tragen. Jeder Einfältige ist eigensinnig. Der Eigensinn dieser Leute soll Geistesgröße, ihr Mangel alles Taktes in Geschäften Genie heißen, und wo sie im Finstern wandeln, soll man glauben, daß sie tief denken; wo sie engherzig und treulos vor eigenen Skrupeln sich fürchten, laut verkünden, Gewissenhaftigkeit ohne Gleichen sei ihre Tugend. In Allem, was Verstand fordert, sind sie unerbittliche Virtuosen angelernter Vorurtheile. In Geschäften hören sie nur die Klagen derer, die sie überlisten, oder die eben so kleinseelig dahin leben, nie die Klage der Vernunft. Unfreundlich gegen Unbefangene, unzugänglich gegen Redliche, leidenschaftlich und argwöhnisch gegen Alle, nur nicht gegen ihre Sekte, grausam gegen Andersdenkende, halten sie ihre Hilfsquellen für unerschöpflich, weil sie sich als Riesen dünken, und für Riesen halten sie sich, weil sie niemals die Sprache eines Mannes, überhaupt nie etwas Bestimmtes, eigentlich gar nichts verstanden haben. Eigensinn verwechseln sie mit jener Beharrlichkeit der Regierungen, die Nationen civilisirt. Ihr Gewissen hat eine dicke, gesalbte Haut; gegen Ketzer halten sie Trug und Wortbruch für Pflicht und für Ketzer alle, die unbefangen und klar urtheilen. — Unglücklicher Droste, Du wirst niemals Tröster der Gläubigen sein! Belgischem Wahnsinn hast Du Dein Priester-Heil geopfert; Deine Festigkeit befleckt, Versprechen, dem Staate gegeben, gebrochen, selbst dem Breve entgegen gehandelt, Landesgesetze umgestoßen, unwissend, was Du gethan. Betrachte das Titel-Bild!

Da solche Naturen anders gar nicht, als persönlich sinnen können, weil ihre Person so beschränkt, als ihre

so genannte Sache, von dieser untrennbar ist, so hat sich natürlich Droste, unfähig, eine edlere Natur zu verstehen, im heiligen Eifer auch persönliche Schwächen gegen Hermes erlaubt, die in der Brockhaus'schen Flugschrift: der Erzbischof von Köln 1837, S. 18 zum Theil beleuchtet sind. Kann er sich dabei mit Wellington trösten, der den historischen Ruhm, den er als Feldherr, den diplomatischen, den er als Minister behauptete, schlimmer durch nichts befleckte, als durch die komische Opposition im Sinne der englischen Orthodoxie gegen Hampden, den die Regierung schützte *)? Wellington ist kein Theologe! Diesen Ruhm vindizirt sich Droste, — im eigenen Auge, nächst dem heiligen Vater in Rom, der größte aller Lebendigen; einseitig und formlos schritt er ein gegen die Freunde des Hermes in Bonn, ohne Ahnung, wie hoch Hermes, wie hoch dessen Freunde über jeder Sphäre standen, die seine Urtheilskraft erreichen konnte; ohne zu fühlen, daß die Regierung solche Angelegenheit besser verstehe als er. — Mißleitet von belgischem Stumpfsinn brach er der Regierung hinterlistig das wiederholte Wort, verletzte selbst, wie später der Pabst, das Breve desselben Pabstes, höhnte die Regierung in Verstocktheit und glaubte seinem Verstand gewachsen, wie im Punkt orthodoxen Glaubens Bonner Gelehrten, so im schwierigen Punkte der Gesetz-Gebung über gemischte Ehen der Regierung selbst. Nicht aber jedem, dem der Pabst ein Amt giebt, giebt er auch Verstand. Bis an den Tag, wenn irgend jemals, ehe die Oriflamme des Scheiterhaufens, dem Huß erlag, klagend zum Himmel stieg, mochte sich Rom für sicher halten. Jetzt klammert es sich vergebens an tridentinische Beschlüsse. Es kann die Prüfung nicht mehr abwehren.

---

*) Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung 1837, Nr. 357.

Es hilft ihm nichts, wenn es die Männer verdammt, die den orthodoxen Katholizismus, wie Hermes, zu beweisen suchen, wodurch sie den historischen Boden, den römischen, verlassen. Freilich können Andere kommen, deren Gegenbeweise schärfer sind, als die Beweise des edlen Hermes, der keineswegs schon auf der Höhe des Jahrhunderts stand. Das böse Gewissen der Römlinge sieht dies voraus; es fühlt, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist! Aber es lebt ein anders denkendes Geschlecht und das lebende behält Recht! In Konstanz hat Rom, das Beständige, sich selber verbrannt. Es ist Asche! Der Phönix dieser Asche heißt bei allen gebildeten Katholiken — Luther, nicht Doktor Eck und nicht Droste.

Phantasieen über die Rede vom Stuhl.

Was ist der heiligen Rede weltlicher Sinn? Der heilige Vater in Rom verwechselt Himmel und Erde und glaubt, im Jenseits zu regieren. Das Jenseits der alten Welt ist aber Amerika und so verfährt er denn mit dem Könige von Preußen, wie die alten Spanier mit den eingebornen Amerikanern; Sie zwangen diese im Staate Ecuador, ihnen ganze Massen von Brillen und seidenen Strümpfen abzuhandeln, weil sie außer Stande waren, diese Artikel sonst anderswo im Lande abzusetzen. Der heil. Vater hält Preußen für Ecuador, seine Bewohner für kolumbische Wilde und muthet ihrem Könige, den er gleich einem Häuptling der Wilden behandelt, ganz konsequent zu, ihm den unermeßlichen Ueberfluß an römischen Brillen und gerötheten Bischofs-Strümpfen, den er sonst nicht anzubringen weiß, um jeden Preis abzukaufen. Da nun das civilisirte Preußen den Ueberfluß solcher Waare nicht brauchen

kann, dennoch aber barmherzig genug war, einen guten Theil davon abzunehmen; so wird der verwöhnte Alte böse und fühlt sich nebst allen Aktionären seiner Brillen- und Strumpf-Fabriken beleidigt und gekränkt. Wir halten dieses Gefühl für **so** natürlich, daß uns wundern würde, wenn es anders wäre. Der Unterschied ist nur, daß der amerikanische Wilde die ersten Spanier für Söhne der Sonne hielt, während der zahmste Preuße in den Römlingen sehr bald moderne Mond-Bewohner erkannte. Der Mann im Monde, der den Kopf als Diogenes-Laterne unter dem Arme trägt und doch der Mann ohne Schatten bleibt, kann sich in die sublimarische Welt nicht schicken, am wenigsten die nordische Gastfreundschaft begreifen. Kaum war indeß jene Stimme aus dem Monde ertönt, so stießen von allen Seiten die herabgefallenen Heerschaaren der Meneen in heilige Posaunen. Sie verriethen selbst, was sie leugneten, ihren geheimen Bund und zeigten brandige Zähne beim Ansatz der Trompete. Naiv vor allen benahm sich der Pfeifer in der Brüsseler Armee-Musik. Er komponirte den schönen Triumph-Gesang: der Augenblick nähere sich, wo der Gedanke einer belgisch-rheinischen Konföderation aus Utopien in die Wirklichkeit treten dürfte. Schon 1831 habe ein Kölner Advokat, ermächtigt von den einflußreichsten Patrioten des Landes, Eröffnungen gemacht, die jedoch damals keinen Eingang gefunden bei den Staatsmännern am Ruder. Nun aber sei der rechte Zeitpunkt gekommen, ein neues Bundesvolk — für Belgien zu schaffen. Das könne am besten geschehen „durch die Propaganda der Grundsätze, mächtiger als die der Bajonnette.“ Der Courier Français sang und pfiff in noch höherem Diskant; es scheine in der That richtig, daß die

Katholiken in den Rheinprovinzen Abgeordnete nach Brüssel geschickt, um eine Art Föderal-Union mit den Belgiern ihrer Religion, was so viel heiße, als ihrer „Partei", abzuschließen. In der Nacht aber, als sie diese Worte gedruckt gelesen, träumte den Redakteuren beider Blätter, sie hätten zur Lichtmesse in Rom einem Konzert beigewohnt, gegeben von Schaaren aus dem Geschlechte der Katzen, deren Schweife sämmtlich in der Klemme gewesen. Ein Fuchs mit dem Hinterfuß in der Falle war Kapellmeister. Sie selbst hielten sich für gebratenes Geflügel. —

Wie glücklich sind in der That gegen diese Belgier ꝛc. selbst die Unterthanen des Nizam von Heiderabad in Indien. Diesen werden doch nur alle Nahrungs-Quellen des täglichen Lebens ausgesogen; jenen nimmt man das wenige Licht, welches sie haben, und nährt den schwindenden Geist mit Finsterniß, während dem Leibe nichts abgeht. **Caeterum equidem censeo, regnum Belgicum esse delendum, — esse dividendum.** Nehme, wer mag, die Theile, welche Holland verschmähen wird, nur unter der Bedingung, daß er den gierigen Klerus anhält, täglich beim Morgen-Gebet sich selbst so lange zu geißeln, bis sogar dem Pöbel der Straßen-Ecken, d. h., seinen thätigsten Verehrern, die Augen über ihn aufgehen. —

Päpstliche Dankbarkeit.

Wahrhafter hat Niemand, als Maximilian von Baiern, die Folgen der Konkordate bezeichnet. Als unter Sturm und Regen der Nuntius in München ankam, hatte der Wind die Lichter der Laternen des Wagens gelöscht. Der Thorwart trat mit dem Lichte heraus — auch dieses verschwand. Das ist mir, sagte der König, — ein

sauberer Gast: nicht nur, daß er kein Licht mitbringt, löscht er auch das Meinige noch aus! Jetzt schon gehen die Wenigen dem Grabe zu, welche die Territorial-Macht der römischen Kirche in Deutschland noch erfahren haben. Die päbstliche Bulle, welche die Verabredung Hardenbergs mit der Kurie im März 1821 zum Inhalte hatte und am 23. August 1821 leider die königl. Sanktion erhielt, ertheilt dem Monarchen von Preußen gleißnerisch das höchste Lob: unserem Verlangen, sagt der Untrügliche, hat der König sich wunderbar behülflich erwiesen (votis nostris mirifice obsecundavit); mit dankbarem Gemüthe erkennen und verfolgen wir (grato animo prosequimur) dessen wohlgemeinten Willen gegen die zahlreichen ihm unterthänigen (sibi subditos) Katholiken; durch ungemein freigebig bewilligte Dotationen habe der König der katholischen Kirche Gesinnungen der höchsten Großmuth und Güte offenbart. — Die sonst sparsame Wahl der Worte päbstlicher Lobeserhebungen eines Monarchen, der in solchem Auge als Ketzer verdammt scheint, ist zu Ende: benevolentissime ac liberaliter — magnanimi principis animus und dergleichen sind die Worte des Infalliblen. Er fallirte in seiner Allokution! Die Welt, wenn noch so befangen, sieht, was Dankbarkeit im Munde des Untrüglichen heißt! Leicht läßt sich dies durch jene Bulle selbst Verblendeten anschaulich machen, doch ich leugne es nicht — mit Eckel wende ich mich weg vom Konkordat. Die Gerechtigkeit des jetzigen Königs ehrend, zweifle ich, ob Friedrich der Große **so** gnädig, **so** weit sich herabgelassen haben würde. Und nun kommt mit vollem Munde der dankbare Römer als heiliger Vater, der, der heiligen Stimme seines heiligen Amtes gehorchend, das heilige (!) Kollegium zu

einem geheimen (!) Konsistorium zusammengerufen, nachdem er sorgfältigst und gewissenhaft (!) die Sache, die er offiziell noch gar nicht beleuchtet sah, geprüft habe! Ist es so gar leicht, heilig zu sein? — so doppelt leicht, Heiligkeit mit Undankbarkeit zu verbinden? Wen befremdet diese Undankbarkeit? Fast nur den Unwissenden, der kein Blatt der neurömischen Geschichte gelesen! —

Jeder kommt einmal in seinem Leben, sagt Wieland, an einen Scheideweg, wenn auch seine Lebens-Aufgabe noch so wenig herkulisch ist. — Warum nicht auch der Alte auf den Sieben-Hügeln? Lehrten doch einige Kanonisten, der Pabst vermöge Alles außer dem Rechte, über dem Rechte und gegen das Recht (papa potest omnia extra jus, supra jus et contra jus)? Warum nicht auch Alles außer, über und gegen die Moralität? Diese ist längst aufgehoben, jener Satz hebt aber auch das Recht selbst auf, macht den heiligen Vater zum Vater des Unrechts; seine Rede zu „Bileam's Fluch". Die Zeiten spiegeln sich wieder, in welchen einst das stolze Rom einen großen König „als einen picolo Margravio di Brandeburgo verhöhnte". —

Für die Schwachen.

Die Rede des Pabstes, oder, wie Krug sie nannte, Bileam's Fluch, wird sich in Seegen verwandeln. Wir haben daher Ursache, der Allokution dankbar zu sein. Demnach könnten schwache Gemüther unsere Darstellungsweise für undankbar halten, könnten noch schonender gesagt verlangen, was wir mäßig deutsch aussprachen. Platon aber lehrte, daß dem Verbrecher Strafe eine Wohlthat sei, daß es ihm weniger Seegen bringe, wenn er der Strafe entgehe. In

diesem platonischen und christlichen Sinne müssen wir daher, vom Pabste sprechend, nicht vergessen, daß kaum ein Ausdruck stark genug sein kann, um die staatsverbrecherische Anmaßung zu züchtigen, die dem gerechten Könige das schwerste Unrecht (gravissima injuria) und Handlungen zuschreibt, die nur zu vermuthen, schon ein Verbrechen (crimen) sei! Caeterum etc. S. 100.

Die Sackgasse in Utopien.

Der historische Blick, der die Propheten der alten Hebräer auszeichnet, gab ihnen die Gewißheit, Gott züchtige die Sünden der Aeltern bis ins dritte und vierte, lohne ihre Tugenden bis ins tausendste Glied. Auch in diesem Sinne ist die Weltgeschichte Weltgericht und alle Schuld rächt, alle Tugend lohnt sich auf Erden. Waren die Tugenden der Päbste so groß, daß alle theologischen Bibliotheken nicht Raum haben, ihre Schilderung aufzunehmen, so reicht das ganze Firmament nicht hin, ihre Fehler darauf zu schreiben. Strafen sich aber diese, wenn noch so mild, in der Geschichte, wie muß das Herz der Kurie schlagen, wenn sie in die Zukunft blickt, vorausahnt, was in den nächsten Jahrhunderten ihr bevorsteht; wie der ausgelebte Gedanke eines Staates im Staate, einer Kirche neben dem Staate, mehr und mehr aus dem Bewußtsein der Nationen und zwar in dem Maaße verschwindet, in welchem die Kraft und der Geist der Staaten sich hebt. Schon heute zeigt ihr ein Blick nur auf Rußland, welches der Italiener für ein barbarisches Reich hält, die Nothwendigkeit organisch-freier Einheit des religiösen und alles wirklichen Lebens im Staate. Sinnt aber die unversöhnliche Feindin der Monarchieen auf die

Vergangenheit zurück, welche Folgen darf sie in Deutschland vom Erlassen erwarten, die ihre alte Anmaßung so keck zur Erinnerung rufen; welche, wenn sie an Vergeltung glaubt, wenn einst die alten Fehler in den immer neuen mitgestraft würden? Schon Dante hat vergebens die Päbste in seiner Hölle gezüchtigt! Die Vermessenheit hierarchischer Weltklugheit kennt weder Maaß, noch Schande.

Was der nächste Erfolg ihrer heutigen Thaten sein wird, haben wir gesehen. Sie gedachte es böse mit den Menschen zu machen. Gott aber lenkt es gut. Im Falle möglichster Ausgleichung durch die Weisheit und Nachsicht der Regierungen gewinnt nämlich die allgemeine Bildung dadurch, daß die Staaten aufmerksamer geworden sind auf den Sitz der hartnäckigsten Uebel. Man wird zwar noch lange die vergebliche Hoffnung festhalten, daß das Unheil von Rom her nicht so gefährlich sei, aber man ist doch wachsamer geworden. Hindert indeß jene Eigenschaft, die von der Einfältigkeit noch unzertrennlicher ist, als von der Hinterlist, nämlich der Eigensinn, d. h., der Starrsinn der römischen Herrschsucht für jetzt — was nicht zu erwarten — jede Ausgleichung, dann wird der Gewinn der Civilisation noch schneller: — Alle guten Katholiken Deutschlands werden in Allem, was Staats-Verhältnisse berührt, von Rom mehr und mehr sich scheiden, und Preußen wird dann das Konkordat förmlich aufheben, da dessen wesentliche Bedingungen, wie gesagt, d. h. die Erklärungen, die seine Bekanntmachung, seine Geltung in Preußen begründen, vom Pabste ohnedies faktisch verletzt sind.

Beide Fälle sind demnach heilbringend und dieses Entweder — Oder ist eine politische Nothwendigkeit, ist die Sackgasse, aus welcher keine List die Kurie retten kann.

Denn sie selbst hat den Streit aus dem Gebiete der Klugheit auf einen Boden übergespielt, auf welchem sie seit Jahrhunderten immer **nur** geschlagen, immer in die Enge ohne Ausgang getrieben wurde, auf dem Boden der Offenheit, Ehrlichkeit und Intelligenz. So lange sie auf diesem Boden noch stark, so lange sie der Trost der Nationen, der Sitz jener Heiligkeit war, die, weit hinaus über die Schranken des Geistes zersplitterten Völker, die reine Wahrheit suchte, die alle durchdringt; so lange war sie durch That und Recht erhaben über alle Throne. Damals hatte Gregor VII. volles Recht, den schwächlichen Heinrich IV. zu demüthigen. Seit Rom aber die eigene Idee einer geistigen, heiligen Macht verrathen, seit die Einsicht in die Tiefen des Geistes ihren Heerd in emanzipirten Reichen, in Staaten aufgeschlagen, wächst das unsterbliche Recht, welches Rom verloren, in diesen auf und die Zeit nähert sich, wo ein König fordern könnte, daß der Wahlfürst der Kurie mit der Bescheidenheit, die dem Frommen gebührt, Abbitte thue, öffentlich vor dem Palast seines bloßen Gesandten in Rom. Seit dem Sturze Napoleons ist indeß **Mäßigung in Allem** fast die einzige Tugend, welche das ermüdete Jahrhundert anerkennt, und kaum in vorübergehendem Scherze darf man die Erinnerung wagen, daß, wer unmittelbaren Einfluß auf die theuersten Angelegenheiten eines Staates haben will, nothwendig dem Oberhaupte dieses Staates, falls dieser ein Ganzes sein soll, unterworfen sein muß; daß er also, wenn er dem Souverän Thaten andichtet, die nur zu vermuthen schon ein Verbrechen wäre, wenn er noch überdies die Gemüther gegen Gesetz und Ordnung, gegen die Rechte der Intelligenz aufreizt, Majestäts-Verbrechen, und in dem Maaße gemeine

begeht, in welchem er hinterlistig geheime Wege einschlägt, und auf ein Gewissen sich beruft, was er selbst verrathen hat. — Fester, als alle Throne der Welt steht das Wort der Bibel: Niemand kann zwei Herren dienen! Und der muß in der Bibel und Geschichte wenig zu Hause sein, der nicht einsehen wollte, daß Gregor VII. heute auf dem päbstlichen Stuhle gedacht, ganz anders verfahren, daß er seine Macht, statt in die Verfinsterung, in die Intelligenz legen, d. h. die Hierarchie wiedergebären, sie zu dem machen würde, was sie Anfangs wollte und ewig sollte. Dann erst könnte er wieder sagen: Sein Reich stehe über allen Nationen. Es sei Universal-Monarchie, die einzig denkbare — Universal-Monarchie des Geistes. — Einstweilen gründen auf Intelligenz die nordischen Staaten ihre Macht und so bald der erste norddeutsche Monarch zum rechten Manne das Wort des Kaisers wiederholen würde: „**Occam**, vertheidige Du mich mit der Feder, ich will dich mit dem Schwerte vertheidigen!“ — so bald ist Rom unrettbar verloren! —

Aber schon jetzt, welcher gute Katholik kann dem Könige in der gerechten Sache unrecht geben? Was will gegen die wirkende offene Intelligenz die herrschsüchtigste aller Kasten, die, berufen zu ausgebildeten, geheimen Bündnissen, vom Leben im Staate sich scheidet, um diesen unter sich zu bringen; die noch heute die edelsten Geistlichen **zwingt**, auf ein Sakrament, die Ehe, ja auf Alles förmlich und öffentlich zu verzichten, was ihr desto größeren Nutzen im Geheimen bringt! In künftigen Jahrhunderten wird eine gereinigtere Welt die Absurdität solcher Verhältnisse mitleidig nur aus Büchern erfahren, wie wir heute die Kastrirung griechischer Priester! — Schmälert ein Fürst zu Gunsten dieser Verschworenen seine

Souveränetät, dann wird sie verspielt, eine häßliche Grimasse, welche Sklaven-Seelen bezaubert, aber keinen fesselt, der in den Tod blicken kann! Einzig, weil er diese Grimasse schnitt, nicht weil er die Charte zu verletzen schien, fiel Karl X im Herzen der Nation. Auf dem Throne hatte er den Staat an die Jesuiten verrathen. Dieß allein war sein Unglück — in Zeiten verhaltener Unzufriedenheit ein furchtbar warnendes Beispiel! Man muß als Geistlicher in Paris gewesen sein, um diese Wahrheit im Detail zu durchschauen! Ich schweige und lade die Gäste einstweilen zur Tafel nach Utopien! Caeterum equidem etc. S. 100!

Das Delirium vor der Tafel, oder Aussichten der Kurie in die Zukunft.

Benimmt sich schon ein Bischof, als ob der Staat, dessen Unterthan er ist, nicht existire, so scheint vollends der Pabst vom Könige dieses Staates den Befehl zu verlangen, es möge nicht 1838, sondern 1516, ein Jahr später 1515 und so rückwärts fort geschrieben werden, bis Alles wieder glücklich nach dem alten Rechenbuch geordnet sei. So lange indeß der Beweis nicht gegeben wird, daß Zwei Mal Zwei eine andere Zahl als Vier sei, daß auf die heilige Sieben eine andere folge als Acht, so lange werden die Dinge in der Welt den natürlichen Gang gehen und keine Rede vor allen Kardinälen wird dies ändern, keine noch so gründliche pseudo-kanonische Rechtsschrift. Auch wollen die Staaten nicht bloß Tauf- und Beicht-Register, Indices von Namen und Titeln dessen sein, was sie etwa sollen, sondern ihren Inhalt selber entwickeln, und dieser ist weit reicher, als alle Rechtsbücher. Ihr Gesetz

ist, nie gegen Recht zu handeln, vielmehr das Recht positiv zu heben; Bewahrung des Rechts, Entwickelung ihrer Selbstkraft die Grundbedingung ihres Lebens. Sie haben darum mehr zu thun, als auf dem Papier zu regieren. Nächst dem Rechte und mit und in ihm gehört zum Staatsleben Politik, ohne welche selber das Recht todt bliebe und diese hat auf Alles, und wenn sie gewissenhaft sein will, auch auf die Natur der Dinge, ja auf diese mehr zu achten, als auf widernatürliche und widerrechtliche Anmaßungen, die das Gewand einer Heiligkeit umwerfen, das schon viel zu sehr zerrissen ist, um jede Blöße zu decken und das bei jeder leisesten Bewegung neue Risse erhält, für die es zuletzt keine Hülfe mehr giebt.

Allerdings war, wie Machiavelli gelehrt, in Rom eine Zeit, nämlich unter den Cäsaren, wo die adoptirten Herrscher die besten waren und noch heute sieht man hoch im Norden einen adoptirten König, den schwedischen, glücklich herrschen; im Süden dagegen den Pabst sich bemühen, Erbkönige als unmündige Adoptiv-Söhne (filii saeculi) seines erblosen Wahlreiches zu betrachten. Man ist aber wenig geneigt, seine südliche Herrschaft für eben so weise zu halten, als sie bereit ist, anderen zu rathen, — ohne nordische Hülfe im eigenen Lande außer Stand, Ruhe zu wahren! Ist, wie Schillers Kapuziner sagt, das römische Reich ein „römisch-Arm“, so ist der römische Stuhl ein Stuhl der Nacht geworden und die einzige Frage des Streites die, ob denn dieser, oder der Thron Recht behalten soll. — Das römische Wahlreich ist gebrochen, das Wahlreich der Kurie gnädig belassen. Von jenem blieb nur, doch ohne Meinung, jemals Kaiser zu werden, Ein Kurfürst übrig; in diesem aber geht die Wahl, ein antimonarchischer, in der That demokratischer Gebrauch auf aristokratischem Wege, nach wie vor fort. Consalvi's

Klugheit rettete seine weltliche Macht und die Geduld der Monarchen ließ es bewenden. Erhält aber ihre Großmuth dem Undankbaren das Reich, damit er Feuerbrände lege in den unterminirten Boden beruhigter Regionen in Deutschland? damit er Lärm aufschlage, wenn gesunde Staaten aus Liebe zur Ordnung Rechte geltend machen, die einer Weisheit zu hoch sind, welche die Fakta ganzer Jahrhunderte, nicht einmal den westphälischen Friedensschluß, — welche nichts anzuerkennen beliebt, was der geistlichen Anmaßung nur einige Schranken setzt? Haben die Leichen-Chöre verflossener Jahrhunderte, oder wie Schiller sagt, die Lebenden Recht? —

Nicht genug, daß ein Bischof, der ganze Jahrhunderte hinter seiner Zeit zurück ist, eine preußische Universität zu meistern, Professoren der katholischen Theologie zu scheinheiligen Schulmeistern herabzuwürdigen, mithin, unwissend, jede Koordination mit denen der protestantischen Theologen zum offenbaren Nachtheil jener unmöglich zu machen; nicht genug, daß er mit dem König von Preußen, fast wie der bedauernswürdige Marquis Dreux-Breze in der Pairskammer (den 3. Januar 1838) in Paris mit dem Herzog von Orleans umzugehen sich erlaubt; trotzt er noch auf Unabsetzbarkeit im Sinne alt-kanonischer Rechte, ohne zu überlegen, daß diese Rechte im Staate nur existiren, so weit sie mit den positiven Gesetzen des Landes bestehen können. Sonst würde der Staat auseinander fallen oder zum Knecht der Hierarchie, was man eben will, herabsinken. Eine finstere Partei mit geheimen, reichen Finanzquellen im Rücken, hatte der wohlhabende Droste leichtes Spiel, den Staat zu höhnen, daß er den Gehalt aufgeben, sein Amt aber mitten im Staate behalten werde. Auf solchen Trotz konnte die Regierung schonender gar nicht antworten, als durch

Entfernung. Vom Amte entfernt, fühlt sich der Ehrwürdige überdies erhabener, wenn es möglich, als je zuvor und vor allen Märtyrern hat er den doppelten Vorzug, die Krone des Leidens einzig in den Augen der Blinden und das noch auf die wohlfeilste Weise errungen zu haben. Hätte die Regierung die Absicht, die übermäßigen Rechte der hochbegünstigten Geistlichkeit, die nicht bloß aus Weisen besteht, zu schmälern, so hätte der Bischof ihr die beste Lehre, gleichfalls zwar unwissend, doch in der That gegeben: Sie dürfte nur die Pfründen der Geistlichen, die an's Cölibat gebunden und dadurch Allem gesunden Leben im Staatsverbande, wie aller Natur entfremdet sind, auf einige Zeit schmälern. Die Ersparung könnte, nebst anderen Mitteln, einen Fond für die Wittwen künftiger Geistlichen bilden. Bei geschmälerten Pfründen im Großen würde bald die Neigung, das Cölibat in den Kauf mitzunehmen, schwinden, es würde der Mangel an jungen Geistlichen **so** zunehmen, daß die hartnäckigste Macht der Erde, die Hierarchie, auf das Cölibat verzichten, den Regierungen sich befreunden, mit bescheidener Bitte, statt mit Trotz ihnen begegnen müßte. Auf diese Art brauchte man zur Aufhebung des Cölibats kein Frankreich: schon Preußen wäre dazu groß genug und die Kirche würde in Zukunft diese Maaßregel, welche Natur, Bibel und Vernunft fordert, seegnen und lieber sehen, als eine förmliche Emanzipation der Bischöfe. Vorab könnte die Hierarchie durch die Armuth sich trösten, die zum Gelübde des Cölibats sich schickt. Und die Gegner des Bischofs selber würden ihn preißen, wenn **Er** Veranlassung würde zur endlichen Versöhnung der Kirche mit dem Staat und mit der Natur. Die Gemeinden aber, wenn noch so beschränkt an Bildung, würden bei künftig wohlgeordneter Erziehung ihre Pfarr=

Herren bald lieber in den Armen geliebter Gattinnen, als im Schooße wohlgenährter Haushälterinnen sehen. Die Nachkommenschaft dieser Geistlichen, — auf Monogamie beschränkt, würde zwar geringer werden und weniger Rekruten stellen, aber die heilige Armee der Kirche könnte sich legitimer selbst erhalten. Hängt aber die Gemeinde wirklich so innig, als man versichert, an der bisherigen sogenannten Ordnung, wohlan! dann wird sie freudig alle Schmälerungen der Pfründen von selbst ergänzen, das Glück der Ehrwürdigen tausendfach reichlicher machen, als bisher der Staat, der freigebig ganze Schaaren von Dienern besoldet, die über ihren König einen Souverän stellen, welcher, ohne für sie seine Schätze aufzuschließen, gegen die Macht des Landesherren aus gesicherter Ferne die Gemüther aufreizt — in einer Zeit, wo keine Regierung Empörer dulden mag, die mit ihrem Gewissen sich entschuldigen; in einer Eile, die zu verrathen scheint, daß der Heilige, der Herr der Demuth in Rom, durch bekannte Rathgeber angespornt, vor Begierde glühte, das Füllhorn der Zwietracht auszuschütten, um sich entfernt zu halten von jeder edlen und rechtlich nothwendigen Berücksichtigung offizieller Mittheilungen! Er sah voraus, daß ihn letztere hätten bestimmen müssen, die Aufhebung des Bischofs zu billigen. Eilig hielt, eilig sendete er seine Allokution an deutsche Bischöfe, um das letzte Schärflein geistlicher Kraft eher auszugeben, als das Recht des geistigsten Staates zu billigen. Hat ihn die Nachgiebigkeit gegen Belgien, die Schmach ermuthigt, die ein Deutsch-Geborener dem Vaterlande dadurch brachte, daß er sich König nennen läßt von einem undankbaren, unmündigen und kaum halben Volke, welches die Rechte der französischen Nation gegen das hierarchische

Ministerium Polignac's umkehrte, und dasselbe Prinzip aufleben ließ, dessen Umsturz (S. 107) die eigentliche Wohlthat der Juli-Tage in Frankreich war? Würde der freisinnige, von seiner Nation geliebte König von Holland die Ungerechtigkeit, die ihn schlug, erdulden müssen, wenn die Liebe des Friedens nicht die höchste Neigung der Mächte wäre? Mit welchen Opfern wurde der Friede erkauft. Und der Kirchenfürst, vor Allen berufen, Friedefürst zu sein, wagt es, dem Erhalter des Friedens zu trotzen? Preußens König war der einzige, dessen Politik den Ausschlag gab zum Frieden. Auch jetzt opfert er ihm Rechte, die er hätte, Hollands billigen Willen in Luxemburg durchzusetzen. Welch' ein Gegenstück! derselbe Pabst, weil er sich, durch Belgien verleitet, am Nieder-Rhein allverehrt und angebetet wähnt, derselbe, der gegen den wahren Friedefürsten Erbitterung in den Gemüthern der Unterthanen zu wecken sucht, wendet gleichzeitig sich nach Frankreich, und verspricht dort, die Geistlichkeit mit dem König zu versöhnen! Wie beschämt die preußische Politik das kleinliche, weltliche Klügeln der Kurie? Ist es recht, wenn die Geistlichkeit in Frankreich dem Julithron sich versöhnt, warum that der Heilige nicht früher die geeigneten Schritte zu dieser Versöhnung? Jetzt thut er sie, weil er mit Preußen sich entzweit hat. Käme ein Aufruhr zu Stande, dann wird, hofft **er**, Frankreich gerne sehen, wenn Belgien nach Preußen hin sich vergrößere. — Er handelt nach seiner Natur. Seine Hauptstärke will er sich frei halten, den — Rücken! Kaum wurde eine nicht unzweideutige Ruhe in Deutschland errungen, so wirft (ohne Ritterschaft, wenn es nicht die ritterbürtige um Münster, oder die Ritterschaft des berühmten „Sporn“ ist) der römische Friedefürst dem Monarchen des

Friedens den Fehde-Handschuh ins Antlitz, als wäre letzterer so klein, einen Kampf anzunehmen mit dem Machtlosen, dem er durch jeden Diener die Schranken weisen kann. Kein Wunder, wenn ohneachtet der unnachahmlichen Latinität Mancher glaubte, Cervantes habe die Allokution gedichtet, sie sei unächt; kein Wunder, wenn die freisinnige Zensur eines der gesundesten Königreiche Deutschlands vorerst Anstand nahm, eine Uebersetzung drucken zu lassen! Denn kann der Friedefürst im hohen Alter ungestraft so sprechen, da die ähnliche Sprache selbst bei aufgeregten Jünglingen strafbar ist, denen solche Mittel, sich genau zu unterrichten, fehlen? Die geistliche Keckheit hat selbst die Klagen über spanische Geldnoth, über Falschmünzerei in Mittel-Deutschland, über die Wirren in Hannover übertäubt. (S. 116). Sie fiel in die unruhigste Zeit! Glaubt man, weltverlassen im Vatikan, die Regierung habe kein Mittel gegen angestammte Halsstarrigkeit? Große Regierungen sollten mächtige Feinde schärfer strafen, als schwache. Rechnet Rom auf Erbarmen mit seiner Schwäche? Hochgestellte Staatsverbrecher verdienen ärgere Züchtigung, als niedere *)! Kaum haben die Regierungen die Unzufriedenheit durch Beschäftigung mit materiellen Interessen beschwichtigt! Schon droht die Macht dieser Interessen neue Gefahr! Da weckt die Kurie geistigen Zwiespalt, den sie lange vorbereitet, den sie von Belgien aus eingeleitet hat. Es giebt ein Mittel der Bezähmung, vor dem sie schaudern wird: nichts Unthunliches, nichts aus der Luft Gegriffenes, nur erweiterte, zeitgemäß veredelte und geläuterte Wiederaufnahme dessen, was unter Friedrich

*) Potentes potenter punientur, sagte der ehrwürdige Johann von Nassau (st. 1677) in den nachgelassenen Vorschriften an seinen Sohn.

dem Großen von selbst geschah. Fährt Rom im Wahnsinn fort, der Souveränetät des Staates der Intelligenz Trotz zu bieten; wecken später materielle und formelle Interessen und Zerwürfnisse, neue Krisen benachbarter Staaten Flammen der Zwietracht im Schooße Deutschlands; dann mag die Kurie empfinden, daß Gott sie schärfer als je straft. Denn dann giebt es nur noch Ein Ableitungs-Mittel vor äußeren Unruhen, das wohlfeilste, einfachste, unfehlbarste und Niemand hat Ursache, es zu fürchten, außer der Pabst, der es allein hervorgelockt.

Man beachte folgende Thatsachen, in Bezug auf die Natur der Länder und auf die kritische Entwickelung der Zeiten.

1) Die neuen Aufregungen von irgend einer Bedeutung haben (wie in der Schrift: Gregor. Nürnberg 1835 meines Erachtens bewiesen ist) alle ihren Hauptheerd in Ländern, worin die Giftpflanzungen der Hierarchie Wurzel geschlagen und die Atmosphäre gesunden Urtheils verpestet haben. Der Nationalwille strebt solchen Boden umzuackern.

2) Die neuen Aufregungen steigen daher von unten auf, gehen vom Gedanken aus, der an der Umgebung sich bricht. In Deutschland stammen die Wurzeln aller wirklichen Uebel, gegen welche die Unzufriedenheit gerichtet ist, bei weitem weniger aus dem deutschen Reiche, als aus der Hierarchie. (Selbst die Zensur, wenn auch in bestimmten Sphären und bewegten Zeiten, so lange die literarische Sündfluth anhält, kaum vermeidlich, stammt aus dem Pabstthum, wo sie nicht zum Schutze der Staaten, vielmehr gegen die Fortschritte des Gedankens gerichtet war.)

Die deutsche Demagogie hat ihre Geschichte:

a) Erst war sie äußerlich gegen die Aristokratie gerichtet.

b) Dann wendete sie sich zugleich gegen das monarchische Prinzip. Die alte treue Anhänglichkeit der Deutschen an ihre Landesfürsten wankte im Großen fast nur da, wo entweder diese Fürsten oder ihre Rathgeber und Diener von hierarchischen Einflüssen umsponnen waren. Exempla sunt odiosa. (Man sehe die Schrift: der entlarvte Jesuit. Meissen 1831.)

c) Die Demagogie wird, ehe sie in durchgreifende Versöhnung übergeht, von der Hierarchie neu genährt, wenn diese so fortarbeitet, früher oder später eine dritte, die bedenklichste Periode durchmachen. In dieser wird sie sich mehr nach Innen wenden, tiefere, gedachtere Interessen des Lebens berühren, glücklich wenn sie nicht zugleich in äußere Interessen roh sich vertiefte. Und schon zeigen sich manche Symptome einer solchen, leider mehr als möglichen Zukunft, auch außer Deutschland. So z. B. ist nicht zu verkennen, daß sich in Frankreich wichtige Ereignisse vorbereiten. Die Erscheinungen in der Nähe von Cherburg, im Departement des Cher in Saint-Amand, die Umtriebe La Mennais sind nur schwache Vorspiele. Hat die Politik des Widerstandes gegen die Lockung, die Verträge von 1815 zu zerreißen, der Juli-Revolution den monarchischen Charakter erhalten; so würde, **falls** jetzt, wo die Ruhe gesichert, die Finanz geordnet, der Friede verbürgt ist, die Hierarchie in den Staat sich einschmeichelt, Alles wieder in Frage gestellt. Und doch hat aus feiger Neigung mit einer entarteten Geistlichkeit sich zu befreunden, selbst das Journal des Débats, das einst Napoleon's Gefangen-Nehmung des Pabstes vertheidigte, die Entfernung des wortbrüchigen Kölners getadelt! Der Franzose läßt sich die geistliche Ruthe nicht zum zweitenmal auf den Rücken binden, das untergegangene religiöse Leben will er jugendfrisch wieder aufkeimen sehen. Wird ihm dies unmöglich, bekommen die

Pfaffen neuen Einfluß, dann bricht unter dem Nachfolger Ludwig Philipps der Vulkan erneuet aus.

Daran reiht sich 3) die allgemeine Bemerkung, daß, zumal am Nieder-Rhein, fast keine Revolution ohne Geistliche möglich ist. So furchtsam diese auch gewöhnlich sind; sobald sie Massen hinter sich sehen, steigt ihnen der Kamm und hinter ihnen träumt die Menge den Gott zu spüren. Dies wissen nicht blos Regierungen, Aufrührer wissen es auch: man hat es aus der ersten Französischen Umwälzung, neuerdings aus Polen, vor Allem aus Belgien, gelernt, und dieser Nachbarstaat kommt hier vorzüglich in Betracht. Auch hier wähnten einzelne, mit der Geistlichkeit nach der Hand schon fertig zu werden: sie irrten, vermögen so wenig über sie, als der — Vikarius des belgischen Throns. Sie sehen jezt schon zum Theil, wie unmündig die Mehrheit der Belgier ist. Gleich unmündig ist die Mehrzahl der Verehrer des Kölner Ex-Bischofs. Auch dies ist bekannt. Zugleich aber gab die Allokution des Pabstes, ohne es zu ahnen, erneut die beachtenswerthe Lehre, daß Aufregung in religiösen Dingen die Aufmerksamkeit von jeder anderen Unzufriedenheit abzieht. (S. 113.) Diese Lehre wird sie zu bereuen haben. —

Sie arbeitet, gleich manchen anderen, einseitigen Erscheinungen wider Wissen und Willen, nur ganz auf eigene Manier für liberale Interessen. Einige Fehler solcher Art mehr, Wiederholungen von Wirren, wie jene von Hannover, von Koburg rc., unzeitige Todesfälle oder sonstige Krisen in deutschen Nachbarstaaten und der Funke des Unheils kann entglimmen. Diplomaten sind in bedenklichen Zeiten Aerzte. Kluge Aerzte leiten unvermeidliche Krisen naturgemäß. Das giftige Pulver, welches der Pabst erlassen, verlangt Gegengift. Jene anderen Uebel sind kleiner, leichter, eher zu

heben. Die Aerzte brauchen sie blos palliativ zu behandeln, oder mit Salben ꝛc. Das innere Uebel aber, welches die päbstliche Anklage zum Theil schon gewendet hat, will von Innen aus gehoben werden.

Sollte eine Zeit kommen, wo die Unzufriedenheit vollkräftig aufstehen, mit ansteckender Gewalt ihren eigentlichen Heerd — hierarchische Gegenden — verlassen, im Innersten empört, Rücksichten von Furcht und Mäßigung brechen würde, — dann läßt sie in Deutschland nur durch stark innerliche Mittel sich ausheilen. Dann läßt sich die glühende Sucht sinnlicher Zerstörung, die Sucht der Verwirrung aller Rechtsbegriffe nur dadurch ablenken, daß man der Nation an's Herz greift, ihre theuersten Angelegenheiten, die höchsten Fragen offen und laut in Zweifel setzen, Fragen über Unsterblichkeit und ähnliche, bei welchen oft dem Besonnensten das Herz zittert, überall und mit aller Energie aufwerfen läßt, und **diese Krisis** so lange fördert, bis der Kampf um solche Interessen alles äußere Kampfgeschrei übertäubt. Ohne auch nur die Zensur-Anstalten zu gefährden, würde es der Regierung leicht werden, die kraftvollsten Stimmen der Nationen mit glühendster Begeisterung zum Schutz der Thron-Rechte gegen finstere Barbarei zu sammeln. Die glänzendsten Talente würden sich nicht scheuen, in den Kampf gegen den allgemeinen Feind der Bildung vorzutreten. Ohne Blutvergießen, ohne wesentliche Störung der Ordnung würden die Regierungen einen Sieg feiern, größer, als jenen gegen Napoleon. — Der Aufruf politischer Kräfte ist gefährlich; nie in gebildeten Staaten der Aufruf reiner Intelligenz. Eine literarische Krisis wäre noch überdies geeignet, schneller, als sonst zu hoffen, schlechter Vielschreiberei durch Erschöpfung jeder gemeinen Kraft den Stab zu brechen und bei tief greifender

Belebung sind nur wahrhaft religiöse, nicht jene nutzlosen theologischen Streitigkeiten zu besorgen, deren Kleinseeligkeit keinem Theile Seegen bringt.

Da nämlich wahre Grundsätze nie widerlegt werden können, zeitgemäße Widerlegung falscher Grundsätze aber gesunden Staaten nur willkommen, und wenn Alles sturmbewegt ist, selbst, wo sie heftig wird, wünschenswerth sein kann, wer anders hat dann diese Krisis zu fürchten, als die Kurie? Sie würde sich gezwungen sehen, einen Pabst zu wünschen, der von oben herein die Kirche reformirte, was Tand ist, je nach der Natur der Nationen fallen ließe: einen umgekehrten Gregor VII, kurz, wenn sie ihn zu finden nicht verzweifelt, einen Pabst, der auf der Höhe der Weltgeschichte stünde. In Deutschland ist am wenigsten zu besorgen: die Reformation hat dem Vaterlande die Revolution erspart. Die Kurie aber ist bis dahin machtlos im Guten, mächtig allein im Uebel. Immer entschiedener werden sich die nordischen Regierungen mit der Intelligenz verbinden, und **leicht** könnte noch auf friedlichem Wege einst ein entschossener Monarch die langweilenden Neckereien der Kurie durch ernstliche Weckung religiöser Fragen in empfindlichster Weise vergüten. Und je später, je leichter giebt sich dies unaufhaltsam von selbst. Von selbst gewinnt der nationale Geist jene höhere Richtung, in welcher der religiöse Geist in dem Maaße sich erfrischt, in welchem diejenigen Verhältnisse, die man nur im äußerlichsten Sinne kirchliche nennen kann, eine untergeordnete Stellung erhalten.

Zugleich nimmt der Verkehr der Welt zu: Auf Dampfschiffen rückt Indien, auf Eisenbahnen Italien, das ganze Mittelmeer durch Politik, ja durch Welthandel selbst —

China immer näher in dem Kreislauf der Geschichte. Verkehr bringt Verstand und in die Speichen der Weltgeschichte greift ungestraft keine sterbliche Hand! —

Alles bildet sich fort, selbst die Türkei: Bleibt einzig die Kurie veraltet? Erinnert sie sich, wie einst Sixtus V, zum Hirten prädestinirt, die Schweine mit Schaafen vertauschte? Kann, so lange die Hierarchie bestehen wird, niemals wieder ein noch klügerer Kardinal aufstehen, als dieser war, ein Mann, der noch energischer, seiner Zeit, die ohnedies reifer, noch mehr gewachsen, den Schleier der Sache fallen ließe, wie jener den Schleier der Person? Zeigen sich nicht, wie Kapp in seinem „Italien. Berlin bei Reimer 1837“ bemerkt, vielseitige Spuren, daß das Mittelmeer neue Bedeutung gewinnen, daß auch dann Italien entweder ein glänzendes Reich, oder ein ganz dienendes werden wird? Oeffnet nicht selbst das System von Eisenbahnen, die fortwirkende Magie geistigen Verkehrs durch den merkantilischen ganz andere Aussichten in die Zukunft, als die feudale Propaganda unserer in Wahrheit unhistorischen, mittelalterlich nur historisirenden Schulen? Fallen unter solchen, so kolossalen Wendungen der Dinge die engen Binnen-Grenzen Italien's nicht zusammen? hofft in solcher, ganz einfach hervorwachsender Einheit die Kurie auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren, wohl gar neue Allein-Herrschaft erringen zu können? Weltliche Macht hat ein solches Princip — dann keine mehr: eine Macht, die schon jetzt in klug gewordener Nähe (S. 1) nur durch deutsche Hand sich hält! Schon im westlichen Europa suchen die Throne auf ein neues Princip sich zu gründen! und die Hierarchie, deren Druck ihre Kraft dazu lähmte, hat sie zur Fäulniß getrieben. Will sie zugleich in Deutschland solche Aufreizungen, im Irrwahn

durch diese unter der Hand wieder zu gewinnen, was sie zu Worms verloren hat? Gerade dadurch würde sie die Throne, die ihr noch huldigen, in der Zeiten Folge zwingen, sich gleichfalls auf das reformirende Prinzip, wenn auch in veränderter Form, zu gründen, um das revoltirende zu besiegen! Denn so viel hat Allen, welche Augen haben, die Geschichte gelehrt: Kaiser Joseph hat diese Wahrheit, daß der Jesuitismus die ärgsten Revolutionen nährt, Kaiser Alexander fast dieselbe vom Throne herab ausgesprochen — und wenn irgend, so sind in dieser Erklärung die Monarchen „infallibler“, als alle Päbste!

Will daher die Kurie einiges Ansehen in Zukunft wieder gewinnen, so bleibt ihr nur Ein Weg: Sie scheide sich von der Gesellschaft Jesu und gehe auf Jesus selbst, auf ihr Prinzip zurück! Ohne Wiedergeburt ihres Prinzips kann sie unter tausend Klagen ein altersschwaches Scheinleben fortschleppend fristen, — aufleben aber nimmermehr. Sie hat den großen Beruf einer Universal-Herrschaft im Auge. In diesem Berufe war sie allmächtig; vor ihrem Bannstrahl zitterten Völker und Fürsten; aber nur so lange der Geist in **ihr** lebte. Seit die Intelligenz nach Norden getreten, mußte der Süden die Kniee beugen, die Kurie den Donnerkeil niederlegen. Nie kann ihn die verweichlichte Hand wieder aufgreifen. Aus der Vermessenheit, in die sie gefallen, kann sie nur sich retten, wenn sie ihre Armuth an Geist sich gestehet, neuen Durst, jenen heißen Drang nach Wahrheit wieder empfindet, ihre weltliche Herrschsucht in Sucht nach geistiger Labung verwandelt. Selbstdemüthigung, völlige Zerknirschung, Furcht des Herrn, Scheu vor seinen Worten, und dadurch furchtlose Liebe — dies ist die Arznei, die ihr die Weltgeschichte eingiebt und

die sie, wie ein Kind die bittere Mixtur, mit kläglicher Miene von sich stößt!

Die letzten Dinge, eine Allokution der Versöhnung an den heiligen Vater.

Man sieht, ich meine es gut, herzensgut und besser mit dem Pabst, als alle Päbste. Vielleicht habe ich die Vorurtheile der Vergangenheit doch nicht ganz überwunden, vielleicht neckt mich noch meine geistliche Einsamkeit, wie der alte Morpheus. Mit schwachen Worten — stärkere habe ich gestrichen! — berühre ich ihre himmel-schreienden Vergehen. Bin ich unverbesserlich? ich gebe der römischen Macht guten Rath!

Lege die Weltkarte, auf der Du einst den Streit zwischen Portugal und Spanien mit einer Linie durch unbekannte Länder geschlichtet, lege zur Vergleichung eine neue Weltkarte vor Dich hin, Heiliger Vater: Siehe: Rußland, wo Du wenig zu befehlen hast, besitzt fast den siebenten Theil des festen Landes. Jetzt durch politische Besonnenheit in tiefer Ruhe nach Außen, wird es einst seine Macht noch weiter geltend machen: es geht nicht zurück und vor Dir wird es so wenig, als Preußen, Skandinavien, England, Nordamerika &c. weichen. Es giebt noch andere große Länder, z. B. China, die auch von Menschen bewohnt sind, welche nicht alle in die Hölle wollen. Doch sei dem, wie Du es nehmen magst, Universal-Gott bist Du nicht, und falls etwa, was noch zu bezweifeln, unter den Christen Deiner unterthänigen Schafe mehr sind, als derer, die von Deinem Dasein blose Notiz nehmen, so bist Du doch, seit Du die Reformatoren von Dir gestoßen, keineswegs mehr Oberhaupt der ganzen Christenheit. Stelle Dir vor: kann Ein Reich den siebenten Theil des Festlandes — kann

es auch mehr noch umfassen, so sind — bei erweitertem Verkehr auch andere eben so große d e n k b a r. — Es wäre also n i c h t u n m ö g l i c h, daß die ganze Erde blos sieben Reiche, vielleicht noch weniger nöthig hätte. So wenige könnten sich aber leicht unter Einem Haupte wohl fühlen. Dies wäre d e r e i n z i g e N a c h w e i s d e r M ö g l i c h k e i t e i n e r U n i v e r s a l - M o n a r c h i e. (S. 106.) Besinne Dich weiter! Was sind die Völker der Erde anders, als zerstreute Glieder der Einen Gattung? Diese ist älter, als alle Völker. Die Scheidung der Völker war zwar Fortschritt zur Geschichte, doch eine Zertheilung früher ungetheilteren Lebens. Das Christenthum hebt diese Scheidung wieder auf (Christus i s t ehe, denn Abraham war), läßt aber zugleich jeder Nation, jedem Einzelnen die Kräfte und Rechte eigenthümlichen Lebens. Geläutert in s e i n e r Einheit und durch sie, gedeiht Alles zur Wahrheit. Soll einst die Weltgeschichte ein Ziel erreichen, so muß ihr E n d e Wiedergeburt ihres A n f a n g s sein, mithin die ganze Kraft ihrer E n t w i c k l u n g versöhnt in sich tragen. Christus verhieß seine Wiederkehr? Wie das zu verstehen? Gieb durch die T h a t Antwort auf diese Frage: **ihn** laß' wiederkehren zur Rechten der Kraft! d. h. des Staates? ihn, der jede weltliche Eigenmacht verschmähte, der irdischen Verführung, dem Bösen in der Wüste widerstand. Dies sei deine Aufgabe! In ihrer Lösung wirst Du auch begreifen, was B a c o sagte: „W o s i c h d i e g e i s t l i c h e M a c h t m i t i h r e n s o g e n a n n t e n D i e n e r n d e s F r i e d e n s i n R e g i e r u n g s - A n g e l e g e n h e i t e n m i s c h e n d a r f, s e t z t d e r U n f r i e d e s e i n e n F u ß i n d a s S t a a t s - G e b ä u d e." Das aber weißt Du schon lange. Gute Nacht!

Die Weltgeschichte als Lustspiel.

Der Kölner Vorfall ist politisch bei weitem wichtiger als kirchlich, wie in lokalem Sinne (S. 75), so in welthistorischem. Erhält sich nämlich, wie die Alten lehrten, ein Staat nur, wodurch er entstanden; so können die nordischen Staaten **nur** durch die Freiheit des Geistes, worauf sie gegründet sind, sich bewahren. Mit seinen Göttern stürzte Griechenland, mit seinen Göttern — das alte Rom. Durch Verstocktheit fiel Jerusalem, durch Hartnäckigkeit das neue Rom. Beide hatten ihren Gott, den Glauben verloren, weil sie engherzig an's Aeußere sich hielten (S. 78). Als Rom zuerst seine inneren Leiden empfand, suchte es Heilung — von Außen. Aeußere Macht schlug ihm, schien es, die erste Wunde. Der Islam raubte ihm Morgenland; Photius das östliche, die innere Reform das nördliche Europa. Auf dieser Reform, die Alles anerkennt, was innerhalb seiner Sphäre sich selber bewährt, ruht die Kraft des letzteren. (S. 89. 106.) Diese Kraft ist selbstständige, souverän-besonnene Entwickelung. Verleugnet es diese, läßt es nachläßig sich bethören, dann hat es, wie Bischof Eylert sich ausdrückt, „mit seiner Vorzeit gebrochen, und keine Nachwelt zu erwarten", beuge es, lieber gleich, die Kniee vor dem neuen Gregor; dann ist der Ausgang ein modernes Gottes-Urtheil und die erhabenste Weltgeschichte, die nordische, — reine Komödie: ihre kräftigsten, höchsten Gestalten maskirte Lustspieler. Einstweilen spielt die Geschichte für Rom eine Tragödie, vielmehr eine Trago-Komödie. Hinter den Coulissen singt ein Eunuch das alte Lied:

Alle Kämpfe, wo geschlagen,
Bringen Rom nur neuen Sieg!

Auf der Bühne selbst aber, die ein Kirchhof, erscheint,

in der Verwirrung aller Zeiten, Pyrrhus im Namen des Alten und ruft zu Muhammed, zu Photius und Luther:

Noch Ein solcher schöner Sieg
Und es ist um mich geschehen!
Schon im kleinen Juli-Krieg
Hab' ich bitter mich versehen!
Daß ich — Irland mir erkiese,
Mich auf O'Connell verließe!
Daß der Spanier, Portugiese,
Nur nicht gänzlich sich verschließe!
Ja — im Jenseits selber schon
Wanket mir der goldne Thron.
Denn des Himmels ew'ger Sohn
Straft mich, zum gerechten Lohn,
Selber — in Amerika. —
Keine Freude blüht mir da!
Im Orient, in Afrika
Leid' ich längst am Podagra,
Und im kalten Norden gar
Zähne-Pein schon manches Jahr.
Traun! zur allergrößten Plage
Nahm der Heiland, mir am Tage
Ohne Anstand, ohne Frage,
Mir, in solcher Jammer-Lage,
In dem Schooß des eignen Reiches, —
Ach! wo find ich noch ein Gleiches! —
Jegliches Vertrauen weg!
Wo nur find' sichern Steg?
Selber hat er sich entzogen,
Ist nach Deutschland hingeflogen,
Was denn ließ er mir zurück?
Nur die Erben der Gesellschaft
Dir, im Leben, ewig standhaft
Freundlich er um sich geduldet!
Denn ich hab' es selbst verschuldet.
Von der Krippe jene Thiere,
Kaum zu nennen, alle Viere
Strecken sie mir keck entgegen;

Jene Zöllner, wie verwegen,
Jene Sünder, nie verlegen,
Und vom Kreuz der arge Schächer
Reichen mir im Wermuth = Becher
Alle ihre Quint = Essenzen,
Denn um mich herum scharwänzen
Jesuiten, hier als Rinder,
Arger Thorheiten Verkünder,
Dort als schlaue, feine Sünder,
Die mir, wider eignes Wollen,
Selbst dem großen König schmollen,
Die verführt den guten Kölner,
Die als falscher Seelen Zöllner,
Aller Höllen = Wirthschaft Kellner,
Ueberall als feile Schächer,
Meines Hochmuths stolze Rächer,
Herrschen kalt mit ernster, frecher
Stirne, über mich, den Armen,
Sonder Schaam und ohn' Erbarmen. —

Vorstehende Worte eines Freundes der Kirche sind Bruchstücke eines tragi = komischen Gedichtes, das nur für Freunde bestimmt ist, weil die Zeit, selbst in Knittel=Versen keine aristophanische Sprache, kaum Satiren duldet, die doch unter den grausamsten römischen Imperatoren ertragen wurden. Das Stück spielt theils auf einem Kirchhof, theils im Fegfeuer, in der Hölle, zuletzt im Himmel. Haupt = Personen sind besonders Gregor VII. (st. 1086) und Paschalis II. (st. 1118). In beiden konzentrirt sich die ernstere tragische Seite der Dichtung. Beide sind ohngefähr so gefaßt, wie sie Ellendorf in seinem „Heiligen Bernhard von Clairveaux. Essen 1837" dargestellt: Gregor VII., als der ächte Großmeister, der jedoch die Uebel, welche in der Kirche lagen, mehr außer, als in derselben bekämpfte. Paschalis II. als fast der Einzige, der auf dem heiligen Stuhl Einen Grund des Unheils

begriffen hat. — Der Hauptwendepunkt der Dichtung ist die Krisis im Streben, die Kirche, welche **fürstlich** bleiben wollte, **apostolisch** zu machen. Jenes Streben war, — als das sinnliche, das stärkere. Paschalis II. Versuche trugen nicht die gehofften Früchte. Bernhard von Clairveaux ist in dieser Dichtung Repräsentant der Behauptung, daß die monarchische, absolute Gewalt der Päbste die reichhaltigste Quelle ihres Verderbens war; Savanarola, dessen Edelsinn die Kardinals-Würde ausschlug, — der Verkünder, daß der Kirche alle irdischen Verluste nur Vortheil bringen können, da sie zur Reinigung derselben beitragen, während das geschickteste, blos äußerliche Ueberwachen des Verlustes nur neuen Verlust bereitet. Gleich diesen Ansichten ist der westphälische Friede — die gewagteste Allegorie, — personifizirt. Indem er die Hierarchie zertrümmern hilft, befreit er die Kirche von der unbedingten Herrschaft ihrer Kurie. (S. 94.) Durchschüttert in ihrer tiefsten Grundlage erleidet sie im 30jährigen Krieg ihre Höllenfahrt. Bald fühlt sie das Bedürfniß innerer Läuterung, sie geräth aus der Hölle ins Fegfeuer. Die neuere Geschichte hilft ihr, sich von der Last weltlicher Macht, von irdischen Schätzen zu reinigen, den Müssigang zahlloser Korporationen zu brechen, ihrem apostolischen, d. i. evangelischen Berufe näher zu treten, ein Reich des Geistes — Reich Gottes — statt Weltreich zu werden. Ihre Krisis in diesem Fegfeuer bildet die Angst, die sie fühlt, indem sie das Weltliche verlassen, in den Himmel treten, Reich der Liebe werden sollte. Im Himmel endlich freut sie sich eingeständlich ihrer Leiden, erkennt, daß in der Liebe keine Furcht ist, und daß im Leben nichts anderes geschieht, als der Wille Gottes, der Vorsehung, die sie vom Durste nach weltlicher Macht und

Lust reinigt. Ihre Angst war Verräther des Bösen, ihrer Weltlichkeit; die Liebe allein Zeuge des Guten, ja das Gute selbst, ihr Himmel.

So viel mag von diesem Drama für das Publikum bestimmt sein: eine populäre Geschichte des Weltlaufs und der inneren Gestaltung der Kirche:

Der Poet ist der Wirth, und der letzte Aktus die Zeche.
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.
Schiller.

Die gedeckte Tafel der Unterwelt.

Wir beschäftigen uns nun mit dem politischen und doktrinären Katechismus, mit dem Handels- und Glaubens-Grunde der Partei, deren Insinuationen den Ex-Bischof geleitet haben, wodurch wir ihm gefällig zum Bewußtsein bringen, in wessen Händen er sich befand, und von welchen er gerettet wurde, wenn Rettung seiner Seele im Leben noch möglich ist. Wir laden ihn feierlich dadurch ein, mit uns in der Unterwelt, in der utopischen, zu speisen, denn nur in der Unterwelt kann mit seiner Partei, die aus lebenden Leichen besteht, gesprochen werden und in die Unterwelt versetzte ihn ja selbst der geliebte belgische Klerus, dessen Lügen-Zunge von der Kanzel herab verkündete, Märtyrer Droste liege in Ketten tief unter der Erde. —

Es ist anerkannte Thatsache, daß unsere katholische Kirche seit der Reformation und durch sie, bei aller Unveränderlichkeit, wesentliche Fortschritte gemacht hat und heute von inneren Grundsätzen bewegt wird, die ungleich bedeutungsvoller sind, als die kleinlichen Kämpfe, welche die protestantischen Theologen in Athem halten. Denn seit dem Tode der Reformatoren haben nur Wenige unter

jenen groß im Leben sich bewährt, die Meisten so schwächlich, so geist- und kraft-verlassen sich betragen, daß die wenigen erhabenen Gestalten unter ihnen bei Weitem nicht diejenige Anerkennung fanden, die sie verdienten, daher auf die stumpfe Mitwelt nicht mehr so wirken konnten, wie es der Fall gewesen wäre, hätten ihre Vorgänger und Zeitgenossen ihrer sich würdiger bewährt. Während daher ganze Schaaren protestantischer Theologen, in ärmlichen Gegensätzen krankhafter Vernünftelei und Muckerei, thatlos, unfühlend, was sie sagen, mit Schreibfedern und Intriguen sich abquälen, wo es öffentlich einer Frage der Wahrheit gilt, um eigene Beförderung bange, schweigen, herrschen in der katholischen Kirche Fragen über Emanzipation der Bischöfe, über Aufhebung des Zölibats, Lebensfragen der Zeit, die allmählig anfängt, das große Wort des deutschen Kaisers zu begreifen, welcher gesagt hat: Meine Unterthanen sollen einsehen, daß sie katholisch sein können, ohne römisch zu sein. —

Hatten dennoch vor wenig Decennien fast nur Protestanten wissenschaftliche Wirkung, so findet man heute unter den ausgezeichnetsten Gelehrten viele geborne Katholiken. Ein Theil des Niederrheins sah freilich nicht außerordentlich Viele doch einige selber unter den Theologen, und wenn gleich Hermes gar orthodox sich beschränkte, so hat er doch gesunder als Görres, und edleren Sinnes treuer gelebt und weiter gedacht, als Andere. Aber größerer Erscheinungen ungewohnt, betrachtete man schon diesen Geistlichen in Münster wie eine Art Wunder. Scheu und unerfahren hat man ihm schon verübelt, daß er kantische Bildung mit katholischer Haltung zu vereinen strebte. Man merkt darin die Finsterniß, die ungeheure, die jene Gegend deckt, die noch weit hinter dem kantischen Jahrhundert

zurück ist, während gebildetere Regionen diese Epoche hinter sich haben. Man fühlt die Angst und Bangigkeit, das böse Gewissen, welches fürchtet, seine ganze Heiligkeit, Macht und Weisheit, „das unerschütterliche“ Reich seines „Gottes“ — welch' ein Nest sinnloser Widersprüche! — werde „untergehen“, wenn einige, kaum bekannte Priester das Faktum, daß Kant gelebt und gedacht hat, faktisch anerkennen. Die alten Juden sagten zu den Heiden: „unser Gott ist stärker als Eure Götter, darum schlagen wir Euch!“ Sie hatten recht. Wie krank müssen aber **die** sich fühlen, die ihren einzigen **Gott** für **so** schwach halten, daß ein Hauch des flüchtigen Zeitgeistes seine ganze Macht umwehen, seine Heiligkeit beflecken könnte!! Diese Gewissens-Angst ist, so weit und lange ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte, da ich sie lange selber theilte, in allen Lebens-Verhältnissen die hypochondrische Grille und Geistes-Krankheit, das quaalvolle, in Starrsucht umschlagende Herzklopfen der Vertheidiger und Verehrer des Kölner Erzbischofs. Denn seine Partei kennt weder die großen, reichen Quellen, die im tiefsten Schooße der katholischen Kirche, im Herzen der Christenheit aufbrechen, jene mächtigen Lebensfragen ihrer Entwickelung, noch hat sie Antheil an den stilleren Fortschritten und unmerklichen Läuterungen dieser Kirche. Sie kennt im Innern nur Stillstand, — den schlimmsten Rückschritt. Nach Außen versteht sie nur, durch bewußtlose oder bewußte Konspiration um sich zu greifen, blind genug, zu meinen, durch ihr Werben den Protestantismus, dem die Kirche so Vieles dankt, gleißnerisch wirkend aus der Welt zu schaffen. Eine Priesterschaft aber, die nach weltlicher Macht lüstern, in buhlerischer Konskription, d. h.

in Proselyten-Macherei (S. 90) ihren Ruhmsucht, trägt heidnisches Gepräge und feindet den Staat an, dessen Macht sie beneidet, bis Alles ihrer Herrschsucht und Starrsucht fröhnt. Unfähig, milde regiert werden zu können, will diese Barbarei — selber regieren! im 19. Jahrhundert! in Preußen! — —

a) Die Aktie und die Tafelmusik.

Bis die Gäste und Gastgeber, die zur gedeckten unterirdischen Tafel des Kebes von Münster sich drängen, alle versammelt sein werden, eröffne ich einem verehrlichen Publikum die Gelegenheit, sich als Aktionär zu unterschreiben für eine ungeheure Irren-Heil-Anstalt, die ich im Münsterlande zu gründen denke, um nach aufgehobener Tafel alle von Galle trunkenen Gäste sogleich auf die zweckmäßigste Weise unterzubringen. Denn das Wort des alten Propheten „Trink' aus, der Herr ist dein Schenke“ ist das Thema der Tafel-Musik und nach der neuesten Berechnung sind, Amerika gar nicht mit angeschlagen, die Gäste aus Europa allein so zahlreich, daß wenn jeder alljährlich auch nur Einen falschen Koburg-Belgier mehr zahlt, als er verzehrt, jede Aktie wenigstens siebenundsiebenzig Prozent abwerfen wird, wobei das Kapital, wie in jeder Spekulation, die — auf unendliche Dummheit abgesehen ist, auf viele Jahrhunderte hinaus gesichert bleibt, sollten noch so drohende Ereignisse eintreten.

b) Das Tisch-Gebet.

Ein Brief Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen.

In den gebildeten Gegenden der norddeutschen Rheinländer (d. h. überall außerhalb der Atmosphäre der h. Familie von Münster) stehen die verschiedenen Konfessionen keineswegs

feindlich gegen einander. Der Friede, in dem sie leben, ist mehr, als blose Duldung. Eben diese Thatsache empörte die Ultramontanen. Sie können Heiden, Muhammedaner, auch Juden dulden; die Evangelischen aber hassen sie, wie die Rohheit jede Bildung haßt. Sie hassen Christus, ohne es zu wissen: sie hassen die Reinheit seiner Lehre. Aus diesem Grunde spielten sie die Kölner Frage aus dem Gebiete der Disziplin in das der Lehre und des Lebens. Die Frage ist staatsrechtlicher und politischer Natur, so klar entschieden, daß sie, wie schon in der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung 1838. Nr. 22. flg. dargelegt ist, selbst vom Gesichtspunkt desjenigen Konkordates betrachtet, welches der Kirche die weitesten Vor-Rechte einräumt, d. h. vom Standpunkt des baierischen Konkordates schnurstraks zum Nachtheil des Erzbischofs ausfällt. Das könnte selbst die Organe der heiligen Familie verstummen machen! Da aber diese Thatsachen und Rechtsgründe zu verdrehen gewohnt, **ihre** Lehre, die in Wahrheit unkatholisch und als Doktrin des Hasses vom Grund aus unchristlich ist, von der Disziplin der Kirche und vom öffentlichen Leben theils wegen der Verwirrung aller Begriffe, die aus Mangel an Erziehung hervorgeht, theils aus bösartiger Absicht nicht unterscheiden können; so **zwingen** sie mich, die Sache nicht blos auf dem rechtlichen und politischen Gebiete, sondern zugleich aus dem Gesichtspunkte ihrer Lehren zu betrachten, was mir nach zeitraubender Aufmerksamkeit auf ihr Leben und Treiben (S. 81) gelungen ist. Mit Widerstreben gehe ich an diese Darstellung, deren Arbeit mir selber gehässig ist. Ich wiederhole daher meine Erklärung, daß die Kölner Angelegenheit die Lehre

ursprünglich gar nicht trifft, daß die Partei, die sie auf diese bezog, die Verantwortung der Folgen hat, die sie rückwirkend darauf äußern wird. Wenn es der Fluch der bösen That ist, daß sie „fortzeugend Böses muß gebären“, so ist es der Seegen der Wahrheit, daß sie fortwirkend selber das Böse, weltbezwingend, in Gutes umschafft. Und, wenn von zahllosen Rücksichten gefesselt, protestantische Theologen schweigen, wenn sie evangelisch weniger sind, als heißen; so will der Fremde die Stimme erheben, ohne kleinlich zu fragen: „darf ich, soll ich, verliere ich nichts, erzürne ich keinen Rezensenten, keinen Gönner, keinen Ober=Kirchenrath, wer steht mir bei, was wird's werden? wird man nicht die Versetzung, Zulage, Beförderung, die neuen Titel, Orden rc., worauf ich hoffen darf, verweigern? was werden meine Kollegen sagen? werden sich nicht manche gute Freunde, — der, jener, — ich sehe sie schon! — von mir zurückziehen?“ In die Hölle mit diesen Rücksichten, die alles Edle hemmen und die Eigenliebe füttern! Existirte nicht dies Geschlecht, so könnten auch die Münstermänner nicht existiren. Beide, ohne sich zu berühren, leben als ergänzende Extreme doch nur von derselben Abgeschmacktheit! Fast stelle ich die Münstermänner noch höher; sie bringen wenigstens ihre Unlauterkeit, wenn gleich wider Willen, zu Tage! Sie sind doch, während jene zu sein nur scheinen! Sie handeln!

Bevor ich also meinen Gästen aus dem unermeßlichen Münsterland, guten alten Verwandten aus Adams Zeiten, den Tafelzettel ihrer Lehren und Gesinnungen vorlege, theile ich ihnen zum Gebete vor der Tafel ein Schreiben voll Liebe und Milde mit: Worte, die den Undank im Innersten beschämen

und den König als Friedefürsten erkennen lassen, während sein Bischof Zwietracht säete.

Se. Königliche Hoheit, der Kronprinz von Preußen erließ nämlich an einen braven katholischen Geistlichen der Rheinprovinz ein Schreiben, welches die großartigen und friedereichen Gesinnungen der Erben Friedrichs des Großen enthält und von welchem ich aus glaubwürdiger Hand nachstehende Abschrift, die seither in öffentlichen Blättern erschienen ist, mittheilen kann:

„Mein lieber Herr Pfarrer! Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihr Schreiben vom 16. dieses, indem ich darin die gute Absicht erkenne, und werden Sie Ihre Pflicht und ein gutes Werk thun, wenn Sie redlich fortfahren, die, wie Sie mir sagen, aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Zu allen Zeiten hat sich ächtes Christenthum nur auf solche Weise bewährt. Glauben Sie mir, daß des Königs, sowie mein Herz bei dem gethanen Schritte blutet; ich begreife daher Ihren und den Schmerz aller wackeren Rheinländer vollkommen, welche die Gründe dazu nicht kennen. Es mußte aber geschehen, um größerem Unheile vorzubeugen. Von einem Gewissenszwange der katholischen Bevölkerung handelt es sich auch nicht im Mindesten, weder in der Lehre, worüber die Kirche wacht, und die sie ordnet, noch im Leben, worin das Landesgesetz Jeden in seiner Freiheit schützt. Denn abgesehen davon, daß ja Niemand zu einer gemischten Ehe gezwungen wird; so ist auch die Gewissensfreiheit des Ehepaars, rücksichtlich der Konfession der Kinder vollkommen gesichert. Aber da wird lieber Besorgniß und Aufregung früher gehegt, als daß man sich die Mühe gäbe, den deutlichen Buchstaben des alten Landesgesetzes zu lesen und zu verstehen. Bei dem höchst traurigen Ereigniß in Köln

handelt es sich ganz besonders nur von der Erfüllung eines gegebenen Wortes. Was sollte wohl aus der göttlichen Ordnung auf Erden werden, wenn ein solches ohne Ahndung gedeutet und unerfüllt bleiben dürfte? Nur aus einer höheren zarten Rücksicht sind die Aktenstücke über diese Angelegenheit noch nicht öffentlich bekannt gemacht worden. Bald wird diese vielleicht schwinden. Gedulden Sie sich als ein guter und bewährter Christ. Berlin den 24. Dez. 1837.“

c) Der Speise-Zettel.

Eine Rede Napoleons.

Nach dem alten Spruche: die Noth lehrt beten: lehrte Napoleon der heiligen Familie bitten. Im Jahre 1810 sprach er zu dem apostolischen Vikar und zu dem katholischen Klerus zu Breda:

„Welche Religion lehrt ihr? Wißt ihr nicht, daß Christus gesagt hat, sein Reich sei nicht von dieser Welt und ihr anderen wollt euch in meine Reichsgeschäfte mischen? Warum haben Luther und Kalvin sich von der Kirche getrennt? Euer schändliches Treiben hat sie empört und die deutschen Fürsten wollten euer — Joch nicht mehr tragen. Die Engländer hatten Recht, sich von euch loszusagen; die Päbste haben durch ihre Hierarchie Europa in Feuer und Flammen gesetzt. Ihr möchtet gerne wieder Blutgerüste und Scheiterhaufen errichten, aber ich will dafür sorgen, daß daraus nichts wird. Seid ihr von der Religion Gregors VII, Bonifazius VIII, Benedikts XIV, Klemens XII? Ich bins nicht; ich bin von der Religion Jesus Christus, der gesagt hat: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und demselben Evangelium gemäß, gebe ich auch Gott, was Gottes ist. Ich bin

keinem Pabste, nur Gott und Jesus Christus Rechenschaft von meiner Regierung schuldig; meint ihr, daß ich dazu gemacht sei, dem Pabste den Pantoffel zu küssen? Wenn es von euch abhienge, ihr würdet mir die Haare abschneiden, die Glatze scheeren, mich, wie Ludwig den Frommen, in ein Kloster stecken, oder nach Afrika verbannen. — Beweiset mir aus dem Evangelium, daß Jesus Christus den Pabst zu seinem Stellvertreter, zum Nachfolger des heiligen Petrus geordnet habe, und daß er das Recht besitze, einen Monarchen in den Bann zu thun! Ist euch an meinem Schutz gelegen, so predigt das Evangelium so, wie es die Apostel gepredigt haben. Ich will euch beschützen, wenn ihr gute Bürger seid; wo nicht, so verbanne ich euch aus meinem Reiche und zerstreue euch, wie die Juden, in alle Welt."

So handelte Napoleon und nun kommen Stimmen aus Paderborn und Münster, die zum Frieden berufen sind, lehnen sich gegen den König auf, der sie mit Milde überschüttet, sprechen grundloser und rechtloser, als die rohesten Empörer, von Anmaßungen der königlichen Gewalt und wagen, an Napoleon zu erinnern, der kraft Eines Winkes mit ihnen hätte verfahren können, wie Apotheker mit spanischen Fliegen, — der nach dem früheren Urtheil eines berühmten Münchner Weltweisen hauptsächlich darin gefehlt haben soll, daß er Frankreich, wie Las Cases die Sache vorstellt, nicht protestantisch gemacht (S. 88), wodurch sein Verhältniß zu England weit vortheilhafter sich gestaltet hätte. Was will, wenn jene Nachricht gegründet, das bischöfliche Gewissen von Paderborn? Warum erwacht es — erst jetzt? Hat es Grund zur Opposition, so war es vorher schlecht, da es so lange geschwiegen! Hat es keinen und opponirt doch,

so ist es doppelt schlecht. Dann war seine frühere Treue nur Heuchelei, wie im ersten Fall, und sein jetziges Auflehnen schaamlose, einer feindlichen Fremdmacht dienstwillige Benutzung anscheinender Verlegenheit und gefahrloser Gelegenheit zum Bösen. Es war daher der Bischof entweder vorher, da er schwieg, oder er ist jetzt, da er sich wehe macht, oder in beiden Fällen seiner Würde nicht werth! Fort mit ihm, ohne Umstände! Denn ein Bischof, der heute so, morgen so denkt und handelt, cedere possit! Anders handelt freilich — möchte seine Milde gegen das verlorne Geschlecht keine gefährlichen Früchte tragen! — Preußen, der langmüthige Staat, wie im Roßbacher Schlachtlied:

— — Der Menschenfreund,
Der große Friederich,
Demüthigt seinen stolzen Feind,
Und dann erbarmt er sich!

Wird die päbstliche Kavallerie, wie unter Julius II., nach den Alpen sich sehnen? Einstweilen macht sie Raketen aus papiernen Rechts- und Klage-Schriften ohne Rechts-Titel! Sie sinnt auf Zerstörung des Friedens, den im Norden die Gegenwart mit der Vergangenheit geschlossen, der die Kraft der Nachwelt sichert, indem er die Kraft der Vorzeit neu in sich wieder erzeugt; — auf Zerstörung jenes inneren Lebens-Bandes, der vaterländischen Gemeinschaft, die nach allen Richtungen nur dadurch Großes wirkt, daß Alle frei von Einem Ziele ausgehen, nach Einem Ziele streben, daß vom ersten bis zum letzten Alle Glieder des Staates, harmonisch wirkende Organe seiner Majestät sind. Diese Einheit der Majestät, welche den Parteigeist bricht, Selbstsucht zerstört, in fester Mitte fortschreitend alle Extreme leitet und bändigt, Alles Herrliche in Gemeingut Aller verwandelt,

— diese Einheit, deren Vollkraft durch Offenheit und Rechtschaffenheit, durch Liebe und Erkenntniß alle Verschiedenheit des Glaubens unschädlich macht*), Alles aussöhnt, — diesen Frieden aller Prozesse des Denkens und Handelns sucht mit vermessenem Streben, hinterlistig von Rom her, eine fremde Macht zu untergraben, eine Macht, die auf Unsträflichkeit pocht, weil sie versichert, solches Thun sei ihre Natur, ihr Recht. So sieht den Boden unter den Lebensbäumen der Erkenntniß im Garten des Paradieses der wachsame Gärtner von Ungeziefer durchwühlen: Hier streckt und dort, ungeahnt, ein Maulwurf die schnöden Organe aus den Laster-Gängen der Finsterniß hervor, das Licht beneidend, das er fliehen muß. Allerdings, er handelt nach seiner Natur; der Herr des Gartens aber nach seiner Pflicht, wenn er mit eisernem Grabscheit den Vorwitz des nächtlichen Zerstörers zurückschlägt. Wer hat dem Paderborner-, wer dem Münster-Bischof befohlen, die Auflehnung des Kölner nachzuäffen? Wer anders, als der große Staatsverräther von Rom, der in jedem Staate einen eigenen Staat in und über dem Staate bilden will, unfühlend, warum er nur tief unten im Finstern zu wühlen im Stande ist. O, möchte Preußen seine Langmuth und Geduld gegen dieses Ungeziefer, das die Natur nie ändern kann, nie bereuen! — möchte es bedenken, daß unser Jahrhundert in tausend Beziehungen ein Gegenbild der Zeiten Karl's des Großen ist; daß so hartnäckig, wie damals die alten, kraftvollen Sachsen, an ihrem Heidenthum hiengen, noch heute die entarteten, wortbrecherischen Geschlechter, die Karrikaturen erhabener Ahnen, fest halten an

*) Man vergleiche die schöne, am Ordensfest zu Berlin den 21. Januar 1838 gehaltene Rede des Bischofs Eylert.

ihrem heidnischen Beginnen, dessen angestammter Aberglaube den Schirm und Namen eigner Heiligkeit sich erheuchelt! — Dann könnte der jetzige Streit zum Siege wahrhaft christlicher Bildung seegensreich werden, wie es jener alte, harte Kampf für die Begründung des Christenthums war. Einstweilen (S. 2) ist indeß auf Bildungs-Fähigkeit dort wenig zu hoffen und noch ist die Zeit nicht da, wo das Prinzip der neuen nordischen Staaten völlig sich erfrischt, wo, wenn auch milder zu wünschen, das Wort sich wiederholt, das schon bei Shakespeare ein nordischer König ausspricht:

Kein Nam' ist zu ersinnen, Kardinal,
So leer, unwürdig und so lächerlich,
Mir Antwort abzufordern, als der **Pabst**.
Wie nächst dem Himmel wir das höchste Haupt,
So wollen wir auch diese Oberhoheit
Nächst ihm allein verwalten, wo wir herrschen,
Ohn' allen Beistand einer ird'schen Hand.
Das sagt dem Pabst, die Scheu bei Seit' gesetzt
Vor ihm in seinem angemaßten Ansehen.
Ob alle Könige der Christenheit
Der schlaue Pfaff so gröblich irre führt,
Ob ihr und alle gröblich mißgeleitet
Die heil'ge Gaunerei mit Pfründen hegt, —
Will ich allein, allein den Pabst nicht kennen,
Und seine Freunde meine Feinde nennen.

Preußen wird, was es auch koste, die neue, unterirdische (S. 127) Fehme in Westphalen brechen, und der päbstlichen Vermessenheit Schranken setzen: es wird dies einfach, so mild als energisch, in friedlicher Staats-Weisheit durchführen, und dadurch an Ansehen und Macht, an geistigem Uebergewichte mehr gewinnen, als wenn es ein ganzes neues Königreich sich eroberte. —

d) Die Tafel-Gäste und die Fleischtöpfe Aegyptens, oder die Justiz der heil. Familie.

Wohin der fanatische Pietismus der Protestanten führt, hat Preußen in Schlesien, wohin der aristokratisirende, jesuitisch-ultra-montane Fanatismus leitet, durch die Vorfälle im Münster'schen erfahren. Auf dem Wege solcher Konnexionen kam Graf von G..... nach Brüssel, der seine Gewissenspflicht gegen den Staat, der Bigotterie und seiner Verwandtschaft mit dem Erzbischofe opferte. Selbst die Gesetze, welche Preußen über Majorats-Stiftungen und Familien-Vereine zu Gunsten des münsterischen Adels ertheilte, wurden mit Undank belohnt. Angesehene Familien *), verwöhnt von der Milde der Regierung, machten es unter dem Anstrich loyaler Gesinnungen sich zum Geschäfte, mit ketzersüchtigem Eifer gegen die Rechte des Staates zu wirken, den Frieden der Konfessionen zu stören, durch fanatische Reden die Wohlthaten vergessen zu machen, welche das Volk der preußischen Regierung dankt, einer Regierung, deren klares Interesse gebietet, religiöse Zerwürfnisse zu vermeiden, und die noch unermüdet Alles, vielleicht zu nachsichtig aufbietet, jede Steigerung der Spaltung zu verhüten, jede mögliche Vermittlung zu ergreifen, die in Allem, was Lehren und kanonische Vorschriften der katholischen Kirche anlangt, Alles so weit als nur möglich, der Entscheidung des Pabstes überließ, und selbst den politischen Theil der Frage, streng staatsrechtlich, nur mit zu großer Langmuth entschied.

---

*) Freilich zum Theil oft schlechter noch erzogen, als sie ihre Söhne erziehen, die nicht selten in den Prüfungen für die untersten Rang-Klassen des Militärs durchfallen.

Die Gesammtheit der Ultramontanen, die alle Interessen des Staates und der Bildung dem römischen Hofe opfern, trägt im Munde der Zeitgenossen, nicht blos am Niederrhein, den ironischen Namen **Familia sacra.** Recht stehe jedem offen und sei unverletzlich. Das Eckelhafteste im Benehmen dieser Familie beruht aber darauf, daß sie die edelste Seite der Souveränetät mit Füßen tritt, über die Angelegenheiten des Gedankens eine Fremd-Herrschaft sich anmaßt, im offenbarsten Unrecht das Recht verdreht *) und in den Mantel unschuldigen Leidens sich hüllt, wo sie Gott danken sollte, daß man Gnade für Recht über ihre Glieder ergehen läßt. Solche Leute sind, wie Friedrich der Große von ähnlichen sagte, schlimmer als eine Diebesbande: „vor der kann man sich hüten, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren doppelte Bestrafung.“ Und dieses Geschlecht, wenn einmal verletzt, kennt kein Maaß seiner Rache. Unsterblich auf der Erde, wie der Gott, den es allein verehrt, die gleißnerische Beschränktheit, vergißt es nichts, trägt Alles nach und scheucht dadurch selbst redliche Männer von jedem Angriff zurück. Dies Treiben ist seine einzige Waffe und der Muth, dieser sich auszusetzen, oft selbst dem Muthvollsten versagt, weil diese Art der Tapferkeit, statt Anerkennung, meist nur Verrath, Verläumdung und Spott findet. Es giebt Helden, die kein Schwert, keine

---

*) Was die Weisheit der heil. Familie unter juristischen Beweisen versteht, ist oben erklärt worden. S. 56, 107, auch S. 6.

Kanone fürchten; aber — Gespenster, und nur aus Gespenstern besteht, nur von Gespenstern lebt das Vampyr-Geschlecht, das blut-aussaugende, entarteter Priester. Nehmt die Furcht vor dem Teufel weg und sie sind nichts! Nur durch Furcht, nie durch Liebe, nur durch den Teufel, nie durch das Gute können sie wirken (S. 7). Ihre Lust ist die Aussicht in die Hölle, die sie den Feigen vormalen; ihr ägyptischer Fleischtopf der Genuß geistlicher Pfründen, reicher Domstiftungen ꝛc.; ihr Rechts-Kodex kanonische Herrschsucht! Vom hohen Geiste des kanonischen Rechts verstehen sie nichts. Sie haben nur den verdrehten Buchstaben, die anatomirte Leiche. Seinen Ursprung, den praktischen Verstand, der es geboren, kennen sie nicht. Sie pochen nur auf die Protestanten, weil deren Kirchenrecht noch in beschmutzten Windeln liegt und weil die protestantischen Geistlichen heute nicht gar selten durch Flauheit und Feigheit sich auszeichnen und jenen in der Unwissenheit bisweilen kaum nachstehen. Wo ist in neueren Zeiten eine ungeheuere, schaamlose oder heuchlerische Schlechtigkeit im Großen vorgefallen, an der **kein** Priester Antheil gehabt hätte? Wer **sonst** nichts taugte, wurde unter das Militär gesteckt. Dieses hob sich ehrenvoll. Wer jetzt zu nichts mehr zu brauchen ist, den macht man — zum Pfarrer! und doch ist die Welt voll Klagen über den Verfall des religiösen Lebens!! — Zwei Merkzeichen gebe ich Euch:

1) Kein Geistlicher, der den Untergang seiner Religion befürchtet, ist von christlichem Geiste durchdrungen. Das Christenthum kennt nur Liebe, und in der Liebe ist keine Furcht, sondern Zuversicht, Gewißheit eigener Ewigkeit. (S. 91, 129.)

2) Wer seine Ansicht steif und ohne Entwicklung

der Gedanken (S. 98) schlechtweg als die allein wahre hinstellt, Einwendungen Anderer unter dem Titel ausgemachter Ketzereien lieblos zurückweißt, auf menschliche Satzungen die ewige Wahrheit gründen will, — ist des Namens eines Geistlichen unwerth. Seine Festigkeit ist Versteinerung, sein Rechthaben Herrschsucht, sein Absprechen Ungeschliffenheit, der ganze Mensch ein Heide und wenn er „in der Pader getauft“ wäre.

Weß Geistes Kinder nun die Leute sind, auf die sich die Partei der Münstermänner, die h. Familie, stützt, unter denen sie ihre würdigsten Verehrer findet, zeigt Belgien, zeigen die Blätter aus Würzburg und München und die schaamlos übertreibenden Beschreibungen des sogenannten Aufstandes am 8. Jan. 1838 zu Paderborn. Es scheint in der That, als empfände der Dichter dieses Aufstandes und sein Pöbel ein bewußtloses, instinktartig zerwühlendes Selbstgefühl der ungeheueren Nacht, welche seine Sinne umfängt; ihm Vorstellungen eingiebt, so dick, als ob man sie greifen müßte: ein Pöbel, der sich hoch über das Volk in Köln stellt, stockig prahlt: „wie willt us nich mal en Münk (Mönch) nehmen laten!“ mit Worten, Feuer und Dampf in die Ohren seiner Wohlthäter pufft, seine Verfinsterer hoch leben läßt, „Maulaffen“ auf öffentlichen Straßen feil hält und den großen, nur zum Essen und Trinken geübten Mund aufthut, als wollte er Berge ausspeien und ganze Monarchien verschlingen. Soll man fragen, was der Gebildete voraus habe, wenn es keine Masse solcher Einfältigen gebe, deren Urtheilskraft noch weiter, als ihre Sprache hinter dem Jahrhundert zurücksteht? Fragen wir lieber: Kann von solchem Pöbel anders wer, als ein Verachtungswürdiger, verehrt werden? welche Strafe verdient die Sekte, die versteckt ihn aufhetzt

und äfft? Möchte doch, um die Gesinnung der Regierung recht zu fühlen, auch dieser Pöbel des Roßbacher Schlachtliedes sich erinnern!

Die Zeit der Kriege um Religionen, selbst die um Konfessionen ist, zumal für Deutschland, vorüber. Sucht die belgische Partei solche Kämpfe zu wecken, mindestens durch Empörungen eine geschlagene Vergangenheit heraufzuführen, so zeigt sie auch darin nur völlige Unkenntniß der Geschichte, und ihrer eigenen Ohnmacht. Schon der dreißigjährige Krieg war mehr, als solcher Streit: allseitiges, politisches Auskämpfen des Mittelalters in Deutschland. Selbst in den Nationen der altrömischen Kirche, die diesen Durchbruch erst jetzt in tödtlichen Krisen erfahren, sind Religions-Kriege nicht zu erwarten. Ueberhaupt hat die Geschichte der Kriege mit Napoleon eine neue Wendung genommen. Napoleon hat, wie Kapp sagte, das heroische Weltalter Europa's geschlossen. Die gebildete Welt will Frieden: die neuere Kultur, selbst die Durchführung der Eisenbahnen, Alles drückt dem kriegerischen Streben im Großen eine andere Physiognomie auf. Bedeutende Kriege in Zukunft können nur Kriege sein für die politische Idee in nationalem Sinne und alle europäischen Kriege nehmen deutschen Boden in Anspruch. Der Deutsche aber ist hinausgerückt über die Barbarei der Vergangenheit: **er** läßt sich am allerwenigsten aufreizen durch kleinliche Bestrebungen engherziger Parteien. Seit Luther sind seine Worte Schlachten. Ohne das gallische Schwert eines Brennus **richtet** er, statt mit Waffen, mit der Waage der Gerechtigkeit und der Intelligenz. Da sehe Jeder, daß er nicht zu leicht befunden werde!

Indem nun die katholische Kirche unter den Erschütterungen der Reformation sich reinigte, wurde der Protestantismus evangelisches Denken und Leben. Die Feindschaft der Konfessionen verschwand, vor Allem in Preußen. Seitdem ist der Pabst der einzige Protestant in Europa geworden, der Pabst nämlich, wie ihn die h. Familie verlangt. Denn diese **sucht** in ihm den vermessensten Protestanten gegen die Staatsgewalt und ganz speziell den hartnäckigsten und unversöhnlichsten Feind der preußischen Monarchie, der Monarchie der Intelligenz und des evangelischen Lebens, welches jeder gute Katholik verehrt. Denn das Kriterium jedes guten Katholiken ist die Befreiung, die Erlösung von jenem Zweifel *), der seine Heilung nur in Christus finden kann. Christus ist der einzige „Stein", Eckstein und Grundstein der Weisheit (Ephes. 2, 20); seine Verehrung der Maaßstab des hohen und sittlichen Standes jeder und vorzüglich auch der katholischen Kirche Deutschlands, welcher belgische Fanatiker „bald ihre Belehrung, bald ihr Mitleid, bald ihre Verachtung" auszudrücken suchen, Fanatiker, deren Unwissenheit, wenn sie übertreffbar ist, nur noch von ihrer Bösartigkeit übertroffen wird. (S. 99.)

Wer keine Konfession hat, hat in gewissem Sinne keine Religion; aber jene eben bezeichnete tiefe und Eine Konfession, die christliche selbst, ist das Faktum der Bildung, die friedliche, bald stille, bald laute Ueberzeugung unzähliger Katholiken und Protestanten. Nur der Unerfahrene, der blos die Oberfläche der Dinge sieht, die Welt nicht kennt, das Schwanken der bischöflichen Verhältnisse, die Bildung eines großen Theils der katholischen Geistlichkeit, die

*) S. Kiesling de insanabili ecclesiae romanae scepticismo.

gesunde Denkart mancher Bischöfe und Erzbischöfe, den literarischen Verkehr aller Konfessionen, den verständigen Sinn treuer Volksstämme, das gute Recht der Regierungen, die unaufhaltsam fortschreitende Macht wahrer Freiheit und Souveränetät und alle Thatsachen der letzten Jahrhunderte aus der Geschichte (S. 103) wegleugnet, nur dem kann die ausgesprochene Wahrheit parador lauten, nur in seinem Gemüthe der Saamen des Unfriedens aufwuchern, den die h. Familie aussäet. Der Gebildete hält sich an die Worte des Apostels, welcher sagt: „Es ist schon ein Fehler unter Euch, daß ihr mit einander rechtet.“ Er findet die Lösung jeder Streitfrage in den Worten des Heilandes, die in der h. Schrift so deutlich bewahrt sind, daß sie allein sich selbst erklären. (Johann. 5, 39 und 1. Johann. 5, 6.) S. 168 ff.

e) Die Tiroler und die Münster-Männer.

Als des Glaubens wegen ganze Schaaren braver Tiroler die heimathlichen Thäler verlassen mußten, wurde keine Stimme laut, die in diesem Verdrängen Härte gefunden: ein altes Recht will in Tirol nur Katholiken. Als aber, um eine gar kleine Veränderung jener größeren, eine milde jener härteren zu vergleichen, wegen staatsgefährlicher Versuche mit dem ränkevollen Kaplan der verblendete Erzbischof von schonender Hand aus Köln entfernt wurde, schrie man zum Himmel, schalt das preußische Gesetz über gemischte Ehen 2c. Wegen jener Tiroler — wer hätte da öffentlich noch so bescheiden nur zu fragen gewagt, ob unter solchen Umständen das alte Landes-Gesetz in unserem Jahrhunderte einiger Modifikationen bedurft hätte? — Ich sah jene Tiroler: ein herzzerschneidender und doch herzerhebender Anblick, den ich nie vergesse! Ihr Glaube hatte

zwar eine halb mystische Form; aber diese Mystik war frisch und freundlich wie die Morgenröthe, der ein lichter Frühlingstag folgt. Man mußte sie lieben. Redlichkeit und Begeisterung lag in all ihren Zügen. Ich kenne auch die Partei-Gänger des Bischofs von Köln. Auch sie haben mystischen Anstrich: ihre Mystik aber gleicht der trüben Abendröthe, der eine mondlose, regnerische Winternacht folgt! Man kann sie bedauern. Ohne Gott im Herzen, ohne Frieden in der Seele, zeigten sie bald Furcht, bald verhaltenen, bald lauten Haß und Ingrimm, den Trotz des Unrechts, die einzige Freude der Ohnmacht. Ich bestellte mir bei einem niederdeutschen Maler eine Gruppe solcher Physiognomieen! Er malte Görres hinein. —

Weil das menschliche Herz der Schwachen sich erbarmet, Gleiches zu Gleichem gern sich gesellt, weil es heute für Ehre gilt, den besten Regierungen am meisten zu opponiren, — da fehlt es an Lieben und Getreuen nicht, die, um jene Tiroler unbekümmert, ihrem gestrengen Bischof Klaglieder nachsingen. Auf diese Art nach Berlin gerathen, ohne amtlichen Charakter, neues Licht über die Sache zu verbreiten, unfähig, mochten in der Meinung, als hänge von ihrem Einfluß das Heil des Staates, von ihrer Ansicht das Heil der Welt ab, die niederrheinischen „ritterbürtigen Ritter“ vor den Pforten des königlichen Palastes verwundert sich ansehen, da sie Aufschlüsse erhielten, statt gaben! Sollten sie von Männern, die sie einzuschüchtern wähnten, erst erfahren, daß die hartnäckigsten Revolutionen nicht auf Madrid und Paris beschränkt, in ihrer nächsten Nähe, in den Herzkammern eigener Freunde zu Hause sind: Gesellen, die Schiller, weil er die Götter Griechenlands gedichtet, gerne lebendig verbrannt hätten; gute Leute, die im Namen der Kirche höchste Anmaaßung

für höchstes Recht erklären, ihrem Interesse auf alle Arten Alles opfern, im Heiligen-Schein der Staatsmacht trotzen, und wenn das Glück günstig, mit allem Schlechten sich verbinden, nur um den Priester über den König zu setzen. Was machte v. Bommel mit de Potter? Wer gab dem apostolischen Herzen des Alten in Rom jenen Muth, der bis zur Auflehnung gegen die Krone Preußens sich steigerte, — wer anders, als die finstere Sippschaft der Ungebildeten in Belgien und in und um Münster, die den Römer täuschten, da sie seit Jahren ihm vorspiegelten, ihre geheime Denkart, die gedankenlose, sei im Lande die allgemeine. Aber Preußen ist kein China, die Dynastie Friedrichs keine Herrschaft der Mandschu! Gleich dieser duldet sie zwar mit übermenschlicher Schonung, religiöse Sekten gelassen, wo sie nicht ins Politische sich mischen. Aber die Kraft, die den Mandschu's fehlt, Sekten zu überwachen, die überall zu Empörungen und Verschwörungen bereit, eigener Bosheit und Ohnmacht erliegen, — diese Kraft wird Preußen nicht blos gegen gefahrlose Jünglinge, es wird sie empfindlicher gegen bärtige Kinder, gegen wohlgenährte Finsterlinge in Schaafwolle geltend machen, wenn anders der Staat die eigene Souveränetät nicht verrathen, die Bildung der Nationen dem Stumpfsinn, die Gesundheit der Lebenden jenen wandelnden Leichen nicht opfern will, die, gegeißelt von bösem Gewissen, gleich nächtlichen Schatten aus übertünchten Gräbern verflossener Jahrhunderte hervorsteigen und den Pestgeruch des Moders und der Verwesung in Gestalt belgischer Parfümerieen einem gespenstisch verblendeten Geschlechte feilbieten, unablässig beschäftigt, an jeden Lebenskeim den genäschigen Wurm der Todtenlage zu legen und das unüberwindlichste aller Uebel, die Dummheit, zum Ideal der Menschheit zu erheben! — Caeterum etc. S. 100.

f) Die Finanz, Katzen-Musik (Polizei) und Politik der Münster-Männer.

Wer am Niederrhein wohnt, mag in Kirchen, Studir-Stuben, Thee-Gesellschaften, Zuckerläden, gewiß aber nicht im Lande selbst zu Hause sein, wenn ihm von Andern versichert werden muß, wie der demagogische Klerus, Hand in Hand mit dem gleichgesinnten Pöbel verschiedener Klassen vom gesunden Volke sich unterscheidet, d. h. wo die beiden revolutionären Parteien, die das ministerielle Schreiben an das Domkapitel bezeichnet, zu finden sind. Haben Sie nicht schnurstracks in Belgien, selbst in Irland und durch die geliebten Damen in Paris, durch die Quotidienne und Gazette sich verrathen? Im Zorn hat die gute alte Gazette ihre Perrücke verloren. Die junge modische Quotidienne hatte nie so viel Verstand, ihre Glatze zu decken. Der Ami de la religion spielte als Cicisbeo um die Flanken der geschminkten Baase, und nahm dienstwillig einen Besuch des Journals des Débats an, in dessen geheimen Gemächern seit Kurzem hoffnungsvolle Thoren mit alten Nonnen Küsse wechseln. (S. 115.)

Die blutverwandtschaftlichen hierarchisch-politisirenden Verbindungen der heilig-genannten Familie in Münster mit glücklichen Staatsverbrechern und Finsterlingen in Belgien, längst schon aus Winken des kanonischen Wächters zu errathen, sind in neuerer Zeit zur anerkannten Thatsache geworden. Der Schutz, den der Alte in Rom dieser Familie gewährt, erscheint nach den Berichten der Allgemeinen Staats-Zeitung 1831. Nr. 1 als neuer Beleg der heimlichen Hülfsmittel dieser Kaste des Todtenreichs. Und in Köln selbst, einer Stadt alten Ruhms und alter Ehre, jedem Bewohner werth und theuer, sieht

man unter den würdigsten Geistlichen, unter einem treuherzigen, frohsinnigen, witzreichen Volke, verborgene Meister und Gesellen jener heiligen Bande. Trete unbefangenen Sinnes auf die Straße, spreche mit dem ersten Bettler am Thore der ersten Kirche, und du wirst ihn geistreich finden, wie Berlins Eckensteher. Suche den Petrus von Rubens auf, das verborgene Original; — gleich siehst Du, wie man es treibt: Münzen verlangt, im Namen der Kirche, außer dem Trinkgeld für sich, der ehrliche Sakristan: Arme, wie Reiche, die das Bild des Apostels aufsuchen, auf dessen Felsenbrust die Kirche sich zu gründen strebt, beutelt die Geistlichkeit aus, die zur Armuth berufen ist. Aber diese Geistlichkeit ist redlich, gehört noch nicht zur belgischen Familie. Sie verdreht zwar schonend das Original des Apostels, kehrt die — Nachahmung hervor, aber sie gesteht doch was sie will. Während Rubens im Grabe sich dreht über das schnöde Geschlecht, dreht sie das Bild um für — Geld! und verlangt es ungescheut, nicht für ihre Diener, sondern für die Kirche! Heilige Münze, wie viel bist du heiliger, als die „heilige Familie“ von Münster; unschuldiger, als die geringhaltige Münze des erhabenen Hauses, das den belgischen Thron versorgt hat; wirksamer, als die wunderthätigen Münzen, die gleich Ordens-Medaillen im Münsterlande gesucht sind! unbeschnitten erfreust du die Herzen der geistig Verschnittenen, die berühmten Verehrer der Nonne Agnes Blanbekin, die in sittsamer Inbrunst unaufhörlich mit dem Gedanken sich quälte, den Theil wieder aufzufinden, der bei der Beschneidung des Heilandes verloren gieng *).

*) Diese Reliquienlust der deutschen Nonne ist bewiesen durch die zu Wien 1731 erschienenen Vita derselben. Vergl. Osiander's Entwicklungs-Krankheiten I. Th. 1. S. 43.

Was sucht der Münstermann vom Christenthum? Nichts als **diese** Reliquie, nur mit anderen Worten, wie sich weiter unten zeigen wird!

Lichtenberg erzählt in seinen Vermischten Schriften (II. 447), daß man in England Diebe habe kastriren wollen, um ihnen den Trieb zum Stehlen zu benehmen, und an einer anderen Stelle, daß das Cölibat die diebischen Gelüste eher nähre, als mindere. Der heilige Familien-Bund der Münstermänner und Belgier zog die Beschneidung des Verstandes vor oder verband sie doch mit letzterem Mittel. Aber sein Gelüste, die Regierungen ihrer Rechte zu berauben, blieb dasselbe. Denn seine Stärke, der Schweif (S. 112), wucherte fort:

Thier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Haus-Prophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Aus der Münster-Höhle stieg.
In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied das Stein erweichen,
Pfaffen rasend machen kann.
Drost, des Michels Aeltervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizusteh'n.
Endlich tanzen alle Katzen,
Springen, lärmen, daß es kracht,
Zischeln, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.
Dieser, den sie tödtlich hassen,
Stellet rein, in mildem Sinn,
Ohne hart sie anzulassen,
Einen „Spiegel“ vor sie hin.
Sieh'! da flohen allesammen,
Tief erstaunt, in ihre Höhle,
Edlere Gestalten kamen,
Füllten würdiger die Stelle!

Welches Malzeichen hat die Apokalypse jenem Münzen-Geschlechte (S. 4, 100) der Münstermänner, die den alten Spiegel flohen, als Siegel auf die Stirne gedrückt? was treiben sie in ihrer Höhle? Jenen Höhen-Bewohnern Platons gleich die mit rückwärts gefesseltem Angesicht nur den Abglanz, nur die Schatten der Sonne an feuchten Wandungen sehen, rufen, wenn ein Gott sie wendet, das Licht zu erblicken, die Unglücklichen aus: „dies ist nicht die Sonne, es ist ein Trugbild alles Argen! **Wir** wissen das ganz genau, **unsere** Väter haben es schon gesagt.“ Eigendünkelvolle Anmaßung herrscht unter diesem langgeschweiften Geschlechte. Den engen, dunklen Raum umgeben Sümpfe, die jeden reinen Fuß entfernen. Sich in diesen zu baden, ist ihre Wohllust. So brüten und schwelgen sie fort, unberührt vom Athem gesunder Luft. Ohne auch nur Einen neuen Gedanken aus sich zu entwickeln, fristen sie das dumpfe Leben, ohne Spur von Duldsamkeit, ohne Rechtsgefühl, ohne Theilnahme an den tiefsten Interessen, die die neuere Zeit bewegen, weder an geistigen, noch in Münster auch nur an industriellen; alles Ernstes frischer Einsicht baar und ledig, sogar Feinde dieses Ernstes, den sie mit geheimer kirchlicher Polizei-Macht verfolgen: einen Staat der Finsterniß aufbauend im Staate der Erkenntniß. Nur als Ausnahme stehen Sprinckmann und wenige Namen da und Fürstenberg und Hermes sind nicht aus dem Münsterschen *). Nicht Ein Künstler von Bedeutung stammt

*) Vergl. Der Erzbischof von Köln, Leipzig, Brockhaus, 1837, S. 3 ff. Wo der fromme und in seiner Sphäre auch ziemlich gelehrte Schmülling, meines Wissens der gebildetste Freund des Herrn von Droste, den die Regierung unter den Domkapitularen auserſehen hat, jenem ihre Willens-Meinung im

aus diesem, vormals blühenden Geschlechte und dieses, das jetzige — bläht sich auf, wie die Bauern, welche Ceres in Frösche verwandelte, hat keine Ruhe, wenn es nicht Alles um sich her in der Sprache der Frösche sprechen hört. Nicht Ruhe hat es, noch Rast, bis es Alles in seine feuchte Höhle hineingezogen. Es hält sich für heilig und unverletzlich, prädentirt diese Meinung von aller Welt, sammelt in den Maulwurfs-Gängen der Unwissenheit Proselyten, Wahnsinnigen gleich, die ihre fixen Vorstellungen Jedem aufdrängen, mit dem Unterschiede, daß in den Irren Unschuld wohnt. Das einzig Vernünftige, was meines Wissens je von ihm ausgieng, war eine Erklärung gegen Büreau-Kratie, nicht aber etwa geistreich und wahrheitsvoll, wie Fürst Pückler sie gegeben; sondern im stupidesten Sinne, der mir je vorkam; nicht im Sinne eines neugeborenen Gedankens, sondern in stumpfem Festhalten an alberner Opposition gegen die allgemeinen Interessen des Staates. Was weiß dies Geschlecht vom Staate? es liebt nur Domstifte, worin es genährt wird, kennt den Staat nur als ein Kind des Verderbens, als **filius saeculi**, weiß nichts von jener Zeit, wo einst fast alle Nationen unter diesem oder jenem Namen ein geistliches Haupt mit weltlicher Macht verehrten; weiß Einheit und Freiheit nur in der Kirche, nicht in der reinen katholischen, nur in der römischen zu suchen, unfühlend, daß gerade diese Kirche, in die Hände einer solchen Partei gerathen, ihre Einheit verliert und zum Theil schon verloren hat. (S. 87.)

Unter der Hand ließ auf diese Art die römische Kirchenmacht ihre monarchische Einheit in aristokratischen Gruppirungen

---

Jahre 1835 verständlich zu machen, geboren ist, weiß ich in dem Augenblicke nicht mit Gewißheit zu sagen.

auseinander fallen, den Monetheismus des Geistes in Polytheismus gemeiner Herrschsucht sich zersetzen. (S. 166, 170, 172 2c.) Wem wäre es unbekannt, daß heute jeder Pabst mit Vergiftung bedroht wäre, der es wagen wollte, rein katholisch zu sein, und der scheinheiligen Aristokratie, die seine Macht fesselt, der jesuitischen Bündler-Gewalt zu trozen! Erbarmungswürdiger, unglücklicher, kraftloser ist heute Niemand auf der weiten Erde, als der Arme, der sich's anthun lassen muß, daß ihn jene Partei für die fleischgewordene Einheit ihres Treibens erklärt. Arge Worte hat Luther gegen den heiligen Vater gesprochen; ärgere Lästerung aber hat der Pabst von Niemand erfahren, als von der Partei jener Münstermänner. Als Oberhaupt einer solchen Partei dargestellt und mißbraucht zu werden, ist der entsetzlichste, aktivste Spott, den unsere Zeit aussinnen konnte. Seinen versöhnenden Zug hat er einzig in der komischen Seite, daß die größere Anzahl — der Schweif dieser Leute nicht fühlt, was der Mund sagt. Desto bekannter sind aber Anderen ihre politischen Prinzipien. Sie selbst hat sich nicht blos durch Unthaten, sie hat sie in eigenen Schriften laut werden lassen, und eine Propaganda gegründet, welche die Unverschämtheit an der Stirne trägt, daß jeder Andere von ihr sich Alles müsse ganz wohl gefallen lassen, während sie (S. 94) der vernünftigsten Regierung andichtet, sie strebe der katholischen Lehre mit Barbaren-Gewalt entgegen, sie hege Propagandisten. Die schöne, bei Brockhaus 1837 erschienene Schrift: „der Erzbischof von Köln“, zeigt Jedem ihre Lehren. Sie gehen auf Folgendes hinaus:

1) Die römisch-katholische Kirche ist als Heilige Herrschaft souverän in jedem Staate, der Staat, der ihre Freiheit und Unabhängigkeit nicht völlig anerkennt, ketzerisch, jedes Placet des Fürsten Anmaßung und nur

zu dulden, wo es anders nicht sein kann, d. h., in allen europäischen Staaten. Mithin sind alle europäischen Staaten, selber der baierische — unheilig. Wo liegen die heiligen? Der Münstermann hat seine eigene Geographie, und Chronologie, seine eigene Religion und Politik, Alles eigen! er ist die einzige Leiche, welche Eigenthum besitzt, — jedes Gespräch mit ihm ein Todten-Gespräch; die Tafel seiner Gesetze eine Leichen-Tafel der Vergangenheit.

2) Auch im Verkehr mit dem Staat ist die Kirche mit allen ihren Hirten unabhängig von der Gewalt des Staates und was der heilige Vater — aus Freundschaft! — einem Fürsten zu bewilligen geruht, bindet jene Freiheit nicht. Der Münstermann kennt nämlich keinen Verkehr, als die Verkehrtheit, keine Freundschaft im Staate, nur verhaltene Falschheit, keine Treue, als die seiner Partei. Dem Ketzer Wort halten, heißt ihm Schwäche und Verrath, und Ketzer ist jeder, der seiner Partei nicht zugehört. Dieser müssen zumal bei gemischten Ehen die Kinder angelobt werden. Bei — fürstlichen Trauungen aber duldet das berechnende „Gewissen" ohne „Scrupel" die Ausnahme. —

3) Die eingezogenen Kirchengüter sind von Rechtswegen noch heute Eigenthum der Kirche. Versucht es, durchzuführen, mit den Bajonnetten, die der Pabst über die Alpen schickt, Thatsachen aus den Tafeln der Geschichte auszukratzen! (S. 94, 109, 126.)

4) Bei Anstellung, Aufsicht und Entlassung in Lehr- und Bildungs-Anstalten aller Art hat die römische Kirche thätigen, bei theologischen Anstalten **ausschließlichen** Antheil zu nehmen und die Glieder der heiligen Familie sind in den Domstiften bestmöglichst zu versorgen.

Den weiteren politischen Unsinn der Partei, die sich

selber entlarvt hat, die dies Alles ganz natürlich findet — wagen wir kaum zu wiederholen. Bei diesem Geschlechte wird Alles (S. 96) persönlich, weil es nichts hat, als das eigene Ich, dessen Nichtigkeit zwingt, sich auf den Pöbel zu stützen, der Plakate schmiedet, und unter dem Namen einer heiligen Macht eine eigene zu gewinnen. Und **dieses** Geschlecht hat sich vorgewagt auf das Forum der Oeffentlichkeit!! — Si tacuisses! Caeterum ꝛc. S. 100.

g) **Banquo's Geist an der Münster-Tafel.**

Wer vorstehendes Wort für übertrieben hält, kann sich aus der angeführten bei Brockhaus erschienenen Schrift spezielle Gewißheit holen.

— — — Könnt Ihr denn solche Dinge
Wie eine Sommer=Wolke vor Euch weg
Zieh'n lassen, ohne außer Euch zu sein!
Ihr macht Euch irr' an Eurem eigenen Selbst!

Die Würde des heiligen Vaters haben wir oben

1) vielleicht glänzender hervorgehoben, als es in neueren Zeiten irgendwo geschehen ist; zugleich aber gezeigt,

2) daß die heilige Bande den Pabst ärger verspottet, als er je verspottet wurde, ärger selbst, als Luther that, nur auf umgekehrte Weise,

3) daß aber diese Bande, unwissend, was sie thut, die ganze, rein=katholische Lehre gefährdet, in tiefster Seele Christum mit heidnischem Sinne haßt; ihn, den Erlöser und Befreier, alle Tage kreuzigt; wenn er heute wiederkehrte, ihn heute mit dem Kuß der Judas=Liebe wieder verrathen würde.

Sollten wir erklären, was wir unter dieser Bande verstehen, das Wesen derselben in alter Sprache strickte definiren, so müßten wir sagen: es sei nichts anders, als die Identität des ewigen Juden und des Antichristen. Die Ausführung und Eintheilung dieser erschöpfenden

Definition, wenn ich Zeit finde, wenn die Bande sich — nicht demüthigt, ein andermal, dann vielleicht mit weniger Schonung ihrer Geheimnisse, deren Enthüllung nur sie zu fürchten hat, und ohne Verschweigung ihrer Verzweigungen unter den Protestanten eines Landes, das ich noch nicht nenne, unter bekannten Männern, die an den Heuchler Stark in Darmstadt erinnern.

Es ist kein Faden so fein gesponnen,
Es kommt jeder an das Licht der Sonnen!

Banquo's Geist, d. h. der von der **Familia sacra** täglich ermordete heilige Vater erscheint an unserer Leichen-Tafel in Utopien in doppelter Gestalt. Er zeigt, 1) was diese Bande unter dem Titel des Pabstes verehrt, 2) welches Geschlecht ihre Stütze ist.

Zu 1). Nicht vor dem Pabste, nur vor dem Titel, Mantel des heiligen Vaters zieht sie, nach einem Ausdruck des alten Satirikers Rabener den Hut ab. Dieser Titel-Gott, wesentlich verschieden von dem wirklichen, ist ein Abbild Antiochus, des Edlen, nach Daniel 11, 36 ff. Von ihm wird ferner gesagt, daß er wohnt auf sieben Bergen (Offenbarung Johannis 17, 9. 18.); zwischen zwei Meeren (Daniel 11, 45); als einen Gott oder Statthalter Christi sich ehren läßt (2. Tessal. 2, 4.); seine abgöttische und verführerische Lehre mit lügenhaften Wundern schmückt (2. Tessal. 2, 10. Offenb. 13, 13.); ehelich zu werden und die Speise, die Gott gegeben, verbietet (1. Timoth. 4, 3.); die Herrschaften verachtet und die Majestäten lästert (2. Petri 2. 10. Judä 8.); die Bekenner der reinen Lehre verfolgt (Offenb. 17, 6. 2c. 2c.); den Seinigen einen besondern Charakter aufdrückt (Offenb. 13, 16, 17) und in Christi Zukunft, nachdem ihm nach und nach die Macht beschnitten worden, gänzlich

vertilgt werden wird (Offenb. 19, 20). — Lauter ächte Stellen der heiligen Schrift, zwar ironisch gedeutet, doch jedem beliebig zum Nachschlagen vorgelegt, großentheils aus Buchner's bibl. Konkordanz 1750. S. 193 dem Publikum schon länger bekannt, als die Xenie Schiller's und Göthe's:

Fort, in's Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife, papierene Saat!

Zu 2). Die Grundpfeiler, auf welche die heilige Familie ihren Entschluß stützt, sind in J. Ellendorf's h. Bernhard von Clairevaux Essen 1837. S. 215 ff. beschrieben. Da nur Eines der Exemplare dieses Werkes, die ich besitze, die beiden letzten Blätter, die hieher gehören, enthält, so gebe ich einen Abdruck derselben sammt Ellendorf's Bemerkungen:

„Eben vor dem Schlusse dieses Werkes, sagt J. Ellendorf, fanden wir in Bzovius Kirchenannalen*) ein Fragment einer Weissagung der h. Hildegardis, welche darum so interessant geworden, weil sie so häufig auf die Jesuiten bezogen ist, die in der That in vielen Stücken ganz charakteristisch gezeichnet werden.**) Der Seltenheit wegen will ich sie hersetzen, jedem Leser die Anwendung überlassend.

Es werden Leute aufstehen, welche sich mästen werden von den Sünden der Völker;***) sie werden vorgeben, aus

*) „T. XV. ad an. 1415. 39.

**) Der berühmte Dominikaner Hieronimus Battista de la Nuza hat einen Commentar darüber geliefert und sie in allen einzelnen Punkten auf die Jesuiten bezogen.

***) Indem sie statt der Buße für die Sünden Geldstrafen auflegten und die gläubigen Sünder zur Abbüßung zu Schenkungen an Geld und Gut beredeten.“

der Zahl der armen Mönche zu sein.*) Ihr Wandel ist ohne Schaam, und neues Uebel geht von ihnen aus, so daß von den Weisen und Gläubigen in Christo ihnen geflucht wird.**) Aber der Teufel wird in ihnen einwurzeln vier Laster, nämlich die Schmeichelei, damit ihnen reichlicher gegeben werde;***) den Neid, damit nur ihnen und nicht Anderen gegeben werde; die Heuchelei, um sich durch Verstellung beliebt zu machen, und die Verläumdung, um sich selbst zu empfehlen und Andere verächtlich zu machen. Aus eiteler Ruhmsucht und um Einfältige zu verführen, werden sie, ohne Andacht, ohne wahres und ächtes Zeugenthum, unablässig vor den Fürsten der Kirche predigen, werden den wirklichen Hirten (den Pfarrern) ihren Amtsdienst, die Austheilung der Sakramente verkümmern, †) an sich ziehen die Almosen der Armen, Elenden und Kranken; sie werden anlocken die Menge des Volkes, Bekanntschaften machen mit den Weibern und sie unterrichten, wie sie ihre Männer und Geliebten hintergehen können, und sie für den Unterricht mit dem Gute derselben belohnen

*) „Die ursprüngliche Regel des h. Ignatius verbot den Jesuiten wirklich den Besitz von Reichthümern, aber ohne Erfolg; seine Jünger waren in dieser Beziehung weiser als der Meister.

**) Ein neues Uebel war in der That die Casuistik und die Moral der Jesuiten, und sie verdient den Fluch aller Guten und christlich Gesinnten.

***) Kein Orden verstand in der That das Insinuiren, namentlich bei den Großen und Reichen, besser als die Jesuiten. Daher ihre ungeheueren Reichthümer in einer Zeit, wo der Eifer für Schenkungen doch schon längst erkaltet war.

†) Wo Jesuiten waren, wurden sie zuletzt fast die einzigen Beichtväter.

sollen. Hinnehmen werden sie unrecht und schlecht erworbenes Gut, indem sie sagen, gebet uns, wir wollen für euch beten, damit man Anderer Sünden sieht, während man der eurigen vergißt. Alles wird ihnen genehm und willkommen sein; sie werden schlechtes irdisches Gut annehmen von Dieben, Räubern, Gaunern, Straßenräubern, Wucherern, Pfandleihern, Hurern, Ehebrechern, Ketzern, Schismatikern, Abtrünnigen, von prahlerischen Soldaten, grausamen Kriegern, Schwelgern, meineidigen Kaufleuten, Töchtern der Wittwen, von Fürsten, die gegen die Gebote Gottes leben, und von vielen Andern, die verkehrt sind auf Eingebung des Teufels, durch den Zauber der Sünde, und den Genuß des Lebens, der da kurz und flüchtig ist; Alles wird für sie passen.“ *)

„Aber das Volk wird allmählig gegen sie erkalten, es wird hinter ihre Verführungen kommen und aufhören zu geben; und wenn es wird aufhören zu geben, so werden sie um seine Wohnungen schleichen wie hungrige Hunde, mit gesenkten Blicken, niedergebeugten und eingezogenem Nacken wie Geier, um Sättigung zu finden. Aber das Volk wird ihnen zurufen: „Wehe euch, ihr Söhne des Kummers, die Welt hat euch verführt, der Teufel hat euer Herz und euren Mund in Beschlag genommen; ohne Geschmack war euer unsteetes Herz, eure Augen ergötzten sich an Thorheiten; eure Füße waren schnell, um dem Schlechten zuzulaufen. Gedenket, daß ihr Eiferer des Nichtguten waret,

---

*) „Hierüber muß man Pascals Briefe lesen. Die Jesuiten waren wirklich Seelenärzte; sie wußten für die Sünden aller Geschlechter und Stände und jedes Alters Rath; sie genügten Allen; und diese Seelencuren brachten ihnen viele Reichthümer. Sie waren die Beichtväter der französischen Könige während der Maitressen-Herrschaften und standen mit letzteren selten in übelem Vernehmen.“

reich bei eurer (angeblichen) Armuth, mächtig bei eurer Einfalt, andächtige Schmeichler, heilige Heuchler, stolze Bettler, schaamlose Forderer, Lehrer ohne Grundsätze,*) stolze Demüthige, hartherzige Fromme, honigsüße Verläumder,**) friedfertige Verfolger,**) Freunde der Welt, begierig nach Ehre, Ablaßkrämer, Aussäer der Zwietracht,**) Ordner nach ihrem Vortheile, Bekenner nach ihrem Gewinne, Käufer von Häusern, Erbauer königlicher Wohnungen. Aber euer Ziel wird kommen. Wenn ihr nicht mehr werdet steigen können, dann werdet ihr fallen wie Simon Magus, dessen Gebein der Herr auf das Gebet der Apostel zermalmte, und ihn schlug mit schrecklicher Züchtigung. So wird auch euer Orden zermalmt werden, wegen eurer Verführungen und eurer Bosheit. Gehet, ihr Lehrer der Verkehrtheit, ihr Väter der Bosheit, ihr Söhne der Schlechtigkeit, wir wollen eure Wege nicht kennen lernen."

„Der Verfasser hatte vor, seine Behauptungen über das stets fortschreitende Verderben der Kirche nach den Zeiten des h. Bernhard's durch einzelne Zeugnisse der berühmtesten Kirchenschriftsteller aus dem dreizehnten bis sechszehnten Jahrhunderte

---

*) „Nichts ist wahrer als dieses. Die Casuisten der Jesuiten entbehrten in der That aller christlichen Grundsätze. Aus diesem Grunde haben sie aus ihren Werken die heilige Schrift und die Kirchenväter verbannt. Ein jesuitischer Casuist citirt nie die Bibel oder einen Kirchenvater, sondern ausschließlich nur seine Collegen. Grund war, weil sie ein neues moralisches Accomodations-System auf der Grundlage des verderblichen Probabilismus baueten, wozu sie freilich weder Bibel noch Väter gebrauchen können. So Gott will, werden wir an einem anderen Orte noch ein Mehreres darüber sagen.

**) Das paßt doch gewiß auf die Jesuiten."

zu unterstützen; aber bei genauerer Erwägung fand er es gerathen, davon abzustehen; einmal, weil die Ausführung des genannten Vorhabens die Schranken des Buches überschritten haben würde; dann aber vorzüglich, weil er den Plan hat, den Zustand der Kirche des Mittelalters in jedem Jahrhunderte in ähnlicher Weise, wie es in gegenwärtiger Schrift geschehen ist, nach und nach zu beleuchten. Den Anfang wird er machen mit der Monographie, welche unter dem Titel:

Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit.

hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen wird."

So weit Ellendorf! Man vergleiche die Schrift: Der entlarvte Jesuit. Meissen, 1831.

h) Der Nachtisch in der Unterwelt oder das Münster-Tafel-Desert.

Nur gezwungen gehen wir über auf die religiösen Ansichten der Partei, werden aber auch diese nur mit schonender Feder darstellen, obgleich der Ernst der Sache darin eine Sprache zu fordern scheint, in der jedes Wort ein Schlachtschwert wäre. Denn die Allokution des heiligen Vaters hat den Boden positiver Gesetze und Rechte verlassen und die Intelligenz herausgefordert: die politische Intelligenz und mit ihr die ewig jugendliche Macht jeglicher Einsicht in die Mysterien der Religion und ihrer Kirchen. Jene, die politische Intelligenz, steht mit dieser, der religiösen, im Bunde: wie jene aber zu groß ist, mit dem schwachen Gegner in die Schranken zu treten, so mag auch diese so großmüthig sein, die Schwäche des Gegners so lange wie möglich zu schonen. (S. 102.) Die Macht der Politik und der Einsicht, als Macht des Geistes, gemessen an der Macht der Geistlichkeit, welch' ein Bild gäbe diese! Sollte die Bosheit uns zwingen, es zu entschleiern, so dürfte die Hölle selbst in ihren Tiefen erzittern, doch nur fruchtlos durch die Hallen moosiger Klöster in endlosen Zügen,

als Gespenster, — lebendige Leichen aussenden. Die Schrift **könnte** den Titel führen: Geheimnisse eines Todtengräbers und Beichtvaters, — oder: die Ohrfeige in Straßburg. —

Vielseitig habe ich am Nieder=Rhein und in Belgien, einige Zeit auch in Baiern und anderwärts die Lebens= und Denkart der Leute, welche jetzt die Partei des Erz=Bischofs bilden, in allen Ständen still, nüchtern und geduldig beobachtet, ihre Abweichung von der wahrhaft=katholischen, von jeder christlichen Lehre geprüft und bin vielleicht besser, als Mancher im Stande, erfahrungstreue Auskunft zu geben, wie es mit ihr steht. Ich möchte dabei durchaus keine Konfession verletzen, lasse daher die Lehren der Kirche selbst, wie gesagt, dahin gestellt, und glaube den kürzesten und einfachsten Weg, das öffentliche Urtheil über die Denkart der Partei, ohne Persönlichkeit, aufzuklären, in bloser Zusammen=Stellung der Lehren gefunden zu haben, die in der heiligen Schrift, mit jenen, welche unter den hartnäckigsten Gliedern der Partei sich verbreitet finden. Ich halte mich an die Ansichten der hartnäckigsten, weil diese allein die ächtcharakteristischen sind. Aus dieser Zusammenstellung wird ohne weitere Bemerkung besser vielleicht, als aus Stößen juristischer und theologischer Akten, — denn das positive Recht **ist** schon entschieden: — einleuchten, auf welcher Seite das Interesse einmal des Geistes, dann auch das spezielle Interesse unseres Jahrhunderts und des katholischen, wie des protestantischen Theils der preußischen Rheinländer überwiege, und wie jene Partei im Innersten Herzensgrunde beschaffen, was von **ihr** zu erwarten, worin **ihr** etwa (S. 55) Recht zu geben, worin vielleicht ihr zu trauen sei. Die Zusammenstellung selbst wird mir erleichtert durch eine kleine, vor Jahren erschienene, in protestantischen

Kirchen-Zeitungen stark getadelte, mithin von dieser Seite parteilose Schrift: die Kirche und ihre Reformation, Erlangen, 1826. 8., auf die mich ein Geistlicher aus Schlesien aufmerksam gemacht hat. Der ungenannte Verfasser möge mir vergönnen, seine Arbeit in abweichendem Lichte zu benutzen, ohne in den Streit der Konfessionen einzugehen, blos meine Erfahrungen von den Gesinnungen jener Partei sprechen zu lassen. Nur diese ist es, worauf es hier ankommt. Und wie in allen Dingen nicht das Werk, sondern, höher als That und Gesinnung, der Geist, der Wille, der sie hervorruft, die lezte Entscheidung begründet, so möge auch über vorliegende Streitfrage das öffentliche Urtheil nur dann sich beruhigen, wenn es in den Hintergrund der Seele, — in das Adyton dieser Partei geschaut hat: einer Partei, die, rückschreitend, von der christlich-katholischen Kirche unwissend in dem Maaße sich selber scheidet, in welchem sie, unklug von Rom beschützt, an ihr fest zu halten vorgiebt; einer Partei, deren Unbesonnenheit alle schlafende Feindschaft der verschiedenen Konfessionen, das bitterste Gift der Zeiten, unverantwortlich wieder wecket, und dem gebildetsten Staate in's Angesicht lügt, daß er ihre Religion unterdrücke, weil er endlich ihrer Herrschsucht und plumpen Anmaßung milde Gränzen setzt. Ich bemerke blos, daß ich zur kürzeren Bezeichnung Eines Wortes bedarf, welches die Partei des revolutionären Bischofs, die ächt belgische ausdrücke: Nach den bekannten Vorgängen wähle ich ohne Anstand das Wort „Münstermann", da ich mich wiederholt verwahrt und schon erklärt habe, daß nicht blos in Münster solche, daß auch in Münster Andersdenkende, offene und gebildete Leute leben, und daß jene Partei-Gänger eigentlich nur von den Schwachheiten und Thorheiten sich ernähren, welche die Protestanten begangen haben. (S. 132.) Die

Wahl des Worts geht mit poetischer Lizenz auf das alte oben gerühmte Schlachtlied aus dem siebenjährigen Kriege zurück, — lautet bündiger, als wenn ich immer sagen wollte: belgische Partei. Nur diese Partei die belgisch=gesinnte, in und um Münster (d. h. in Droste's Heimath und im ganzen Hauptgebiete seiner Wirkung) und überall wo sie herrscht, ist darunter verstanden: ich streite nicht um Personen (S. 154) und Worte und habe selbst durch Darlegung der Stimmung, welche der Kölner Vorfall weckte, den gesunden Sinn des treuen Volks, den erleuchteten und frommen Theil der Ritterschaft und Geistlichkeit eben so sehr, als die Königl. Regierung gegen die Verläumdungen vertheidigt, womit Unwissenheit, blinder, belgischer Eifer und absichtliche Bosheit alles Edle verunglimpft.

Antitheses und Theses der Münstermänner.

A. Kirche und Lehre.

1) Das Christenthum, mithin der reine katholische Glaube, macht das Verhältniß des Einzelnen zu Allem, selbst zur Kirche, abhängig vom Verhältniß desselben zu Christus Dieser allein ist Herr, nur in und durch ihn die Kirche heilig.

2) Der Münstermann macht, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, das Verhältniß des Einzelnen zu Christus abhängig von der Partei, die **er** für die heilige hält. Diese Partei vermischt er, in der Verwirrung aller Begriffe, mit der Kirche, obgleich von seiner Partei kein Wort in der heiligen Schrift steht. Selbst was diese von Pharisäern sagt, paßt nicht ganz auf jene, weil die Pharisäer doch auch Schriftgelehrte waren.

3) Die reine katholische Lehre ist versöhnt mit Allem, frei im Staate; der Münstermann lästert die Majestäten (2. Petri 2, 10. Judä 8) und will, auch darin (S. 103) sich

widersprechend, selber, ja allein herrschen: er vergißt, daß der Christ frei ist in jeder Lage, und wenn er Sclave wäre, unbeschadet seines Glaubens verbunden, wie die Schrift sagt, seinen Herrn aller Ehren werth zu halten. 1. Timoth. 6, 1. Ephes. 6, 5.

4) Die reine katholische Lehre verlangt Tüchtigkeit in Allem, der Münstermann — behagliches, breites Dasein.

5) Jene beruhigt durch die demüthige Erkenntniß des Abstandes unter Christus; der Münstermann eignet sich fremdes Verdienst, den Schatz der Werke der Heiligen an.

6) Jene will die Wahrheit verkünden durch Wort und That und Alles geistig beleben; dieser will werben, Proselyten (S. 90 ff.) machen, durch zahllose Organe die Pulsschläge Aller zählen, alles Privatleben nach dem Schnitt seiner Partei mustern, uniformiren, sinnlich und geistlich beherrschen, Alles außer seiner Partei nur passiv sehen.

NB. Das Uebrige s. S. 153 ff., überhaupt in den beiden vorhergehenden, Abschnitten, welche nächst dem Ganzen die wichtigsten Thesen enthalten, die als Anti-Thesen der Drostischen zu betrachten sind.

B. Einzelne Lehren.

7) Christus sagt: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. Matth. 4, 10. Er ist der allein Gewaltige, der König aller Könige, Herr aller Herrn, der allein Unsterbliche, 1. Timoth. 6, 16, hat keinen Rathgeber. Römer 11, 34. 1. Korinth. 2, 16. Jesus allein ist Mittler und Fürsprecher. In ihm allein ist Heil. 1. Timoth. 2, 5. 1. Johann. 2, 1. Apostelgesch. 4, 11 ff. Er ist der Eckstein. Epheser 2, 20. Er die Versöhnung für unsere Sünden. 1. Johann. 2, 2. Denn: die Erkenntniß des Heils ist der Sünde Vergebung. Luc. 1, 77; und: Die Erkenntniß

Gottes, des einigen und seines eingeborenen Sohnes das ewige Leben. Johann. 17, 2.

Der Münstermann bekennt sich zwar zum Monotheismus, ist aber in der That unfühlend, was mit ihm vorgeht, im Kultus prosaischer Polytheist, wie er im Staatsleben statt Monarchist, gemeiner Aristokrat ist. (S. 153.) Nicht genug, daß er gegen Ephes. 2, 20 Petrus unmittelbar zum Eckstein erhebt, auf Magdalena, auf Joseph rc. baut, von Christus ein zorniges, nur von Maria mildes Urtheil erwartet, Bellarmin zum Vorbilde nimmt, der auf dem Sterbebette als ächter Dualist die eigene Seele in zwei Hälften theilte, um die eine Hälfte Christo, die andere der Maria zu vermachen, — der Münstermann geht weiter: er verehrt nicht blos, wie wir alle, eine Schaar von Heiligen, sondern betet diese so polytheistisch an, daß der Gedanke an Gott vor dem an den Heiligen*) seiner schwachen Besinnung ganz entschwindet. Völlig heidnisch wird er in der Anbetung der Engel, über welche selbst die Juden hinaus waren, weil die Engel nur an sich, nicht durch Kampf und That heilig gelten, oft als Götter der Heiden betrachtet werden. An die Stelle heidnischer Gottheiten treten nämlich die Engel und Heiligen der Münstermänner, aber diese sind nicht so ehrlich, als die Sizilianer, welche eifrig noch heute eine Santa Cerere, Santa Proserpina, Santa Cibele verehren, Maria als Isis behandeln, der sie eingeständlich „überknechtisch" (ὑπερδουλεια), den Heiligen aber blos „knechtisch" (δουλεια) dienen.

8) Gott spricht durch Moses: du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben

*) Vergl. *Aventinus* Annal. Boj. III. 217 mit einem denkwürdigen Dokument in der Allgem. Zeitung den 10. April 1826 Nro. 100. Beilage. Vergl. Walchs Konkordienbuch. S. 288.

im Himmel, noch deß, das unten auf Erden ist. **Bete** sie nicht an und **diene** ihnen nicht. 2. Mos. 20, 4. Psalm 97, 7.

Der Münstermann befolgt die erste, die im Christenthum überwundene Hälfte dieses Gebots buchstäblich: sein Reich hat in Münster, wie wir S. 151 sahen, keinen Künstler hervorgebracht. — Indeß hält er sich nicht blos über den altjüdischen und muhammedanischen Bilderhaß erhaben, sondern selbst über den Verstand, mit welchem geistreiche Gnostiker heidnische Symbole in das Christenthum hereinzogen. Seit nämlich Konstantinus Christ geworden war und die Heiden nichts mehr galten, verlor sich glücklich der Bilderhaß. Die Liebe bildlicher Anschauungen mußte sich früher auf Verehrung von Reliquien beschränken. Als mit der Ueberwindung des Heidenthums der Abscheu vor seiner Gegenwart sich verloren, wurden die Bilder wunderthätig. Als aber die begeisterten Araber einbrachen und die wunderthätigen Bilder gegen sie nicht schützten, lehrten die Priester: die Wunder der Bilder wirkten nur zu Zeiten, bessere sagten: nach der Schuld der Menschen. Dieser Glaube enthält aber zu viel Wahrheit: in so naiver Gestalt fand ich ihn kaum irgendwo in der belgischen Partei. Der Münstermann betet nicht sowohl bei dem Bilde (dafür ist er zu prosaisch). Er geht im Stillen kürzer zu Werke, betet es lieber gleich selbst an, dient und opfert ihm, in Kirchen und, wo es noch leichter gesehen wird, in Straßen.

9) Christus spricht: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Johannes 4, 24 mit Kolosser 2, 16—18. Hebräer 10, 1 ff.

Der Münstermann betet ihn in Ceremonien an, deren heidnischen Ursprung Jeder kennt, nur nicht er und an welchem er eben so hartnäckig hängt, als die alten Sachsen (S. 137 ff.)

zu Karls des Großen Zeiten an ihrem Aberglauben. Indessen wird er auch darin noch von den Heiden beschämt, die vormals sein Land bewohnten. Denn die alten Germanen waren weder Götzendiener, noch Fetisch-Verehrer. Der Münstermann handelt zugleich gegen den bekannten Beschluß, den eine allgemeine Versammlung der Bischöfe im Reiche Karls des Großen 794 ausgesprochen hat. Zu seiner Beruhigung erinnern wir indeß an einige Worte über Friedrich den Großen in v. Dohms Denkwürdigkeiten m. Zeit. I. 248 ff. n. Herausgerückt aus kindlicher Einfalt (Nr. 27) ist ihm aller Sinn der heiligsten Formen, an denen er festhält, verloren. Was dem unschuldigen Gemüthe Natur und Leben ist, die politischen Gebräuche religiösen Inhaltes, sind ihm versteinerte Satzungen geworden. (S. 76.) Nicht sein, nur scheinen will er gerecht und diesen Schein erklärt er für das wahre Sein, weil er den Sinn für Beides verloren hat.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene?
Göthe.

10) Die Schrift sagt: Der Himmel ist Gottes Stuhl ꝛc. Der Herr wohnt nicht in Tempeln von Menschen-Händen gemacht. Matth. 24, 23. Apostelgesch. 7, 48; 17, 24 ff. Der Münstermann kennt keinen höheren Christus als den im Tabernakel.

11) Die Schrift sagt: Der Geist ist's, der da zeuget, daß Geist Wahrheit ist. 1. Johann. 5, 6. Der Münster-Mann sucht alle Wahrheit in der Auktorität seiner geistesverlassenen Partei.

12) Christus sagt: Suchet in der Schrift; in ihr habt ihr das ewige Leben. Sie ist's, die von mir zeuget. Johann. 5, 39. vergl. Matth. 22, 29. Marc. 12, 24.

Lucas 24, 27. 32. 45. Johann. 1, 22; 7, 15. 38; 10, 35; 20, 9. Apostelgesch. 17, 11; 18, 23. 24. 28. Römer 15, 4. 2. Timoth. 3, 15 ff. Offenb. 20, 12. mit Jer. 8, 8. Sir. 38, 25. 38 ꝛc.

Das Gewissen des Münstermannes hat Angst und Bangen vor Verbreitung der heiligen Schrift. Ihre Weisheit will er sich oder blos den Geistlichen vorbehalten, von denen der Laie (wahrscheinlich, weil dieser im Durchschnitt braver ist) gleich einer anderen Kaste spezifisch zu unterscheiden sei. Den Laien weißt er auf Legenden, auf das Breviarium, höchstens auf die Psalmen, verbietet ihm sonst warnend die Bibel, verdächtigt die Bibelgesellschaften, hält sich, wenn er irgend unterrichtet ist, gegen das Wort der heil. Schrift, an **decret. Concil. dolos. 1129. can. 12. Mansi T. XXI. 296**, an die Bulle Unigenitus 1719, an das Breve an den Bischof zu Gnesen 1817, — an Innocentius (s. Henke's Kirchengesch. **II. 284**), — überhaupt an die Barbarei verflossener Jahrhunderte. Von der reinen katholischen Lehre weiß er nichts. Denn diese will, daß das Christenthum im Leben herrsche, nicht blos im Buch. Sie denkt nicht, wie jene Protestanten, welche vergessen, daß die lebendigen Worte Christi allein Quell des Christenthums sind und daß längst vor dem vierten Jahrhundert, d. h. längst ehe es eine vollständig gesammelte Bibel gab, das Christenthum in der Welt war, wie unter den Protestanten schon Semmler klar und verdienstvoll gelehrt hat. Aber auch von diesem wissen die Münstermänner nichts, ich würde sagen: weil sie nur von sich wissen. Aber auch von sich wissen sie nichts, da ihnen alle Selbsterkenntniß abgeht. Vergl. Nr. 35.

13) Christus spricht bei Austheilung des heiligen

Abendmahls: Trinket alle daraus. Matth. 26, 27. Marc. 14, 23. vergl. 1. Korinth. 11, 26 — 29.

Der Münstermann, in Allem, was auch nur entfernt äußerlich gedeutet werden kann, sonst sehr pünktlich, legt ein besonderes, mystisches Gewicht darauf, daß den Laien der Kelch entzogen werde. Er kennt nicht einmal Cyprians „Belehrung vom Pabstthum“, weiß nicht, warum schon Gelasius diese Entziehung anathematisirt hat. Kaum war durch das Konzilium zu Pisa 1409 eine Reform der Kirche beschlossen und das Konzilium *) vollends über den Pabst — d. i. die Aristokratie (S. 152, 166) über die Monarchie der Kirche gesetzt, als schon unter Kaiser Sigismund durch die Beschlüsse zu Konstanz 1415 ff. die Versammlung — eigentlich über Christus gestellt, Huß und Hieronymus verbrannt, und zu Basel 1431 das Konzilium aufs Neue über den Pabst gesetzt wurde. In Konstanz sprach man nämlich aus: obgleich Christus das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt eingesetzt, so fände das Konzilium (!) doch für gut, es bei einerlei Gestalt bewenden zu lassen! Dagegen wurde jenes und zugleich die Muttersprache beim Gottesdienst auf dem Konzilium zu Basel 1431 den Böhmen gestattet; einem Volksstamm, dessen schönste Blüthen auf dem Scheiterhaufen des Huß für Jahrhunderte hinaus zerstört wurden. (S. 85, 97 ff.)

14) Der Apostel Paulus sagt: Gott siehet nicht an die Person, sondern in allerlei Volk, wer recht thut und Gott fürchtet, der ist ihm angenehm. Apostelgesch. 10, 34 ff. Gott ist auch ein Gott der Heiden und Juden. Römer 3, 29. Er will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. 1. Timoth. 2, 4.

*) Dessen Dekrete übrigens Kaiser Rupert von der Pfalz nicht billigte.

Der Münstermann leugnet, wenn nicht geradezu, doch umgehend, dieses Wort der h. Schrift, indem er es nach eigenem (S. 154) Sinne dreht und zu glauben lehrt, geholfen sei nur dem, der zu seiner Partei sich schlägt, diese lebe in allein seeligmachender Erkenntniß ꝛc., wie das tridentinische (S. 97) Konzilium (Sess. VI. can. 12. 15. 17.) sie bestimme; sie müsse herrschen. Für sie Proselyten werben, sei ein Verdienst vor Gott; außer ihr der Himmel verschlossen; außer ihr Alles Ketzerei und Unseeligkeit. Nur ihr sei Wort und Treue zu halten. (S. 96 ff. 59, 154.)

15) Christus spricht: Niemand ist gut, denn der alleinige Gott. Matth. 19, 17. Marc. 10, 18. Lukas 18, 19. Gott ist allein weise. Röm. 16, 27. 1. Timoth. 1, 17. Judä 1, 25. Allein heilig. Offenb. 15, 4. Allein gewaltig und unsterblich, 1. Timoth. 6, 16. Und der Apostel Paulus sagt von sich selbst: Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin. Ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe. Philipp. 3, 12. ff.

Während also der große Apostel selbst sich bescheidet, Christus allein auf Gott weißt, mit dem er eines ist, spricht der Münstermann von sich wie jener Pharisäer; Mein Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie andere Leute (Luk. 18, 11) und lehrte: Auf dem heil. Stuhle spreche (cathedra loquens) der Pabst schlechthin untrüglich, unfehlbar (infallibilis), sowohl dogmatisch, als moralisch (S. 101). Die Erklärung des österreichischen Ministers, Fürsten von Kaunitz, daß die Befugnisse des Pabstes schlichthin und ausschließend auf die Glaubens-Lehre und das Geistliche beschränkt sind, daß der Monarch des Pabstes Beistand und Rath durchaus nicht bedarf, scheint ihm (S. 153 ff.) ein Greuel. S. v. Dohm's Denkwürdigk. II. 315.

16) Christus spricht: nicht Alle, die Herr, Herr zu mir sagen, kommen ins Himmelreich, sondern wer den Willen thut des Vaters im Himmel. Matth. 7, 21.

Der Münstermann faßt dagegen das kolossale Wort des großen Augustinus, daß die Tugenden der Heiden gegen die der Christen glänzende Laster (virtutes gentium splendida vitia) sind, im engherzigsten Sinne gemeiner Prosa, — begreift nicht, daß in diesem Ausspruche Folgendes liegt; die höchste Weisheit eines Münstermannes ist kaum phosphoreszirende Thorheit neben dem einfachen Wort vom Kreuze, neben dem Sonnenglanz christlicher Erkenntniß. Sie hat keinen Christus der Liebe, nur einen — Herrn! — Jenen haßt sie. (S. 131, 155 ꝛc.)

17) Christus spricht: des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für Viele. Matth. 20, 28. Der Knecht ist nicht größer, als der Herr. Joh. 13, 16.

Der Münstermann hat vergessen, daß der Pabst sich selber den Knecht der Knechte Gottes (servus servorum domini) nennt. Ist nun der Pabst infallibel, ist auch nur jener Titel des Knechtes, den er sich giebt, Wahrheit; dann ist die Münster-Weisheit zu Ende, wie bei jeder vorstehenden Thesis. Der Münstermann sagt: der Pabst ist der „Herr Vikarius Gottes und Christi“ (Papa Vicarius Dei et Christi) und fügt im Stillen bei: er ist Gott oder doch ein Gott (Papa Deus). (S. 153.) Ihm muß man dienen, er herrscht allmächtig über alle Welt; über, außer und gegen das Recht. (S. 102, 153.)

18) Christus spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Joh. 18. 36. Der Münstermann spricht: wir müssen die Welt beherrschen. Vor unserem Pabst muß der Souverain und doppelt derjenige sich beugen, der sich aus seiner Gewalt entfesselt hat. Mag Christus umhergegangen

sein, ohne zu haben, wohin er sein Haupt lege, der Pabst (S. 170) muß Alles haben, denn er ist unser Pabst. Ist er, obgleich göttlich, auch nicht geistig größer, als Christus, so soll er doch zeitlich, fleischlich größer sein. — Soll diese Größe ergänzen, was an jener abgeht??

19) Christus sagt zu den Aposteln: Wer unter euch will gewaltig sein, der sei nur Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei nur Knecht. Matth. 20, 26 ff. Gerade umgekehrt will der Münstermann seine Partei geordnet sehen. Unter seinem Bischof denkt er sich etwas sehr Vornehmes und für seine ganze Partei spricht **er** größere Rechte an, als welche Christus selbst seinen Aposteln gab. Aber Christus sagt: wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden. Luk. 18, 14.

20) Der Apostel Paulus sagt: wir sind nicht Herren Eures Glaubens, sondern Diener Eurer Freude. 2. Korinth. 1, 24. Der Münstermann aber fordert in Allem, was seiner Partei beliebt, völlig unbedingten Gehorsam und macht regelrecht und, wie er meint, mit Gesetzes Kraft, seine Geistlichen zu Despoten über Glauben und Freude, über Denken und Handeln nicht blos der Gemeinden, sondern auch der Könige jeder, zumal einer andern Konfession! — **tanta est insamia mentis!** Dabei ist er noch feige, wagt es doch nicht überall recht **laut** zu sagen, welchen Ketzer er — in seinem Monarchen sieht; wie er verlangt, daß dieser doch nur thun müsse, was seine Partei wolle; wie er nur unter dieser Voraussetzung (S. 43) folgen will! —

21) Der Apostel Paulus sagt: Wer ist nun Paulus, wer ist Apollo? **Diener** sind sie, durch welche ihr seid glaubig worden, und dasselbige, wie der Herr einem Jeglichen gegeben hat. 1. Korinther 3, 5.

Der Münstermann weiß zwar wohl, daß der Jünger der Liebe, Johannes, daß der gewaltige Paulus, daß die Apostel alle zu gleichem Dienste des Wortes berufen waren; hält sich aber einzig, blos weil's ihm so vorgesagt wurde, an den felsigen Petrus, sinnt, unwissend, sich aus, daß dieser in Rom gewesen, dort Alles gegründet. Im beschränktesten Kasten-Geiste führt er Rang-Ordnung in ein Gebiet ein, was über jeden Rang hinaus ist (Matth. 20, 26 ff.), weil er sich nicht ohne Rang und nichts Höheres im Leben, als Sich und seine Partei denken kann, die ohne Rang gar nicht existirte, blos vom Range erhalten wird, und — bei aller Heiligkeit mit einer „ritterbürtigen Ritterschaft" prunkt, deren Glanz zwar nicht arm, doch von manchem Geschäftsführer des Hauses Rothschild übertroffen wird, eines Hauses, ohne dessen Quellen der Pabst gar nicht mehr — regieren könnte, wenn ihm auch (was ich hiemit vorschlage) die gesammte heilige Familie und die ritterbürtige Ritterschaft der Münstermänner all ihr Vermögen in gebührender Bescheidenheit, mit dem Gelübde eigener Armuth, überlassen würde. Dies wäre doch eine That, wenigstens ein Werk, adäquat der frommen Sprache! —

22) Der Apostel spricht noch klarer 1. Korinth. 1. 12. Er tadelt die Korinthische Gemeinde scharf, aber mit Entwickelung (S. 98, 142) aller Gründe des Verstandes, wie des Gemüthes (— die wahre Weise, in der alle Religionslehrer sprechen sollen! —) daß Einige sagen: ich bin Paulisch, Andere: ich bin Apollisch, der Dritte: ich bin kephisch (petrisch); der Vierte — ich bin Christisch. Nun frage ich, mit aller Geduld, wie viel ist Einmal Eins? Gewiß Eins! Begreifen die Münstermänner dieses, dann werden sie auch einsehen, wider Willen einsehen, daß hier der Apostel jede geistliche Auktorität als Auktorität, jede

Parteikraft vernichtet. Nicht blos, daß er keine Sekte haben will, die einseitig auf Petrus (Kephas) sich gründet, weist er auch die zurecht, die Christus herabwürdigen, indem sie ihn als Haupt, blos Einer Richtung, als Parteihaupt hinstellen. Der Witz der Gelehrten, der die Münstermänner wohl wenig inkommodirt hat, versuchte Verschlimmbesserungen am Texte: er meinte Chrispisch (χρισπου̃) müsse gelesen werden, statt Christisch (χριστου̃) und berief sich auf die häufigen Fehler der Abschreiber, der verdienstvollen alten Mönche. Aber da waren die Mönche treuer, vielleicht auch gescheider, als die modernen Gelehrten. Die Konjektur „chrispisch" ist rein überflüssig. Der Apostel belehrt nur die, welche in Christus ein Parteihaupt verehrten, ohne zu wissen, daß sie es thaten. Denkt Euch in die Zeit der Reformation, in die ehrliche, treue Sprache, wo der Edle sich nicht scheute, sich dehmüthig zu geben und selbst der Schlechte kaum daran dachte, ihn darüber einer Selbst-Injurie zu beschuldigen, — da will ich Euch ein Wort des Mannes, den Eure Basen-Seele haßt, Luther's zeigen, der mit Gewalt, sogar gegen den ursprünglichen Willen Leo's X., von den Vorfahren **Eurer** Gesinnung, denen Ihr die Folgen zu danken habt, ausgestoßen wurde, der Mann, den man um jeden Preis der Welt zur rechten Zeit hätte bitten sollen, daß er den heiligen Stuhl beträte, um von oben herab Alles zu regeneriren. Er sagt: „Nicht also, Du Narr, höre und laß' Dir sagen! Zum ersten bitte ich, man wolle meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein! So bin ich auch für Niemand gekreuzigt. St. Paulus 1. Kor. 3, 4. 5. wollt nicht leiden, daß die Christen sich sollten heißen Paulisch oder

Petersch, sondern Christen. Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kirche Christi sollt' mit meinem heillosen Namen nennen? — Ich selbst bin um deswillen meinen Büchern feind, und wünsche oft, daß sie möchten untergehen, darum, daß ich besorge, sie möchten den Leser aufziehen, hindern und abhalten, daß er die Schrift nicht lese, die allein der Brunn und Ursprung ist aller Weisheit.“ So spricht der Mann, dem das Verdienst eines Ereignisses zukommt, dessen Schuld die Ahnen Eurer Gesinnung allein tragen!

23) Die Schrift sagt: ein Bischof soll unsträflich sein, Eines Weibes Mann. 1. Timoth. 3, 2. Der heil. Petrus selbst, der Hauptapostel (S. 149) der Römer, war — verheirathet! — Matth. 8, 14. Der erste Brief an Timotheus 4, 1—3 flg. warnt entscheidend vor den Verführern, welche in Gleißnerei Lügeredner sind, und Brandmaale in ihrem Gewissen haben, ehelich zu werden verbieten und die Speise verurtheilen, die Gott geschaffen hat.“

Diese Stellen in der heil. Schrift sind gewiß so unzweideutig und deutlich, als in der Welt irgend etwas sein kann, und gehören eben deßhalb zu denen, die dem Münstermann das Verbot des Bibel-Lesens so wichtig machen, weil neben der Bibel sein Heidenthum, das er für Christenthum ausgiebt, nimmer bestehen kann. Zu dieser List kommt noch die Inkonsequenz, daß die Ehe ein Sakrament und doch (S. 106, 110, 150) den Priestern verboten ist, und die Unwissenheit, die, mit dem 13. Kanon der trullanischen (griechischen) Synode, wie mit allem, was außer ihrer Partei liegt, unbekannt, in der traurigen Erinnerung an Concil. Trident. Sess. 24. Can. g. schwelgt. Sie merkt indeß wohl, warum die Erzählung von der Päbstin Johanna (853—855) erdichtet wurde (zuerst seit 1090); sie weiß

auch, daß mehrere Inhaber des heiligen Stuhls, wie der schwache, alles Selbstvertrauens entblößte Hadrian II. (st. 872), vorher verheirathet waren, da wenigstens die frühere Ehe keinem den Stuhl unzugänglich macht. Auch habe ich im Münster'schen „Fuchs Bibliothek der Kirchen-Versammlungen" gesehen. Der Geistliche aber, den ich auf die Stelle dieses Buches II. 483 flg. aufmerksam machte, wußte eine Reihe kostbarer Bemerkungen aufzuführen, die sich bis auf die Küchen-Zettel erstreckten, welche von Rom nach Deutschland geschickt wurden, z. B. das Essen der Hasen 2c. verpönt haben. Ein Anderer bot Alles auf, von den erwähnten Bibelstellen abzulenken: er erinnerte lieber an die kühne Hand des Sciarra Colonna, der im Jahre 1303 den Pabst Bonifazius VIII, als er von Nogaret und Sciarra zu Agnani gefangen genommen war, nöthigen wollte, der päbstlichen Würde zu entsagen. Ich mußte ihm aber bemerken, daß diese Erzählung — der Zusatz, der edle Sciarra Colonna habe dem Bonifazius, seeligen Andenkens, als er sich dessen weigerte, den Panzer-Handschuh in's Gesicht geschlagen, manches Zweifelhafte enthalte, wie schon aus der Allg. Welthistorie Thl. 77, S. 127 flg. bekannt sei, obgleich Schlözer (Universalhist. I, 1775, S. 163) sage: im goldenen Zeitalter der Hierarchie habe die Hand des Sciarra Colonna „die Schande des europäischen Menschen-Verstandes abzuwischen angefangen."

24) Die Apostel nennen sich, wie oben bemerkt, Diener unserer Freude (2. Korinth. 1, 24.) und die h. Schrift sagt: Freuet Euch mit den Fröhlichen. Römer 12, 15. Freuet Euch in dem Herrn allerwege. Philipp. 4, 4. Freuet Euch, daß Ihr mit Christo leidet. 1. Petr. 1, 8.

Freue Dich, Jüngling, in der Jugend und laß Dein Herz guter Dinge sein in der Jugend. Pred. 11, 9.

Der Münstermann weiß von der Freude des Leidens in und mit dem Herrn nichts, sondern erbittert und erzürnt sich noch, wenn seiner Partei Gnade statt Strafe zu Theil wird. Er gehört nicht zu denen, die sich freuen, als freuten sie sich nicht (1. Korinth. 7, 30), eher zu jenen, welche ihre Freude verstellen, wenn sie dadurch mehr erlangen können. Eben so wenig gönnt er Anderen reine Freude weder des Denkens, noch des Lebens. Statt dessen rühmt er dumpfes Hinbrüten, das er für Verschmähung der Weltfreuden ausgiebt; rühmt der Jugend das Leben in Klöstern als das seeligste, wenn er auch sich selbst diese Seeligkeit nicht anthut; — rühmt, wie er es eben braucht, hier die Ehe als Sakrament, dort mit demselben Munde das Zölibat. (S. 176.) Statt sich selbst zu geißeln, wie er es wohl verdiente (S. 100), sucht er Selbsterniedrigung darin, daß er der gesammten Menschheit die Fähigkeit, etwas von dem zu erkennen, abspricht, was allein wissenswerth ist, weil es — ihm unbegreiflich bleibt. Seinen Verstand, sein befangenes Gemüth macht er, wie alte Sophisten, zum Maaße des Verstandes und Gemüthes der ganzen Menschheit. Diese tiefste Erniedrigung des Geistes, diese bewußtlose und gedankenlose Vertiefung in Selbstliebe nennt er Bescheidenheit, Demuth ꝛc. War die Sprachverwirrung am Thurm zu Babel stärker, als diese, die, wie um Rom, so um den Kölner Dom spielt? Baue lieber, im Wetteifer mit ihren verehrten Geistlichen, statt in weltliche Dinge sich zu mischen, die fromme, ritterbürtige Ritterschaft dieses Wunderwerk mit dem Reichthum, auf den sie stolz ist, freigebig aus, so weit er langt! Dies wäre eine That des Verdienstes und der Ehre, ruhmvoller, als der Genuß domherrlicher Pfründen,

dabei eine Ableitung von weltlicher Herrschsucht, die edelste Erfüllung des Gelübdes heiliger Armuth! zugleich die schönste Befriedigung der Ansprüche, die das Mittelalter an uns zu machen hat! — Thut Ihr das, dann mache ich selber mit Euch gemeinschaftliche Sache! Nehmt wenigstens ein Beispiel an dem, was die Regierung, die ihr lästert, dafür thut, und thut mehr noch!

25) Die Schrift sagt: Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht. 2. Timoth. 2, 5.

Der Münstermann kämpft aber gegen Recht, zumal gegen die Rechte des Gedankens und des Staats, nicht gegen eigene Leidenschaft. Von Welt-Ueberwindung weiß er nichts. Seine Herrschsucht hält er für heilig; sie zu besiegen für Sünde. Sonst ist er im Durchschnitt, d. h. innerhalb seiner Gränzen (S. 76), brav, und wo es fehlt, findet er Ueberfluß an guten Werken seiner Heiligen, am Schatz guter Werke in den Klöstern. Für gewisse, geheime Sünden haben die Heiligen schon genug gethan. Ihre opera supere rogativa sind ihm theuer. Wäre Ablaß im alten Stil noch thunlich, so würde er wenig Anstoß daran nehmen. Leise erläßt ihm in der Beichte der bereite Priester die Strafe und durch auferlegte Buße hält der Uebertreter gutmüthig sich gereinigt. Er zählt mit der oben deshalb gerühmten Agnes Blanbekin (S. 179) darauf, daß schon ein einziger Blutstropfen von der Beschneidung Christi überschwänglich war zur Sühne aller Sünden. Völlig gesühnt hält er sich, wenn er irgend einen Protestanten zum Glied seiner Partei gemacht. Daher der Heißhunger der ganzen Partei nach Proselyten, und bei dem Mangel an Bildung, die Sucht, ihn durch die kleinlichsten Mittel zu stillen. Dabei rechnet sie auf den Geiz protestantischer Theologen und geht dadurch so sparsam als möglich zu Werke, wie, zur unvergeßlichen Schande

dieser Sekte, z. B. mit Winkelmann, und vor Kurzem mit einem Nachkommen Luthers. Da, meinen sie, was Rechtes erreicht zu haben.

26) Die Schrift sagt: was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Römer 14, 23. Durch den Glauben an Christus kommt die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit wird von Gott dem Glauben zugerechnet. Philipp. 3, 9. Ohne vorgeschriebene Glaubens-Formel, ohne vorgeschriebenen Kultus glaubte Abraham und — **sein Glaube** ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Römer 4, 3. Wer nicht mit Werken umgehet, aber an Den glaubet, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Römer 4, 5. Die ganze heil. Schrift ist voll solcher Stellen, die gerade ihrer Deutlichkeit und Tiefe wegen von dem verwirrten Geschlechte am wenigsten verstanden werden. Auch die Perikope am 11. nach Trinitatis, nämlich Luk. 18, 9—14 gehört hierher, vor Allem Römer 3, 28: der Mensch wird gerecht, ohne des jüdischen Gesetzes Werke, durch den Glauben allein.

Klüger, wie er im Stillen meint, als die heil. Schrift (S. 170), lehrt der Münstermann kurz ab, der Mensch werde gerecht und seelig durch die guten Werke und leitet her die Werkheiligkeit, daß man durch Beten, Fasten, Almosen, Kirchengehen, Stiftungen, wenn es erlaubt ist, durch Wallfahrten, zu jeder Zeit, zumal beim ganzen, halben und viertel römischen Jubel-Jahrhundert (seit Bonifazius VIII.) Vergebung der Sünden erlange, und ohne Besserung wiederholte und neue Sünden eben so leicht abwasche. Geistigen Seelenkampf liebt er nur, um die Macht des Priesters, als Beichtigers, zu heben, nicht zur Selbstüberwindung. (2. Timoth. 2, 5.) Außer den Werken gilt ihm nur die

Auktorität der Partei. Judas hieß und war Apostel und Jünger und doch konnte ihn selbst der Kuß, den er von Mund zu Munde dem Erlöser gab, nicht erretten, noch seelig machen. — Dies ist das Schicksal der Münstermänner. Von dem Verrathe, den sie am Glauben begehen, von dem Haß, den sie gegen die Worte Christi und die h. Schrift durch die That zeigen, befreit sie kein Kuß ihrer wunderthätigsten Münzen und Kreuze. (S. 149.) Sie morden sich und ihre Kirche geistig. Solche Küsse haben nur Sinn und Inhalt, wenn sie in Herzens-Inbrunst oder mit kindlichem Gemüthe gegeben werden. Man weiß, was Hennhöfer*), was Hugi ꝛc., ausgesagt: Noch ein Schritt weiter und neue Aussagen solcher Art werden in Masse erfolgen.

Besinnt Euch, ob Ihr das wollt!

27) Den Kindern, sagt der Erlöser, ist das Reich Gottes, und wer nicht das Reich Gottes als ein Kind nimmt, wird nicht hinein kommen. Lukas, 18, 16. ff. Der Münstermann fordert zur Seeligkeit ein ganzes Nest künstlicher Formen, die er gleich Zoll-Linien um das Himmelreich gezogen wissen will (Nr. 9). Studirt nur Shakespeare, um zu erfahren, wie weit Priester-Herrschsucht von kindlichem Sinne entfernt ist! (S. 76.)

28) Der Apostel räth, einen ketzerischen Menschen zu meiden, wenn er ein und abermal ermahnt ist. Tit. 3, 10.

Der Münstermann, der Ursprache der heil. Schrift, des Neuen, wie des Alten Testamentes nur selten kundig,

---

*) Vergleiche dessen christliches Glaubens-Bekenntniß. Heidelberg. 1829. S. VIII. mit Kiesling's Abhandlung über die unheilbaren Zweifel unserer **römischen** Kirche (de insanabili ecclesiae romanae scepticismo etc.).

und, soweit meine Erfahrung reicht, ihrer niemals wahrhaft mächtig, versteht nicht blos unter einem „ketzerischen Menschen“ etwas ganz anderes, als der Apostel, sondern (S. 77) dreht und wendet auch das Wort „meiden“. Jetzt kehrt er es in Verachten und Verfolgen Aller um, die gesunder denken, als er, vertheidigt aber noch immer die Greuelthaten barbarischer Vorzeit. Man hielt sich nämlich statt an die Worte, wie sie aus dem Munde dessen kommen, der den Brief an Titus geschrieben, an ihre lateinische Uebersetzung (an die Vulgata). Hier heißt „meide“ evita. Dieses Wort, welches Gott zusammen gefügt (— denn die Vulgata gilt als göttlich treu und sie ist auch in diesem Punkte vollkommen richtig —), schied die Herrschsucht in e vita, d. h. aus dem Leben. Sie setzte statt „vermeide“ — „tödte, morde“; mild übersetzt: „Einen Ketzer darfst du todtschlagen“, und der kräftige Pabst Julius II. verhieß jedem, der einen Franzosen todtschlagte, Vergebung aller Sünden. Statt an das Todtschlagen der Feinde, hält sich, weil er anders nicht mehr kann, der fromme Münstermann an's Hintergehen, Ueberlisten, Betrügen, Wortbrechen. Dieses Wortbrechen ist die ausgemachte sonnenklare Virtuosität des Herrn v. Droste, der den König als einen Ketzer behandelte. Und weil jede Schlechtigkeit als ansteckende Krankheit fortwuchert, so haben nun, laut öffentlicher Berichte, noch andere Bischöfe denselben Wortbruch auf ultramontanen Befehl nachgeahmt, Männer, die wie v. Ledebur in Paderborn sonst noch erträglich gebildet, und in ihren Gemächern ziemlich lebenslustig wenigstens gewesen und durch mancherlei Konexionen beschützt sind. Ein neuer Beweis, daß selbst gebildete Bischöfe, so wie es zur Krisis kommt, ihren Monarchen zu verrathen, fast gezwungen, wenigstens dafür erzogen sind. Gewöhnlich

schwören auch die Bischöfe und Erz-Bischöfe: Andersdenkende nach Möglichkeit zu verfolgen und zu bekämpfen: haereticos, schismaticos, rebelles pro posse persequar et impugnabo. Im Jahre 1817 mußte, wie das Oppositions-Blatt 1817 Nr. 63 berichtet, ein Pseudo-Lutheraner, der zum Pabstthum übergieng, Rath, Wohlwollen, Hülfe und Beistand (consilium, favorem, opem, auxilium) ächt heidnisch, seinen früheren Glaubens-Genossen abschwören. Die Partei meint, das Alles sei unbekannt, weil sie die Toleranz der Besseren (S. 84, 94, 155) nicht begreift und nicht einmal Mohnike's Schrift zur Geschichte des ungarischen Fluch-Formulars. Greifswalde, 1823 kennt. Dieser Bruderhaß, schlimmer, als der schnödeste Feindeshaß, eingewurzelt, wie die minder schuldige Halsstarrigkeit des Juden Shylok in Shakespeare's Kaufmann von Venedig, rettet sich überdieß in den schlechtesten Winkel, in den sich Bosheit nur flüchten kann, in Vornehmheit und angebliche Gewissenspflicht:

So ist oft äußerer Schein sich selber fremd,
Die Welt wird immerdar durch Zier berückt.
Im Recht, wo ist ein Handel so verderbt,
Der nicht, geschmückt von einer holden Stimme,
Des Bösen Schein verdeckt? Im Gottesdienst,
Wo ist ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
Nicht heiligte, mit Sprüchen nicht belegte,
Und bürge die Verdammlichkeit durch Schmuck?
Kein Laster ist so blöde, das von Tugend
Im äußern Thun nicht Zeichen an sich nähme.
Shakespeare.

29) Die heilige Schrift erzählt, daß die verworfenste Klasse der Juden sich vereinigt hat, Jeden, der den wahren Christus bekennt, zu verfolgen (Joh. 7, 13.), in den Bann zu thun (Joh. 9, 22; 12, 42). Niemand, sagt Johannes

7, 13, redete frei von ihm, um der Furcht willen vor den Juden. Selbst die Obersten, erzählt er 12, 42, deren viele an ihn glaubten, bekannten es der Pharisäer willen nicht, daß sie nicht in den Bann gethan würden.

Ganz wie diese Pharisäer, mit demselben Dünkel abgelebter Auktorität handeln heute die Münstermänner. Ja sie glaubten, Gott einen Dienst zu erweisen, wenn sie wahre Verehrung Christi hemmen.

30) Christus sagt: Liebet Eure Feinde, seegnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, die, so euch verfolgen und beleidigen. Matth. 15, 44 ff.

Diese Milde war ein Charakterzug der preußischen Maaßregeln in der Kölner Angelegenheit. Die h. Familie dagegen säete Haß, Verläumdung, Undank und Lüge in die Herzen des Volkes. Unter ihren Gliedern fand ich mehrere, welche, ohne zwar nur zu wissen, was sie sagten, die alberne Behauptung, die schon zu Joseph II. Zeiten die Empörer beschäftigte, wieder aufwärmten, ohne päbstliches Privilegium sei es nicht erlaubt, für den Landesherrn in der Messe zu beten. (Vergl. v. Dohm's Denkw. m. Zeit II. 297.) Sie hassen nicht blos ihre Feinde, sie hassen und verfolgen ihre Brüder. N. 28.

31) Die Schrift sagt: Läßt sich einer nicht bekehren, so halte ihn als Heiden und Zöllner. Matth. 18, 17. Der Münstermann setzt im Gegentheil den Gefallenen, wenn er nur einigen Verstand besitzt, bei aller Sucht nach neuen Schafen, so leichte Zollschranken der Besserung, daß dieser bei dem besten Willen in Verlegenheit kommt, sich immer noch für würdiger, als seinen Bekehrer zu halten. Zugleich vertheidigt der M. das unmenschliche Verfahren früherer Zeiten gegen Anders-Denkende und würde es nachahmen, wenn er könnte, wie im Kleinen wieder die Erdichtung der Unruhen am 8. Januar 1836 in Paderborn zeigt. Hexenprozesse, wie sie sonst am Rhein,

gleich den Inquisitions-Prozessen, wie sie in Spanien getrieben wurden, würde der münsterländische Verehrer wunderthätiger Medaillen (S. 149, 181) heute, wenn auch in neuer Form wieder veranlassen. Waren solche Greuelthaten und sind noch heute die ähnlichen Gesinnungen etwas anderes, als Fortsetzungen heidnischer, dadurch, daß sie christlichen Geist erheucheln, unendlich fluchwürdiger Lust an Menschen-Opfern?? —

Das erste Ketzerblut floß eigentlich im Jahr 385. Bald darauf fielen in kurzer Frist, ja oft in einem Jahre, mehr als in den 3 Jahrhunderten zuvor, oft ächte Märtyrer des Christenthums als besiegte Feinde schlauer und beschränkter Priester, die Alles ihrer Herrschsucht opferten. An jenem ersten Ketzermorde (Piscillon's und seiner Anhänger) hatten Gallier und Spanier Antheil. Die Nemesis der Heiden straft die Sünde durch den Fluch, daß, diese einmal begangen, fortwuchert: diese heidnische Nemesis schlug beide Völker. Beide blieben die thätigsten Handlanger und die leidendsten Opfer der wahren Vertilgungs-Lust, welche der Priester sich bemächtigte.*) Dieses mörderische Element drang später auch in den englischen Protestantismus. Selbst Calvin blieb nicht frei davon. Servetus zeugt gegen ihn. Am furchtbarsten aber wühlte es, wo das Christenthum in Wahrheit — am wenigsten katholisch, am meisten römisch war, in Spanien. Selbst in einer Münchner Literatur-Zeitung, 1821 N. 84 liest man darüber gedruckte Wahrheiten. Von 1481 — 1808 wurden von der spanischen Inquisition lebendig 32,282 und im Bilde 17,688, also lebendig noch weit mehr, als im Bilde verbrannt, mehrere aus gleichem Aberglauben gemartert. Das Heidenthum

*) Vergl. Neckar-Zeitung 1826. N. 101 vom 15. Juni.

in den Zeiten höchster Barbarei zeigt niemals **solche** Lust an Menschenopfern, wie die spanischen Priester, die der Münstermann verehrt. Dazu gesellte sich überall noch tausendfältiger Unsinn. Es wurden Thiere, sogar Insekten, förmlich excommunicirt, andere, z. B. Schweine, von geistlichen Richtern zum Tode verurtheilt. Diese Geistlichen glaubten an Metamorphosen, ärger als alle Verehrer Ovid's: So wurde Gilles Garnier angeklagt, er habe sich durch Zauberkraft — in einen Wehrwolf verwandelt und junge Mädchen gefressen. Den 15. Jan. 1574 wurde er deßhalb zu Dolé in der Freigrafschaft Burgund lebendig verbrannt. Aehnliches geschah noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Heerde der heutigen Würzburger-Zeitung, wie in der Schweiz und sonst überall, wo die Vorfahren der h. Familie herrschten, mit alten, zumal geisteskranken Frauen als Hexen. Wenn aber all das, was in's Unermeßliche geht, eiskalt und vornehm entschuldigt, wenn es, bei der nothwendigen Ausscheidung des Irrthums aus der Kirche (S. 77 ff.), der Barbarei der Zeiten, nicht der Priester, die auf diese Barbarei ihre Herrschsucht gründeten, angerechnet, — wenn der Fluch all dieser unzählbaren, unermeßlichen Greuelthaten gelöst wird; so bleibt doch unvergeßlich, wie die verwandte Partei, die den alten Haß heute nur in den gebildeteren Formen der neueren Zeit ausläßt, mit Männern umgieng, die in der Geschichte mehr wiegen, als 1000 Andere zugleich. Galiläi lebt ewig, wenn seine Quäler längst verschollen sind, und noch sprüht und raucht unauslöschlich, gleich der Lava-Gluth des Jorullo, das Blut des verbrannten Bruno (1600) und Lucilio Vanini (1619), Huß und Hieronymus (1415. 1417.), des edlen Savanarola (1498), dessen größte Fehler die reinsten Folgen der Handlungsweise seiner

Feinde waren, und einer ganzen Schaar hoch gesinnter Männer, die die h. Familie sämmtlich verabscheut. Ich breche, sparsam in der Strafe, solche Erinnerungen ab, den Fluch nicht herabzurufen auf die Häupter der Menschen-Schlächter, in welchen die **sacra familia** ebenbürtige Ahnen verehrt, deren Einfluß sie wieder zu gewinnen durch alle Mittel anstrebt! Wer nennt mir ein abscheulicheres Streben, rohere Sünden wider den heiligen Geist der Liebe und Erkenntniß? Durch Märtyrer der Wahrheit hat das Christenthum erst gegen polytheistische Heiden, dann gegen romanische Priester seine unerschöpfliche Kraft bewährt. Ihr sucht vergebens das Andenken an die Märtyrer, die Ihr geschlachtet, auszulöschen! Eure eilftausend Jungfrauen auf der kleinen Wiese (dem **locus demonstrandi**) — hatten kaum so viel reines Blut, als der eine Bruno und Vanini. (S. 78, 85, 97 ff. 170.)

32) Die Schrift sagt: Christus hat mit Einem Opfer in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden. Hebr. 10, 14. Er ist Einmal in das Heilige gegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden. Hebr. 9, 12., vergl. Hebr. 9, 26 ff., 7, 27.

Der reine katholische Glaube feiert, tief mit poetischem Sinn, in der Messe die überschwänglichreiche Idee, ich möchte sagen, des perennirenden Lebens Christi in der Gemeinde. Der Münstermann dagegen opfert ganz gegen jene ausdrücklichen Erklärungen der h. Schrift, tagtäglich mit heidnischem Sinn, Christum in der Messe, denkt sich den allgegenwärtigen, ewig allbelebenden Heiland, Ihn, der die Auferstehung und das Leben ist, nur leidend, bejammerungswürdig, kläglich, Ihn, der die Welt überwunden! —

33) Christus spricht zum Missethäter am Kreuze: heute wirst Du mit mir im Paradiese sein. Luk. 23, 43. Der

Münstermann dagegen hält ganz prosaisch den tief gefaßten, religiös-poetischen Gedanken des Fegefeuers, statt wie Dante ihn zu fassen, buchstäbelnd fest. In seinen Augen wäre selbst Dante ein Ketzer, Buonarroti ein Teufel.

34) Die Schrift sagt: wenn du betest, mache nicht viel Worte Sir. 7, 7. Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern, wie die Heiden Matth. 6, 7. Der Münstermann dagegen schellt und plappert wie die Heiden, freilich wie Göthe sagt:

— — — nach der Menschen Bedürfniß, —
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

In solchem Treiben sucht er das wahre Heil, dankt Gott, wie der Pharisäer, bei Luk. 18, 11., daß er nicht sei, wie andere Leute, und vergißt, was der Erlöser sagt bei Matth. 6, 5 ff. „Wenn du betest, sollst du nicht sein, wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen, und an den Ecken, auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich ich sage euch: sie haben ihren Lohn dahin. Wenn aber du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließ die Thür zu, und bete zu Deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.“

Statt zu beten, schmiedet er Ränke im Verborgenen gegen Weisheit, Gesetz und bürgerliche Ordnung und verlangt Privilegien für dieses Streben. (S. 84, 94, 155 ꝛc.)

35) Die Schrift sagt: wer mit fremder Sprache prediget, der redet zwar zu Gott, aber nicht zu den Menschen. 1. Kor. 14, 2. mit V. 6. u. 16. Der Münstermann dagegen achtet diese Weisung der heil. Schrift und wenn er gleich deutsch predigt, den Befehl sehr gering, welchen Karl der Große gab: **nullus sit Presbyter, qui in ecclesia publice non doceat lingua, quam**

auditores intelligent. Auf schlecht deutsch, oder wörtlich übersetzt: „Keiner sei Priester, der in der Kirche öffentlich in einer Sprache lehrt, welche die Zuhörer nicht verstehen.“ Da ihm überdies die heil. Schrift gefährlich scheint (Nr. 12), so begreift er sogar die Frömmigkeit — Ludwigs des Frommen nicht recht, der die Bibel in niederdeutsche Reime übertragen ließ. Mit Vorliebe sucht er in der römischen Sprache des Kultus in dem Maaße, in welchem sie der Gemeinde unverständlich ist (1. Korinth. 14, 16), eine geheime Macht und will Alles, sogar die Sprache (S. 150, 152) römisch. Römisch soll sein Landesherr sein, wenn er seine Worte hören soll.

Dies sind die Thesen, die als Antithesen gegen jene fühlbar gemacht werden müßten, welche in ganz anderer Beziehung der Kölner Erzbischof aufzustellen sich erlaubte. (S. 28.) Wir geben diese Anti-Thesen zerstreut, um sie der Fassungskraft der Partei näher zu bringen, die ihre Gedanken nur zum Ziele der Herrschsucht zu konzentriren weiß. — Wir geben sie unvollständig, weil sie von selbst auf die heil. Schrift hinweisen. Jedes ihrer Kapitel athmet denselben Geist. Wir wählten ferner Thesen, welche die Intelligenz berühren, weil die Partei des Erzbischofs die Sache aus dem Gebiete der Disziplin und des Staatsrechts in das der Lehre und der Erkenntniß übergespielt, uns dadurch gezwungen hat, ihn auf diesem Gebiete, dem höchsten, den „Spiegel“ der Selbsterkenntniß vorzuhalten, ihr Gelegenheit geben, sich, wenn es möglich, zu besinnen und zu bessern. (S. 56.) Ihrem Pöbel hat sie gelehrt, Leben, Lehre, Kultus, Alles so sehr zu verwechseln und zu verwirren, daß die thätigsten und

markvollsten (S. 100) Verehrer des Bischofs, — gleich dem Dichter der Revolution in Paderborn, sogar die Staatsgefängnisse nach ihrer Konfession eintheilen und von „lutherischen Festungen“ sprechen, in die sie keinen — Mönch wollen abführen lassen. Dieselbe Verwechselung herrscht oben und wirkt durch alle Formen des Lebens herab bis in die untersten Glieder. (S. 31, 38 ff.) Von oben her hat die Partei die Intelligenz vermessen herausgefordert. Ihren beschmutzten Handschuh heben wir nicht auf, zeigen ihr aber, wie man verfahren könnte, wenn man auf den Kampfplatz — die Operation des Staarstiches an ihr versuchen wollte. Trotz ihrer beliebigen Vermischung von Lehre und Kultus, ja auf diese Vermischung und ganz erfüllt von demselben Geiste, der im 9ten Jahrhundert, um die früheren Rechte der Metropoliten möglichst alle auf Rom zu übertragen, die Kanon-Sammlung des Isidorus von Sevilla verfälschte, gründet die herrschsüchtige Partei, in neue Widersprüche endlos sich verwirrend, die sophistische Anmaaßung, in welcher sie die willkührlichsten Ausdeutungen des kanonischen Rechtes, aus dem Alles zu machen ist, sich erlaubt und diese Ausdeutungen in allen Sphären des sogenannten kirchlichen Völker-Rechtes (Staats-Kirchenrechtes) geltend zu machen strebt. Sie stellt, mit Einem Worte, das kanonische Recht nicht nur schlechtweg über alle Rechte der Landes-Gesetze. Vielmehr fragt sie einzig nach jenem, wähnt sich außer, über und gegen alles Recht zu handeln von Rom her für befugt (S. 102, 172), weil sie merkt, daß es kein Majestäts-Verbrechen giebt, welches sich durch das kanonische Recht nicht vertheidigen oder aufbürden ließe. Gebt mir ein ABC, sagte ein großer Kardinal, und ich will dem Schreiber desselben blos auf diesen Fuß hin eine Klage auf Leben und Tod an den Hals werfen! — Wie

im Aufbürden, so im Vertheidigen! Daher Artikel, wie jene in der Münchner politischen Zeitung vom 20. und 24. Jan. 1838, letzterer voll bekannten, üppig duftenden Selbstlobes. Diese Partei weiß, daß (S. 62) Preußen 1) Ruhe will, 2) auf Oesterreich Rücksicht nimmt, 3) im eigenen Lande erfahren hat, wie hartköpfig die Priesterwelt aller Konfessionen ist, wie leicht es ihr wird, Kollisionen jeder Art heraufzuführen. Sie merkt zwar, daß der Kurie weit mehr daran gelegen sein muß, auf gutem Fuß mit der preußischen Regierung zu stehen, als umgekehrt — dieser an jener liegen kann. Aber sie rechnet auf die Gewalt der Beschränktheit, auf die geheime, in der Vermessenheit nie ermüdende, vor keinem Mittel zurückschreckende Macht ihrer Umtriebe, und auf die übermäßige Schonung, welche Preußen bewiesen hat, legt diese im Stillen für Schwäche aus, während sie öffentlich von Anmaaßungen der Krone spricht und tröstet sich mit dem Betragen und Gedeihen ihrer „Konsorten“ und Vorfahren:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme!
Schiller.

i) Gebet nach der Mahlzeit.

Ihr habt mich gezwungen an dem Baum der Erkenntniß zu schütteln. Wundert Euch also nicht, wenn Früchte von ihm abfallen, welche Anderen die Augen öffnen. Zwingt mich nicht, sie alle aufzulesen, oder vollends zum Zweitenmale den Baum zu schütteln! Solche nur zerstreute Früchte sind vorliegende Antithesen. Sie werden wenig Streit wecken, weil das sechszehnte Jahrhundert (S. 107) vorüber, die Zeit für religiöse Interessen zu sehr abgestumpft,

und Euer ganzes Leben zu schaal*) ist, als daß es lebendige Theilnahme wecken könnte. Jene abgefallenen Früchte der Erkenntniß gleichen kaum dem üppigen Tafel-Desert im österlichen Mahle, das in überfeinerten Zeiten wohlberechnende Kardinäle öffentlich genießen. Gelobter Armuth, gleich diesen, entfremdet, greift Eure Partei heimlich vor Allem nach süßem Desert. Aber ungeduldig trotzend, genießt sie „die goldenen Himmels-Früchte“ noch unreif und sauer sich zum Tode. Während jene Kardinäle behaglich am Tage im Vatikan das heilige Mahl feiern, ist sie eingeständlich**) schon hinabgestiegen in den unterirdischen Todten-Saal Utopiens***). Da rafft' sie, eine lebende Leiche†), sich empörend wieder zusammen, doch ihre Regungen sind nur das Flocken-Lesen eines Sterbenden, der den Pestgeruch unsauberer Krankheit††) aushaucht, alles gesunde Leben der Umgebung zu vergiften droht†††) und quaalvoll ringt, weil im endlosen Todeskampfe der Fluch des ewigen Juden auf ihm lastet, selbst im Grabe nicht sterben zu können*†! Euch ruft der Heiland (Matth. 23, 15) zu: Wehe, Ihr Heuchler und Pharisäer, die Ihr die Welt umwandelt, daß Ihr einen Juden-Genossen**†) machet, und wenn er's worden ist, machet Ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn Ihr seid! —

*) S. den Artikel vom Rhein 25. Jan. in der Leipziger Allgemeinen Zeitung und daraus im Frankfurter Journal. 1838. Nr. 34.

**) S. 99, 127.

***) S. 99, 107, 127 ff. 154, 156.

†) S. 95, 109, 147, 154.

††) S. 81, 147, 182.

†††) S. 7, 85 ꝛc.

*†) S. 155.

**†) S. 199, 84, 90 ff. 94, 130, 142, 165, 179.

Wenn Ihr sterben könntet, wäre dieser Ruf Eure Grabschrift. Wenn aber Christus heute wiederkehrte, würdet Ihr *) noch auf dem Sterbelager die ersten sein, die da rufen: „Welch ein heftiger arger Mensch! Er hat den Teufel (Joh. 7, 20)! Kreuziget ihn, kreuziget ihn!" (Matth. 15, 12 ff.) Und wahrlich: es würden Viele Eurem Rufe folgen **), die Schädel-Stätte des Geistes, Rom, sich beeifern, ein neues Golgatha zu werden!

Schluß.

Toleranz religiöser Ansichten ist in Preußen wesentliches Staats-Princip, der Staat selbst auf Intelligenz gegründet. „In meinen Staaten," sagte Friedrich der Große, „kann Jeder ungestört nach seiner Façon seelig werden." Eben deßwegen duldete er keine Eingriffe der Geistlichkeit. Er wußte vielmehr von Berlin aus durch die schlesischen Jesuiten die Jesuiten selbst in Wien zu bändigen ***). Gleicher Weise hielt er Anmaaßungen der protestantischen Theologen in Schranken. Als eine erledigte Professur in Halle seinem Minister Sorge machte, schrieb er auf die Akte die denkwürdigen, in jener Sache nur zu wahren Worte: „Ein Theologe ist leicht zu finden: ein Theologe ist ein Thier sonder Vernunft." Er wußte nicht blos Religion und Geistlichkeit, er wußte auch Religion und Theologie, und diese wieder von den Theologen zu unterscheiden. Kein Unterschied ist klarer, keiner liegt dem

*) S. 131, 155, 172, 181 mit S. 6 und 85.

**) S. 6 rc.

***) „Gregor, Nürnberg. Otto 1833" giebt Belege.

gesunden Verstande näher. Wem aber dieser fehlt, der wird dies nie begreifen, nie den Thron-Erben Friedrichs des Großen verstehen. (S. 103, 118.)

Fassen wir Alles zusammen, so ist in der Sache des Erzbischofs von keinem Streite mehr zu reden. Nicht Partei und Partei steht sich gegenüber, der Gegensatz ist nur **in der Partei selbst, nicht im Staate**, der alle Parteien beherrscht. Der Staatskraft trotzt die Hierarchie, nicht die Kirche; dem Staatsgesetz kanonische Anmaaßung; begründeter Praxis fanatische Neuerung; lebendigem Rechte engherzige Verstocktheit; gesunder Politik Halsstarrigkeit; offenem Verfahren mit Staatsfeinden selbst im Ausland giftig verschwisterte Herrschsucht; der Gerechtigkeit Unrecht ohne Schaam; der Milde blindes Jammern über eigene Schuld; der versöhnenden Bemühung verschmitztes Streben nach Verdumpfung; der Macht ohnmächtige Drohung mit Erbitterung und Aufreizung; geistiger Energie geistliche Vermessenheit; und Unthat bürgerlicher Ordnung eigensinnige Verwirrung; dem Verstande leere Einbildung; klarer Besonnenheit wahnsinniges Festhalten an fixen Vorstellungen; frischem Leben Moder-Geruch übertünchter Gräber. Fragt sich da noch, wem zu trauen ist?

Wem zu trauen ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Traue dem Leben, es lehrt besser, als Redner und Buch!

Verbesserungen.

Seite 6	Zeile	14	lies	Theux statt Theur.
„ 6	„	19	„	Gesellen st. Organen.
„ 7	„	5	„	Rechtes und Trostes st. Trostes.
„ 61	„	17	„	Widerspruch st. Wortbruch.
„ 99	„	12	„	sublunarische st. sublimarische.
„ 105	„	9	„	zersplitterter st. zersplitterten.

De la Haye.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kapp, Christian

Entweder - Oder: Wem ist zu trauen, der Krone oder der Bischofs-Mütze? Beleuchtung der politischen und religiösen Principien der Partei des Kö lner Erzbischofs von einem Geistlichen, der ausgeschlafen ; Mit einem Bildniß des Erzbischofs von Köln

Stuttgart 1828

H.eccl. 557 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10025448-8